

Zentrum Moderner Orient
Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin e.V.

Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914 - 1945

Herausgegeben von Gerhard Höpp und Brigitte Reinwald

Studien 13

Verlag Das Arabische Buch 2000

Berlin: Verlag Das Arabische Buch 2000

Zentrum Moderner Orient. Arbeitshefte Nr. ...

Inhalt

Einführung	5
<i>Gregory Martin</i> : Koloniale Truppenkontingente im Ersten Weltkrieg	15
<i>Gilbert Meynier</i> : Les Algériens dans l'Armée française, 1914-1918	35
<i>Ilse Itscherenska</i> : Heydar Hân, das Berliner Persische Komitee und die Deutschen. Interkulturelle Begegnungen im Ersten Weltkrieg	57
<i>Margot Kahleys</i> : Muslimische Kriegsgefangene in Deutschland im Ersten Weltkrieg – Ansichten und Absichten	79
<i>Steffi Chotiware-Jünger</i> : Abschied vom „Heiligenland“. Ein georgischer Schriftsteller als Kriegsgefangener und Gefangenenbetreuer in deutschen Lagern während des Ersten Weltkrieges	119
<i>Gerhard Höpp</i> : Frontenwechsel: Muslimische Deserteure im Ersten und Zweiten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit	129
<i>Iskander Giljazov</i> : Die Muslime Rußlands in Deutschland während der Weltkriege als Subjekte und Objekte der Großmachtpolitik	143
<i>Sebastian Cwiklinski</i> : Die Panturkismus-Politik der SS: Angehörige sowjetischer Turkvölker als Objekte und Subjekte der SS-Politik	149
<i>Eva-Maria Auch</i> : Aserbaidshaner in den Reihen der deutschen Wehrmacht	167
<i>Peter Heine</i> : Die Mullah-Kurse der Waffen-SS	181
<i>Burkhard Ganzer</i> : Virtuelle Kombattantenschaft und Cargo-Erwartung: Iranische Stämme und deutsche Agenten 1942-1944	189
<i>Diethelm Weidemann/Lothar Günther</i> : Das indische Infanterie-Regiment 900. Historische Realitäten und subjektive Wahrnehmungen	199
<i>Joachim Oesterheld</i> : Die Indische Legion in Frankreich	209

<i>Brigitte Reinwald: Zwischen Imperium und Nation: Westafrikanische Veteranen der französischen Armee am Beispiel des spätkolonialen Obervolta</i>	227
<i>Tilo Grätz: Die Anciens Combattants: von lokaler Elite zur Vereinigung der Bittsteller. Zur sozialen und politischen Situation von Kriegsveteranen in Nordbenin</i>	253

Einführung

„Fremdeinsätze“ ist das Ergebnis einer Arbeitstagung, zu der sich am 11. und 12. Juni 1999 Vertreterinnen und Vertreter verschiedener sozialwissenschaftlicher Disziplinen am Zentrum Moderner Orient Berlin zusammenfanden, um über die Beteiligung afrikanischer und asiatischer Kombattanten an den von Europäern zu verantwortenden beiden Weltkriegen zu reflektieren. Im Vordergrund standen dabei nicht die herkömmlich an dieses Thema herangetragen militärhistorischen und politikgeschichtlichen Fragestellungen; die Aufmerksamkeit galt vielmehr dessen sozial- und kulturhistorischen Bezügen sowie der Erweiterung von Kenntnissen der „umgekehrten Wahrnehmung“, d.h. der Blick richtete sich auf individuelle und Gruppenerfahrungen dieser „Fremden“ in europäischen Heeren. Gestützt auf veröffentlichte und unveröffentlichte schriftliche Quellen sowie mündliche (Selbst)Zeugnisse sollten Status und Situation afrikanischer und asiatischer Soldaten ermittelt, ihre Einsätze und Erlebnisse als Kombattanten bzw. Kriegsgefangene, Deserteure oder Überläufer sowie als Demobilisierte und Veteranen rekonstruiert und im weiteren Sinne nach ihrer Bewältigung von Kriegs- und Nachkriegserfahrungen sowie nach langfristigeren gesellschaftlichen, politischen und mentalen Konsequenzen gefragt werden, welche den Herkunftsgesellschaften aus dieser temporären Migration erwachsen sind.

Handelte es sich so verstanden bei dem Arbeitstreffen um eine erste Bestandsaufnahme zu einem trotz seines historischen Gewichts und seiner anhaltenden Bedeutung – sowohl für das engere gesellschaftliche Umfeld der ehemaligen Soldaten als auch für den weiteren nationalstaatlichen Zusammenhang – bislang wenig beachteten und bearbeiteten Phänomen, so war auch die hier dokumentierte geographische wie thematische Breite der präsentierten Beiträge von den Initiatoren der Tagung durchaus beabsichtigt und gewünscht. Sie sollte Gelegenheit bieten, auf induktivem Wege vergleichende Betrachtungen anzustellen, eine erste Bilanz zu ziehen und somit Ausgangspunkte für weitere vertiefende Forschungen in diesem Bereich zu markieren.

Kriegsschauplätze und Kategorien von Kombattanten

Technische und infrastrukturelle Entwicklungen, dank derer Transport- und Verkehrswesen um die Wende zum 20. Jahrhundert entscheidende Verbesserungen erfuhren, einerseits, die europäische Verfügung über koloniale Territorien und deren materielle und menschliche Ressourcen andererseits schufen aufseiten der Entente die Voraussetzungen für die massenhafte Einbindung indischer, nord- und westafrikanischer Kombattanten in die britische bzw. französische Armee zum Einsatz auf allen Schauplätzen des Ersten „Großen Krieges“. In seinem einführenden Beitrag vergleicht *Gregory Martin* britische und französische – militärische wie zivilpolitische – Positionen, die Rekrutierung und „Frontverwendung“ kolonialer Soldaten betreffend. Die im Rückgriff auf das Repertoire kolonialer Wertekategorien dabei jeweils zur Anwendung gebrachten militärischen Doktrinen („Kriegerische Rassen“-Doktrin) und taktischen Kalküle, wie der bevorzugte Einsatz kolonialer Kombattanten als Stoßtruppen, wurden nicht nur Tausenden von rasch an die

Front geworfenen Indern und Afrikanern zum tödlichen Verhängnis. Den in ihnen transportierten Propagandabildern und rassistischen Stereotypen war darüber hinaus auch auf deutscher Seite langanhaltende Wirkung beschieden, welche später anlässlich der Rheinlandbesetzung im Syndrom der „Schwarzen Schande“ eskalieren sollte.

Gilbert Meynier untersucht die Kriegserfahrungen algerischer Soldaten, von denen rund 110 000 gemäß der von Frankreich auf seine afrikanischen Kolonien ausgedehnten Wehrpflicht für den Ersten Weltkrieg rekrutiert worden sind. Von der französischen Zivilbevölkerung teils als exotische Vaterlandsverteidiger begrüßt, teils aus rassistischen Vorbehalten abgelehnt, von sprachunkundigen und unerfahrenen Offizieren befehligt und durch anfängliche Massenverluste aufgrund klimatischer Härten und Fronteinsätze demoralisiert, erfuhren die muslimischen Kombattanten im Kriegsverlauf ab 1916 eine allmähliche Integration in die Armee. Aus den ihr zugrunde liegenden Faktoren lassen sich Einblicke in veränderte Selbstkonzeptionen und Motivstrukturen der algerischen Soldaten gewinnen, aus denen im Langzeitprozeß, so Meyniers Argument, der algerische Patriotismus erwachsen sollte: Aus der Erfahrung einer als ungleich egalitärer denn die koloniale Ordnung wahrgenommenen militärischen Hierarchie und der Stärkung des Selbstwertgefühls infolge der siegreichen Beteiligung am Krieg speisten sich langfristig antikoloniale und Bürgerrechtsforderungen der Kriegsheimkehrer.

Anders als die mehr oder weniger zum Dienst an der Waffe gezwungenen Kolonialuntertanen, – auf welche die europäischen „Mutter“mächte übrigens in ungebrochener Kontinuität später auch im Zweiten Weltkrieg zurückgreifen sollten, – strebten iranische Nationalisten während beider Weltkriege nach einer militärischen Kooperation mit Deutschland, das sie als Bündnispartner gegen die Bedrohung ihrer Heimat durch die britische und russische Kolonialmacht zu gewinnen suchten. Zu diesen Gruppen gehörten aufseiten einer Art nationaler Gegenregierung kämpfende Angehörige der Gendarmerie, Freiwillige und Stammeseinheiten, welche als Hilfskräfte der Deutschen auf iranischem und afghanischem Territorium operierten, sowie Iraner in osmanischen Truppenteilen. *Ilse Itscherenska* beleuchtet diesbezügliche Äußerungen, Aktivitäten und Interaktionsformen des iranischen Nationalistenführers Heydar Hān sowie des Persischen Komitees und kontrastiert sie mit der ambivalenten Haltung deutscher Politiker, Diplomaten und Militärs während des Ersten Weltkrieges, welche die den Iranern signalisierte, kriegsstrategisch motivierte Kooperationsbereitschaft des Deutschen Reiches Lügen strafte und an deren Voreingenommenheit Heydar Hān schließlich scheiterte. Wie unter den Bedingungen einer kaum veränderten politisch-militärischen Gesamtlage Irans die an die Deutschen gerichteten Erwartungen von seiten südiranischer Stammesgruppen während des Zweiten Weltkrieges in eine „virtuelle“ Kombattantenschaft einmünden, untersucht *Burkhard Ganzer*. Anhand autobiographischer Quellen eines deutschen Abwehroffiziers, der als Agent bei den Stämmen operierte, und eines in engem Kontakt mit den Agenten stehenden Stammesangehörigen erschließt er die „tribale“ Ausformung der militärischen Kooperation, d.h. die Instrumentalisierung der Deutschen und der an sie gebundenen Hoffnungen für lokale Interessen sowie die Auswirkungen der Anwesenheit dieser Agenten auf die Macht- und Prestigebeziehungen der Stämme. Das Beispiel demonstriert auf eindrucksvolle Weise, wie Wahrnehmungen und Konzeptionen der Stammesangehörigen als handlungsleitende Impulse deren militärische Selbstverpflichtung und autonome „Kriegsziele“ generierten.

Ließen sich – unter Berücksichtigung des oben angemerkt kolonialen Faktors – die indischen und afrikanischen Truppenkontingente der britischen bzw. französischen Armee als „reguläre“ Soldaten in „nationalen“ Heeren bezeichnen, so handelte es sich bei den südosteuropäischen sowie mittelasiatischen Kombattanten und Hilfskräften der deutschen Wehrmacht und SS um „Legionäre“ in einem „fremden“ Heer. Strukturell-ideologische Hintergründe, die geostrategische Entwicklung während des Zweiten Weltkrieges und individuelle wie kollektive Beweggründe für deren militärisches Engagement waren Gegenstand mehrerer Beiträge zur Arbeitstagung. Wie *Iskander Giljazov* in seinem einführenden Überblick hervorhebt, war die Situation der Wolga-Tataren und der muslimischen Bevölkerungsgruppen in den mittelasiatischen Sowjetrepubliken seit dem Ende des Ersten Weltkrieges durch ihren prekären politischen Status innerhalb des Sowjetreiches einerseits und durch das anhaltende Interesse Deutschlands, die Muslime im Kampf gegen die Sowjetunion einzusetzen, andererseits gekennzeichnet. Beschränkte sich dieses Interesse während des Ersten Weltkriegs vornehmlich auf die propagandistische Beeinflussung, wie sich am Beispiel der Sonderlager in Wünsdorf und Zossen zeigt, in denen ehemalige muslimische Soldaten der Entente für die Ziele der Mittelmächte gewonnen werden sollten, so vollzog das nationalsozialistische Regime mit der Bildung der Ostlegionen, der Turk-Division und des Osttürkischen Waffenverbandes (OTWV) der SS den entscheidenden Schritt zur militärischen Instrumentalisierung von Kriegsgefangenen und Freiwilligen im Rahmen seiner Ostexpansion. Ging es Deutschland darum, den „türkisch-muslimischen Faktor“ auszuspielen, so geschah dies, so Giljazovs Argument, ausschließlich im Dienste eigener Interessen; den Führern der nationalen Bewegungen selbst, die sich der Illusion verschrieben hatten, im Zusammengehen mit der deutschen Großmacht ihre Autonomiebestrebungen befördern zu können, kam vor diesem Hintergrund im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg bis zum Schluß die Funktion von Objekten zu, die in den Auseinandersetzungen der Großmächte Deutschland und Sowjetunion instrumentalisiert werden.

Diese generelle Einschätzung nuanciert *Sebastian Cwiklinski*, der das Scheitern des von der SS ab 1943 entwickelten panturkistischen „Projekts“ untersucht. Unter dem Eindruck der verschärften Kriegslage und im Bestreben, ihre eigene Machtstellung gegenüber Wehrmacht und Ostministerium auszuweiten, betrieb die SS Propaganda- und Rekrutierungsaktivitäten unter osteuropäischen und mittelasiatischen Kriegsgefangenen und „Freiwilligen“ für den Osttürkischen Waffenverband. Unter der ideologischen Handhabe einer „wissenschaftlich“ unterfütterten Assimilationstheorie sollten sie zu einem turkvölkischen Block zusammengeschweißt und zur Zersplitterung der Sowjetunion „nutzbar gemacht“ werden. Da sich weder die zur Kooperation mit dem NS-Regime durchaus bereiten Eliten noch die jeweiligen Truppenverbände mit diesem Konstrukt identifizieren konnten, sondern weiterhin ihre nationalpolitischen Gruppeninteressen verfolgten, – wovon in letzter Konsequenz auch wiederholte Massendesertionen aus dem OTWV zeugen –, war das Scheitern des panturkistischen Projekts programmiert.

In der im April 1944 in Dresden von der Waffen-SS eingerichteten Imam-Schule wurden Assimilationstheorie und islampolitische Konzeptionen der Nationalsozialisten zur pädagogischen Anwendung gebracht. Als Beispiel für die Funktionalisierung der Religion und Instrumentalisierung muslimischer Geistlicher für die Ziele der NS-Politik analysiert *Peter Heine* die in den Akten als „Mullah-Kurse“ be-

zeichneten und unter Mitwirkung deutscher Orientalisten konzipierten Lehrgänge zur Ausbildung von Ostlegionären und Exilanten aus den mittelasiatischen Sowjetrepubliken zu muslimischen „Feldpredigern“.

Auch für die nach der Zerschlagung der ersten aserbeidschanischen Republik in der Türkei, in Iran, Frankreich und Deutschland exilierten führenden Politiker und Intellektuellen galt die Erringung der nationalen Unabhängigkeit Aserbeidschans als oberstes handlungsleitendes Motiv zur Kollaboration mit Deutschland. Es legitimierte die Einsätze von 25 000 bis 35 000 ihrer Landsleute, die während des Zweiten Weltkrieges als Legionäre in den Reihen deutscher Kampfverbände an der Ostfront, darunter in Kaukasien, und als Hilfs- und Schutzmannschaften in den rückwärtigen Diensten gedient haben. Die von *Eva-Maria Auch* aus der Auswertung deutscher Archivakten und Kriegsmemoiren westlicher Autoren gewonnenen Untersuchungsergebnisse legen jedoch nahe, von einer Gemengelage aus Angst, Überlebenswillen, Überzeugung und Hoffnung auszugehen, welche in der Praxis für die Mehrzahl der Legionäre ausschlaggebend wurde.

Wie im Falle der Ostlegionen überzeugend dargelegt, gilt es auch im Hinblick auf die „Indische Legion“, dem vornehmlich aus indischen Kriegsgefangenen und Überläufern aus dem britischen Heer gebildeten indischen Infanterieregiment 900 der deutschen Wehrmacht, zwischen der den Legionären zugewiesenen militärischen und propagandistischen Funktion in Diensten Deutschlands und ihren Innensichten, d.h. Selbstwahrnehmungen und politischen Konzeptionen zu differenzieren. Wie Diethelm Weidemann und Lothar Günther in ihrem Beitrag unterstreichen, läßt sich auch hier das Motiv der „Freiwilligkeit“ als Resultante eines aus Angst, Überlebenswillen und politischen Wirkungsabsichten gewobenen Motivgeflechts erkennen, welches für das militärische Engagement in der Legion ausschlaggebend wurde. Diesbezügliche schriftliche Erinnerungen und eine vergleichsweise umfangreiche Forschungsliteratur bestätigen darüber hinaus, daß auch im Nachkriegszusammenhang nur sehr wenige Protagonisten eine Affinität zu faschistischen und rassistischen Positionen zeigten, sondern ihr militärisches Engagement als patriotischen Beitrag zur Befreiung Indiens aus britischer Kolonialherrschaft begriffen.

Diesen selbstreflexiven Aspekt vertieft *Jochen Oesterheld* am Beispiel des anhand von Legionsakten und autobiographischen Zeugnissen von Legionsangehörigen rekonstruierten Einsatzes des 1943/44 in Westfrankreich stationierten 3. Bataillons der Indischen Legion. Der Beitrag dokumentiert die ambivalenten Erfahrungen, vor die sich die Legionäre in Frankreich gestellt sahen – Berührungen mit der Résistance, Desertionspropaganda, Desertionen mit tragischem Ausgang – und fragt nach deren mentalen Konsequenzen für Selbstsicht und Fremdwahrnehmung der indischen Kombattanten.

Erinnerungsarbeit und postmilitärische Karrieren

Während die oben genannten Beiträge die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kriegsschauplätze richten, „Fremdeinsätze“ im Spannungsfeld von Fremduweisungen und Eigenkonzeptionen untersuchen, und dabei nach handlungsleitenden Impulsen und Motivstrukturen von Kombattanten – „regulären“ kolonialen Soldaten wie Legionären – fragen, gilt das Interesse hier dem Jenseits der Schlachtfelder,

worunter sowohl das biographische „Danach“ als auch die Erfahrung des Lagers zu verstehen sind. Die Konzentration auf „Innensichten“ sowie eine gemeinsame methodische Verfahrensweise verbindet die Beiträge zu diesem Themenkomplex: Anhand retrospektiver Selbstzeugnisse wird ermittelt, wie Krieg, Gefangenschaft und Entlassung ins Zivilleben erfahren und bewältigt wurden und welche längerfristigen Folgen die „Fremdeinsätze“ für die Beteiligten und deren soziale Umgebung hatten.

Gestützt auf Interviews mit westafrikanischen Veteranen der französischen Kolonialarmee aus dem Zweiten Weltkrieg untersuchen *Tilo Grätz* und *Brigitte Reinwald*, wie die ehemaligen „Senegalschützen“ aus Nord-Dahomey, heute Benin, bzw. aus dem Südwesten von Obervolta, dem heutigen Burkina Faso, ihre Kriegs- und Nachkriegserfahrungen verarbeitet und in welcher Form sich dies auf postmilitärische Lebensentwürfe und Handlungsstrategien niedergeschlagen hat. In Übereinstimmung mit Meyniers Untersuchungsergebnissen lassen auch diese beiden Fallstudien den Schluß zu, daß sich Selbstwahrnehmungen und Verhaltensmuster der westafrikanischen Soldaten im Zuge ihrer temporären Migration, ihrer erweiterten Bezüge zum kolonialen „Mutterland“ sowie ihrer Erfahrungen im Mikrokosmos Armee, an der Front, in Kriegsgefangenen- und Repatriierungslagern verändert und ausdifferenziert haben. Aufgrund ihrer erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse, ihrer erhöhten politischen Sensibilität und ihres geschärften Gerechtigkeitsempfindens sowie ihrer unerfüllten Ansprüche auf wirtschaftliche und soziale Gleichstellung mit ihren metropolitanen Kameraden wurden sie im Kontext der Dekolonisationsbewegung zu wichtigen Adressaten politischer Parteien und zur gesellschaftlichen Statusgruppe im unabhängigen Staat. Trotz ihrer anhaltenden Verbundenheit mit Frankreich und eines ihrer biographischen Prägung geschuldeten „soldatischen“ Selbstbildes zeugen so manche Lebensentwürfe von Veteranen sowie deren politische Aktivitäten und Netzwerke davon, daß sie die ihnen von Kolonialmacht und Armee zugewiesenen Rollen transzendiert haben.

Entlang autobiographischer Schriften des georgischen Schriftstellers Konstantine Gamsachurdia rekonstruiert *Steffi Chotiwari-Jünger* dessen Erfahrungen als Kriegsgefangener und Betreuer von Georgiern in deutschen Gefangenenlagern während des Ersten Weltkrieges und zeigt, wie unter dem Eindruck traumatischer Erlebnisse die germanophile Einstellung des Intellektuellen – Gamsachurdia war kein Soldat – tiefgreifend erschüttert wurde. Als ungeschminkte Beobachtungen aus erster Hand tragen seine Beschreibungen des Alltags in deutschen Kriegsgefangenenlagern darüber hinaus wesentlich zur Erweiterung des historischen Kenntnisstandes bei, verfügte man bislang doch fast ausschließlich auf Informationen über die wenigen Sonderlager, nicht aber über die „regulären“ Lager.

Ein bislang kaum angetastetes und aufgrund der fragmentarischen Quellenlage schwer zu erschließendes Phänomen präsentiert *Gerhard Höpp*, der nach Motiven muslimischer Soldaten und Offiziere der britischen und französischen Kolonialarmee sowie der deutschen und osmanischen Armee zur Fahnenflucht fragt. In diesem Zusammenhang untersucht er Organe und Medien der Desertionspropaganda (Flugblätter, Lautsprechereinsätze) und zieht Protokolle von Nachrichtensoffizieren heran, um die Resultate der gezielten Beeinflussung zu ermitteln. Daraus ergibt sich, daß nicht (oder nicht nur) in erster Linie Appelle an religiöse und nationale Gefühle zur Desertion bewogen, sondern „vitale Motive“, d.h. Heimweh, Angst, und Kampfmüdigkeit als ausschlaggebend betrachtet werden müssen. Die am Beispiel der Rhein-

landarmee – in der verhältnismäßig viele nord- und westafrikanische Soldaten „verwendet“ wurden – auszumachenden Gründe zur Desertion, schlechte Behandlung, mangelhafte Ernährung und Heimweh, korrespondieren darüber hinaus mit dem allgemein unterprivilegierten Status muslimischer Kombattanten in den Kolonialheeren – eine Korrelation, welche auch in konzeptioneller Hinsicht Anlaß gibt, Desertion als Spiegel zu betrachten, in dem sich nicht nur charakteristische Merkmale der Armeen, sondern auch der Gesellschaften, die sie hervorgebracht, verwendet und abgeschoben haben, analysieren lassen.

Medien des Krieges und der Propaganda

Angefangen von den in den Beiträgen von Meynier und Höpp thematisierten Aktionen der deutschen Seite, die Muslime der Entente-Truppen mit Flugblättern, Rundfunk- und Lautsprecheransagen zur Desertion bzw. zum Überlaufen zu bewegen, über die wachsende Bedeutung von Fotografien als Informationsquellen bis hin zur Visualisierung der Kriegsberichterstattung in den Kino-Wochenschauen, läßt sich der Erste Weltkrieg auch als Experimentierfeld für die mediale Umsetzung politisch-propagandistischer Wirkungsabsichten betrachten, deren Einfluß nicht auf den militärischen Bereich begrenzt blieb, sondern sich auf dem Wege der „Nachrichtenübermittlung“ auch im zivilen Bereich entfaltete.

Vor diesem Hintergrund stellen die Fotografien, welche Otto Stiehl als stellvertretender Kommandant des für muslimische Kriegsgefangene aus den russischen Heeren eingerichteten Sonderlagers in Zossen angefertigt hat, eine einzigartige bildliche Dokumentation dar. Daß diesen visuellen Quellen aus dem Ersten Weltkrieg eine über ihren historischen Aussagegehalt – den Aufbau, die Funktionsweise und das Alltagsleben der Lager betreffend – hinausgreifende Bedeutung als Zeugnisse selektiv wahrgenommener und perspektivisch dargestellter bzw. imaginiertes Realität zukommt, verdeutlicht *Margot Kahleyss*. Sie analysiert die Fotografien als „ethnographische“ Dokumente, mit denen bestimmte Sichtweisen, die Gefangenen und das Lagerleben betreffend, zum Ausdruck gebracht worden sind. In ihnen spiegelt sich das Lager als ein Ort, an dem die Gefangenen in einer Atmosphäre scheinbarer Freiheit und Gemeinsamkeit ihren alltäglichen Verrichtungen, sportlichen und religiösen Aktivitäten nachgehen konnten. Dieser so ins Bild gesetzte demonstrative Aspekt der „guten Behandlung“ beförderte die mit der Einrichtung der Sonderlager verfolgte politisch-propagandistische Wirkungsabsicht, muslimische afrikanische und asiatische Bevölkerungen zur Kooperation mit den Mittelmächten zu bewegen. Als Ort „angewandter Ethnographie“ ist das Lager darüber hinaus noch in einem weiteren Aspekt von Interesse, boten sich durch die Kohabitation doch Möglichkeiten, die Typologie von Angehörigen fremder Bevölkerungen – „kriegerischer Rassen“ – im Punkte ihrer militärischen „Qualitäten“ fortzuschreiben. In der Diskussion wurde angeregt, eine Mediengeschichte dieser Typologien zu schreiben, d.h. auf dem Wege vertiefter Forschung zu klären, welcher Stellenwert der Ethnographie bei der militärischen Beurteilung von Angehörigen fremder Bevölkerungen allgemein zukam und inwiefern dabei die Fotografie unter den Bedingungen der gestiegenen technischen Reproduktionsmöglichkeiten zur Verfestigung von Stereotypen

und langfristig wirksamen „Bildern“ der kriegsbedingt anwesenden „Fremden“ beigetragen hat.

Vorläufige Ergebnisse und Desiderata weiterer Forschung

Im Sinne einer ersten Bestandsaufnahme, wie sie mit der Arbeitstreffen angestrebt war, verdient als eines seiner Hauptergebnisse festgehalten zu werden, Status und Situation afrikanischer und asiatischer Kombattanten in europäischen Heeren im Spannungsfeld von *role making* und *role taking*, bzw. in Auseinandersetzung mit Fremdzweisungen und in Entwicklung eigener Konzeptionen näher bestimmt zu haben.

Auf der Grundlage von Archivdokumenten militärischer und politischer Provenienz, Front- und Gefangenenzeitungen, zivilen Presseergebnissen und Memoirenliteratur befehlshabender Offiziere sowie „ethnographischen“ Dokumentationen erhalten wir Aufschluß über die Bedingungen, unter denen Afrikaner und Asiaten für die europäischen Kriege rekrutiert und auf verschiedenen Fronten in Einsatz gebracht wurden sowie über die den „Fremdeinsätzen“ zugrunde liegenden herrschaftspolitischen Konzeptionen von Europäern, gemäß derer die „fremden“ Kombattanten, und dies gilt für „reguläre“ koloniale Soldaten wie Legionäre gleichermaßen, funktionalisiert und instrumentalisiert worden sind. Aus einem Amalgam militärischer Doktrinen („Kriegerische Rassen“), Superioritäts-Inferioritätsschemata („Wilde“, „Zivilisierte“), ethnisierter Kollektivkategorien („Senegalschützen“, „Hindhu“-Regimenter, „Turkvölker“) bzw. ethnisch-religiöser Assimilationstheoreme („türkisch-muslimischer Faktor“) entsteht der Prototyp des afrikanischen, indischen oder zentralasiatischen Kombattanten, der zur Erreichung der jeweiligen Kriegsziele „verwendet“ wird. Ungeachtet dessen, ob er – je nach frontabhängigem Standpunkt des Betrachters – als „guter“ oder „schlechter“ „Neger“, „Farbiger“ etc. wahrgenommen und charakterisiert wird, begründet sich das Dienstverhältnis auf dem ihm zugewiesenen Objektstatus. Diese Kategorisierung des „Anderen“ bleibt nicht auf die Kriegsauseinandersetzungen beschränkt, sondern wird, auf dem Wege der Zirkulation von Nachrichten und „Bildern“, in den zivilen Bereich hineingetragen. Mehr noch, die kriegsbedingte Anwesenheit afrikanischer und asiatischer Truppenkontingente während des Ersten Weltkrieges liefert umfangreiches „Anschauungs“- und „Untersuchungsmaterial“ für rassen- und völkerkundliche Forschungen. Hier bestehen Desiderata für weitere Forschungen, wie etwa mediengeschichtliche Untersuchungen über Reproduktion, Verbreitung und Langzeitwirkung dieser Typologien „fremdvölkischer“ Kontingente oder Analysen zu deren Verwissenschaftlichung in der Humananthropologie und Ethnologie.

Was nun die „Innensichten“ der „Fremden“ betrifft, d.h. Motivlagen und Eigenkonzeptionen afrikanischer und asiatischen Kombattanten, so läßt sich – wenig überraschend – feststellen, daß die oben erwähnten Quellen diesbezüglich nur bedingt aussagekräftig sind, bzw. daß hier nur über den Einbezug oraler oder verschrifteter Erinnerungen der Betreffenden selbst ein Erkenntniszuwachs möglich ist. Wenngleich dieses im Fortgang des Arbeitstreffens wiederholt signalisierte Desiderat in der Praxis allenfalls noch für die Generation der Teilnehmer am Zweiten Weltkrieg einzulösen sein dürfte, legen die hier präsentierten vorläufigen Ergebnis-

se doch ein nachdrückliches Plädoyer für verstärkte Bemühungen um die wenigen noch verfügbaren Selbstzeugnisse ab.

Ohne die Formen der Auseinandersetzung „fremder“ Kombattanten mit den ihnen zugewiesenen Rollen und Funktionen, wie sie sich in den Fallstudien abzeichnen, einer vorschnellen – in Anbetracht der unterschiedlichen Ausgangsbedingungen der jeweiligen Gruppen auch nur bedingt gerechtfertigten – Verallgemeinerung unterziehen zu wollen, lassen sich doch über den Einzelfall hinaus vergleichbare Motivlagen und Eigenkonzeptionen erkennen. Dazu gehören zum einen die von Meynier, Grätz und Reinwald bei den Soldaten bzw. Veteranen festgestellten psychosozialen Prozesse der „Ummünzung“ von Fremdzuschreibungen zur Stärkung des Selbstbewußtseins, wie sie sich im Verschmelzen von ihnen zugeschriebenen „kriegerische Rassen“-merkmalen mit tradierten Männlichkeitsattributen ihres eigenen gesellschaftlichen Milieus sowie die von ihnen auf den Truppenverband projizierten Verhaltens- und Loyalitätsmuster der Klangruppe äußern. Zum anderen kann es sich aber auch um Korrekturen von Fremdkategorien handeln, welche auf der Grundlage von Erfahrungen in multiregional zusammengesetzten kolonialen Truppenverbänden vorgenommen worden sind: Als Indikator für Bewußtseinsprozesse kann hier gelten, daß westafrikanische Kombattanten die Pauschalkategorie „Senegalschützen“ zurückwiesen und sich untereinander als „Senegalesen“, „Voltaer“, „Sudanesen“ etc. bezeichneten, bzw. sich gegenüber ihren französischen Kameraden und Vorgesetzten zunehmend als „Afrikaner“ begriffen, eine Kollektivkategorie, welche nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunehmend politische Konnotation bekam. Und schließlich ließe sich am Beispiel der von Ganzer untersuchten Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster iranischer „virtueller“ Kämpfer gar von einer Umkehrung externer Rollenzuweisungen und Funktionalisierungsversuche sprechen.

Inwieweit und welche explizit artikulierten oder aus Verhaltens- und Handlungsorientierungen abzuleitenden Zielsetzungen „fremde“ Kombattanten entwickelten, hing zunächst sicherlich davon ab, ob sie wie die kolonialen Truppenkontingente mehr oder weniger zum Kriegsdienst gezwungen worden waren, wie die sowjetischen Kriegsgefangenen unter den prekären Bedingungen des Lagers für den Dienst in den Legionen „optierten“, oder ob sie wie die Vertreter der iranischen Nationalbewegung aus freien Stücken die Kooperation mit dem „Feind“ ihrer „Feinde“ gesucht haben. Darüber hinaus erweist sich die zum Teil ausgesprochen fragmentarische Datenbasis als unzureichend, um die in vielen Beiträgen übereinstimmend angenommene Gemengelage aus „vitalen“ Motiven und dekolonialisatorischen, patriotischen bzw. nationalistischen Zielsetzungen eindeutiger bestimmen zu können, aber auch um klären zu können, inwieweit z.B. indische und „Ost“-legionäre ihr Engagement an der Seite von Wehrmacht und SS im Hinblick auf die Vorwürfe von Kollaboration und Verrat selbst problematisiert haben.

Über den schon angemerkten Bedarf an der Erhebung von Selbstzeugnissen hinaus steht im Hinblick auf vertiefende Forschungen über die „Ostlegionen“ zu vermuten, daß die Sichtung von erst seit kurzem zugänglichen Archivbeständen der ehemaligen Sowjetunion hier neue Aufschlüsse geben könnte.

Weiterer Forschungsbedarf besteht auch im Hinblick auf die „Lager“. Diesbezügliche Beobachtungen in den Beiträgen von Chotiwari-Jünger, Höpp und Reinwald deuten darauf hin, daß Kriegsgefangenen- wie Repatriierungslagern als spezi-

fischen Erfahrungsräumen für die Bewältigung und Verarbeitung von Krieg und Gefangenschaft sowie im Hinblick auf politische Bewußtseinsprozesse, aber auch physische und psychische Zerrüttung ehemals Internierter ein wichtiger Stellenwert beizumessen ist.

Weisen die hier skizzierten offenen Fragen und Hinweise auf Forschungsdesiderata in vielfacher Hinsicht darauf hin, daß das Unterfangen, die Geschichte der Weltkriege auf der Grundlage von Zeugnissen afrikanischer und asiatischer Kombattanten in europäischen Heeren „umzuschreiben“ (Gregory Martin), erst am Anfang steht, so haben Beiträge und Diskussion einem solchen Projekt erste Konturen und thematische Anstöße gegeben. Mit dem vorliegenden Tagungsband hoffen die Herausgeber, zur Erweiterung und Vertiefung dieser Anstöße Anregung zu geben. Gleichzeitig sei damit allen Teilnehmenden am Arbeitstreffen für ihre Mitwirkung und dafür gedankt, daß sie uns ihre Manuskripte anvertraut haben. Herzlicher Dank geht auch an Jörg Rückmann für die graphische Gestaltung der Umschlagillustration und vor allem an Margret Liepach für die umfangreichen redaktionellen und technischen Arbeiten am Gesamtmanuskript.

Die Herausgeber

Koloniale Truppenkontingente im Ersten Weltkrieg

Gregory Martin

Aus Platzgründen liegt der Schwerpunkt dieses Beitrags auf der Untersuchung der europäischen Perzeptionen der kolonialen Kontingente aus Indien und den französischen nord- und westafrikanischen Kolonien. Auf die militärischen Anstrengungen der kleineren Kolonien Großbritanniens und Frankreichs sei an anderer Stelle verwiesen.¹ Zuerst möchte ich die Einsätze der kolonialen Soldaten im Ersten Weltkrieg in einen größeren historischen Zusammenhang stellen. Dann werde ich die Positionen des britischen, französischen und deutschen Militärs sowie der Zivilpolitiker, die Rekrutierung und Frontverwendung kolonialer Soldaten betreffend, verdeutlichen. Drittens und letztens werde ich kurz auf einige Forschungsgebiete, die dem Thema verwandt sind, sowie auf die jeweiligen Archiv- und Materialbestände hinweisen.

Der historische Hintergrund

Im Laufe ihrer überseeischen Expansion hatten die europäischen Kolonialmächte des öfteren von einheimischen Soldaten und Alliierten in Indien, Nordamerika und Afrika Gebrauch gemacht. In Umkehrung der weltweiten Ausbreitung der Europäer über die vorigen drei Jahrhunderte aber zogen 1914 – 1918 zum ersten Mal eine große Anzahl nicht-europäischer Soldaten (und Arbeiter) nach Europa. Es waren die kolonialen Mächte selbst, die afrikanische und asiatische Soldaten nach Europa holten. Folglich muß diese Episode auch als eine Fortführung der Ausbeutung überseeischer Mittel, Ressourcen und Menschen durch die europäischen Mächte angesehen werden. In anderer Hinsicht darf jedoch die symbolische Bedeutung des Betretens von europäischem Boden durch koloniale Soldaten nicht übersehen werden. Auf dem Höhepunkt des europäischen Imperialismus kämpften die noch formell unterjochten und weitgehend im öffentlichen Bewußtsein verachteten Kolonialuntertanen Schulter an Schulter mit den weißen Wehrpflichtigen ihres „Mutterlandes“ gegen ein anderes ehemals angesehenes weißes „Herrenvolk“. Im Gegensatz zum heutigen Verständnis war dies alles andere als selbstverständlich. Im vom Rassendenken geprägten Bewußtsein jener Zeit stellt das Erscheinen von Hunderttausenden von Afrikanern und Asiaten in Europa einen tiefen Einschnitt dar. Dies läßt sich auch in den Zeugnissen, Karikaturen und der Propaganda des Weltkrieges wiedererkennen. Im Rückblick leitete der Erste Weltkrieg nach der fast ausschließlichen Bewegung europäischer Händler, Soldaten und Siedler von Europa in überseeische Länder die heutige Epoche der Einwanderung aus den Kolonien und ehemaligen Kolonien nach Europa ein. Das Auftauchen der kolonialen Soldaten löste vielseitige Reaktionen und mitunter auch Widerstand aus und stellte eine erste Phase der sich über mehrere Generationen erstreckenden Wandlung Europas im 20. Jahrhundert zu einer multikulturellen Gesellschaft dar.

Militärisch war der Erste Weltkrieg ein Materialkrieg, in dem beide Seiten nach dem Versagen ihrer Vorkriegsplanungen auf die Zermürbung der feindlichen Kräfte setzten. In diesem Kontext wurde die maximale Mobilisierung der eigenen Ressourcen an Rohmaterialien, industrieller Produktion und Menschen zum ausschlaggebenden Faktor. In Frankreich gab es schon vor dem Krieg nichtamtliche Planungen für einen militärischen Beitrag der Kolonien in Europa. Im britischen Empire beschränkten sich die Vorbereitungen auf die Einrichtung moderner militärischer Strukturen in den Siedlungskolonien. Als sich die Julikrise zuspitzte, leiteten dann aber auch (sicherheits-)politische und militärische Motive einen umfassenderen militärischen Beitrag Westafrikas und Indiens ein (siehe unten).

Unter dem Druck, den der Grabenkrieg mit seinem unersättlichen Hunger nach Menschenleben ausübte, sah man sich in England und Frankreich gezwungen, die auf Stabilität der kolonialen Ordnung zielenden Strukturen sukzessive aufzuweichen, damit mehr Soldaten und Arbeitskräfte geliefert werden konnten.² In Indien fühlte man sich im Gegenzug zu den kolonialen Kriegsanstrengungen zu folgenreicheren Konzessionen sowie zur Beschneidung der Privilegien englischer Textilimporteure auf dem indischen Markt verpflichtet. Ferner wurde auch der auf indischer Seite als Anerkennung für Indiens Kriegsanstrengungen geforderte politische Reformprozeß beschleunigt, ein Schritt, den die englischen Liberalen ebenfalls für gerechtfertigt hielten. In Algerien nahm, nach Einschätzung Gilbert Meyniers, der Lauf der Nachkriegsentwicklung sowohl durch die Einwirkung des Krieges als auch durch die Teilnahme der Algerier eine andere Richtung.³

Die Einstellungen des Militärs und der Zivilpolitiker

Die Rekrutierung und Frontverwendung der indischen Armee.

Der Umfang des indischen Kriegsbeitrags litt aufgrund verschiedener Faktoren. So wurde die Fähigkeit Indiens, Soldaten zu liefern, insbesondere 1914/15 und 1918/19 aufgrund der Sicherheitsvorbehalte der britischen Kolonialregierung in Neu Delhi beeinträchtigt. Das Rekrutierungssystem, das sich auf sogenannte „kriegerische Rassen“ stützte, mußte 1916 und 1918 reorganisiert werden, um sich vor dem Zusammenbruch zu retten. In beiden Fällen liefert die tiefverwurzelte Angst der weißen Minderheit vor der indischen Bevölkerung die Erklärung für die seit langer Zeit bestehenden Einrichtungen und Vorkehrungen, die mit den plötzlichen und kurzfristigen Anforderungen des Krieges schwer zu vereinbaren waren.

Offiziell wurde die indische Armee unterhalten, um die Ordnung innerhalb Indiens aufrechtzuerhalten und, falls notwendig (z.B. um eine Invasion abzuwehren), jenseits der indischen Grenzen zu kämpfen. London und Delhi aber befanden sich in einem ewigwährenden Streit über den Einsatz der indischen Armee für andere Zwecke durch Großbritannien. Schon 1902 beklagte Lord Kitchener: „Die Idee, die jeden in Indien beseelt, ist, daß der Zweck der Armee in Indien darin besteht, Indien gegen die Inder zu halten.“⁴ In der Praxis hatte die indische Armee im 19. Jahrhundert als eine Art „Reichsfeuerwehr“ fungiert, die ihren Einsatz in Krisengebieten von Abessinien bis China gefunden hatte.⁵ Aber im Jahrzehnt vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges hatte die britische Kolonialregierung in Indien versucht, die

militärische und die damit verbundene finanzielle Last für Indien einzuschränken. Erst am 30. Juli 1914 mündeten die Verhandlungen zwischen dem *War Office* in London und der indischen Kolonialregierung in das Angebot eines indischen Expeditionsheeres für Reichszwecke unter der Bedingung, daß Indien zur fraglichen Zeit mit keiner Gefahr von innen oder außen bedroht wäre.⁶

Mit Beginn des Krieges änderte der indische Vizekönig, Lord Hardinge, seine Einstellung zum überseeischen Einsatz der indischen Truppen. Sowohl in seiner Opposition zu einem allzu freien Gebrauch der militärischen Ressourcen Indiens durch London wie auch hinsichtlich der Bereitstellung eines Kriegskontingents wurde Hardinge von indischen innenpolitischen Erwägungen beeinflusst. Während die Rolle der indischen Armee als militärische Reserve für Großbritanniens Kolonialkriege von fortschrittlichen indischen Politikern abgelehnt wurde, hoffte Hardinge im August 1914, der Einsatz der indischen Armee in Europa gegen einen europäischen Gegner würde von den meinungsbildenden Kreisen in Indien als eine große politische Anerkennung und Aufwertung des Status Indiens bewertet werden. Ein solches Ergebnis mußte seiner Politik, in langsam fortschreitenden Verfassungsreformen die indische Elite mit dem britischen Empire zu versöhnen, förderlich sein. Ursprünglich sollte das indische Kontingent nur in Ägypten eingesetzt werden, um die dortige englische Garnison für den Einsatz in Frankreich verfügbar zu machen. Aber Hardinge plädierte dafür, die indischen Soldaten auch nach Frankreich zu entsenden, da dies in Indien als die Überwindung der Rassenschranken aufgefaßt werden würde.⁷ Zufällig griff der ehemalige Befehlshaber der indischen Armee, Lord Kitchener (jetzt neuer Kriegsminister im englischen Kabinett) gleichzeitig auf die indische Armee zurück. Das englische Expeditionsheer brauchte dringend Ersatz, und im gesamten britischen Weltreich waren die Inder die einzige sofort verfügbare Reserve.⁸ Am 27. August 1914 teilte Hardinge mit, er glaube, fast unbegrenzte finanzielle Unterstützung für das indische Truppenkontingent anbieten zu können, falls indische Soldaten in Europa landeten. Normalerweise hätte die indische Regierung militärische Operationen ihrer Streitkräfte außerhalb der Grenzen Indiens keinesfalls finanzieren dürfen, es sei denn, eine Resolution beider Kammern des englischen Parlaments hätte dies ausdrücklich bewilligt. Bevor jedoch eine solche Resolution angenommen wurde, erwartete das englische Parlament Anzeichen dafür, daß ein solcher Beitrag in Indien nicht auf Ablehnung stieß. Darüber hinaus war der Vizekönig bereit, am Anfang des erwarteten kurzen Krieges größere Risiken einzugehen, indem er Indiens Garnison reduzierte, wenn man darauf hinweisen könnte, indische Soldaten in Europa einzusetzen. Dies würde, wie gesagt, von einer neuen britischen Hochschätzung Indiens zeugen.⁹

Hardinges Zuversicht hinsichtlich der positiven Wirkungen des historischen Einsatzes der indischen Soldaten in Frankreich trug dazu bei, daß sämtliche verfügbaren indischen und britischen Soldaten in Indien – mit Ausnahme der drei britischen Divisionen, die man für den Schutz der Grenze mit Afghanistan bereithielt, und der Einheiten, die man für die Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb Indiens als unentbehrlich betrachtete –, für den überseeischen Einsatz freigegeben wurden. Auch König Georg V. war ein Befürworter des Europaeinsatzes des indischen Expeditionsheeres. Der Privatsekretär des Königs, Lord Stamfordham, wunderte sich hingegen, daß Hardinge tatsächlich die Verwendung „eingeborener“ Soldaten gegen Europäer gutheißen konnte. Stamfordham machte sich Sorgen über die Folgen, wel-

che der Europaeinsatz auf die Fragen der politischen Gleichstellung sowie auf die Verleihung ebenbürtiger Offizierspatente an Inder haben könnte. Hardinges Freund, Sir Valentine Chirol, früherer Mitarbeiter der *Times* und Gegner politischer Reformen in Indien, befürchtete ebenfalls, daß die auf dem Schlachtfeld für das britische Reich geleisteten Dienste der „kämpfenden Rassen“ von den – von ihm als unkriegerisch aber aufrührerisch eingeschätzten – indischen Politikern eingefordert werden würden.¹⁰

In der Öffentlichkeit rühmte Hardinge die Entsendung einer indischen Armee nach Europa einerseits als einen Beweis britischen Vertrauens in die Loyalität der indischen Bevölkerung und andererseits als einen Ausdruck der Zustimmung Indiens zur alliierten Sache. Hardinge schrieb es seiner Politik der Sympathie und der Versöhnung zu, daß es sich in den ersten Monaten des Krieges als möglich erwiesen hatte, 100 000 Soldaten aus Indiens Besatzungsmacht abzuziehen. Sir Thomas Holderness, der permanente Unterstaatssekretär im *India Office*, stimmte ihm zu, daß Indiens „großartige Haltung“ tatsächlich einem Kommentar über die britische Herrschaft gleichkam.¹¹ Noch im Oktober 1917 wiederholte Edwin Montagu als Indienminister diese Legende dem skeptischen Vizekönig Lord Chelmsford gegenüber, um seine Reformpolitik zu begründen: „Die Regierung Lord Hardinges legte eine gut begründete Zuversicht in die grundlegende Loyalität des indischen Volkes an den Tag, als sie ohne zu zögern einen dermaßen hohen Anteil ihrer Streitkräfte ins Ausland entsandte ...“¹² Privat aber hatte Hardinge gegenüber Chirol 1914 eingeräumt, daß die indischen Soldaten das größte Sicherheitsrisiko darstellten. Je mehr folglich von ihnen in den Krieg zögen, desto geringer sei die Gefahr zu Hause.¹³ Aber selbst unter diesen Umständen war Hardinge schon Ende September 1914 angesichts dieser 100 000 Soldaten aus Indiens Garnison, die sich im Ausland befanden, geneigt, die Notbremse zu ziehen, um eine Mindestanzahl von überwiegend britischen, aber auch indischen Soldaten in Indien zu behalten. Nach Richard Poplewell waren die Briten in Indien bis 1914/15 und bis zur Entstehung ernsthafter Unruhen in Bengalen mit der Sicherheitslage in Indien im Grunde zufrieden gewesen.¹⁴ Es ist aber bezeichnend, daß in diesem relativ positiven Anfangsstadium des Krieges Überlegungen wie die von Hardinge in bezug auf die indische Armee eine Rolle spielten.

Durch den Eintritt des osmanischen Reiches in den Krieg Ende Oktober 1914 veränderte sich jedoch die Einstellung der indischen Regierung bezüglich der Entsendung von Soldaten nach Europa vollständig. Die wichtigste deutsche Erwartung hinsichtlich einer Beteiligung des britischen Empires an einem europäischen Krieg bestand darin, daß eine Verwicklung Großbritanniens von den Einwohnern der britischen Kolonien als willkommene Gelegenheit ergriffen werden würde, um spontan in den Aufstand zu gehen. Um diesen Aufstand niederzuschlagen, wäre es dann ausgeschlossen, die einzige Kolonialreserve des britischen Empires, die regulären Truppen im Vereinigten Königreich, rücksichtslos auf dem Kontinent einzusetzen. Die Nachricht, daß die britische Armee in Europa engagiert sei, „würde, jedenfalls auf die Eingeborenen, besonders ermutigend wirken, und erst recht die Nachricht, daß sie vernichtend geschlagen sei“¹⁵. Vor dem Krieg erschienen die Streitkräfte der weißen „Dominions“ (Kanada, Australien, Südafrika und Neuseeland) zu wenig entwickelt, um das Mutterland in Europa oder Indien wirkungsvoll zu unterstützen. Die Vorstellung, daß nicht nur diese Kolonien, sondern auch Indien selbst im Laufe

eines zukünftigen Krieges sehr beträchtliche Streitkräfte bereitstellen könnte, wurde weder in Großbritannien noch in Deutschland vorhergesehen. Hierzu trug natürlich auch die Erwartung bei, daß ein solcher Krieg sehr schnell entschieden werden würde, weshalb nur die Streitkräfte, die sofort und rapide mobilisiert werden konnten, von Bedeutung für militärische Planungen waren. Gerade unter diesem Blickwinkel war es wichtig, daß das Empire ein Sicherheitsrisiko darstellen sollte, das verhindern würde, die britische Armee in Europa einzusetzen, d.h. für die militärische Teilnahme an der europäischen Großmachtpolitik wäre London effektiv durch den Besitz des Empires geschwächt statt gestärkt gewesen.

Während die Hoffnungen, die Deutschland an die türkische Erklärung eines Heiligen Krieges gegen die Ententemächte geknüpft hatte, später in der Literatur häufig kritisiert worden sind, wurde die Gefahr, die von einem militanten Islam ausgehen könnte, von der indischen Regierung zu allen Zeiten, aber insbesondere während des gesamten Ersten Weltkrieges, außerordentlich ernst genommen. Die Lagebeurteilung während des Krieges – eine als bedrohlich empfundene Situation an Indiens Grenzen und eine interne Schwäche –, entsprach dem geradezu klassischen Angst-szenario der britischen Herrscher Indiens während des gesamten 19. Jahrhunderts.¹⁶ Die britische Kolonialregierung versuchte von November 1914 bis 1918, weitere Entsendungen indischer und britischer Soldaten aus Indien zu den überseeischen Kriegsschauplätzen einzuschränken bzw. davon abhängig zu machen, daß britische Verstärkungen als Ersatz nach Indien geschickt wurden. Hardinge befürchtete, daß als unvermeidliche Folge einer britischen Niederlage im Nahen Osten Persien, Afghanistan und die islamische Bevölkerung Indiens gegen das britische Regime in Indien in Bewegung gesetzt würden. Deshalb wünschte er beim Treffen von Entscheidungen über den Einsatz indischer Truppen, daß die Abwendung dieser Gefährdung Indiens Priorität genießen müßte.¹⁷ Das britische Kriegsministerium in London sah dies natürlich anders: seiner Meinung nach mußte die Verteidigung Englands gegen die nahegelegene deutsche Bedrohung in Flandern als Hauptfront ausschlaggebend sein.¹⁸ Für die indische Regierung war ein Beweggrund für den britischen Feldzug in Mesopotamien die Hoffnung, die Bevölkerung der Region so von der britischen Stärke zu beeindrucken, daß der von den Türken geführte *jihad* keine Anhänger finden würde.¹⁹ Als Bengalen 1915 von einem terroristischen Feldzug heimgesucht wurde, verleitete in ähnlicher Weise die Hoffnung auf die stabilisierende Wirkung eines Prestigegewinns die indische Regierung dazu, auf ein britisches Vorrücken auf Bagdad zu drängen. Ende November 1915 bestand Hardinge darauf, daß der Minister des *India Office*, Austin Chamberlain, im britischen Kabinett einen Vorstoß unterstützen sollte, um Bagdad einzunehmen. Hardinge sah darin die beste Methode, deutsche Aufwiegelungsversuche in Persien und Afghanistan gegen Indien zu durchkreuzen. Hardinge führte die relative Ruhe in Persien, Afghanistan und Indien auf die bisherigen britischen Erfolge in Mesopotamien zurück. Selbst nach der Einkesselung und Gefangennahme der indischen Soldaten in Kut-el-Amara im April 1916 ließ Hardinge nicht von der Behauptung ab, die letztlich fehlgeschlagene Offensive in Mesopotamien habe einen *jihad* vereitelt, der für Indien hätte gefährlich werden können.²⁰

Im Herbst 1915 wurde das Gros der indischen Soldaten aus Frankreich zurückgezogen. Fortan lag das Haupteinsatzgebiet der Inder in Mesopotamien und Ägypten. Zu erwähnen ist aber, daß der indische Einsatz in Europa frühzeitig abgebro-

chen wurde, weil die britische Führung der Meinung war, die indischen Soldaten hätten versagt.²¹ In Frankreich hatte das indische Expeditionsheer darunter gelitten, daß seine Ausrüstung, militärische Ausbildung und Offiziersreserven den Bedingungen des Grabenkrieges nicht gewachsen waren. Jeffrey Greenhut erklärt das Versagen der indischen Armee in Frankreich damit, daß die indischen Soldaten größtenteils Bauern waren, die weder schreiben noch lesen konnten. Folglich hätten sie an der Westfront eine Art extremen Kulturschocks erlitten, entstanden aus der plötzlichen Konfrontation mit dem industriellen Krieg. Nachdem die Inder ihre vertrauten britischen Offiziere verloren hätten, fehlten ihnen die Bezugspersonen, die ihnen eine fremde Umgebung zu deuten vermocht hätten, was zu schweren Einbußen in ihrer militärischen Einsetzbarkeit geführt habe. Die britische Vorliebe, Angehörige sogenannter „kriegerischer Rassen“ zu rekrutieren, habe den Rückgriff auf europäerfahrene Inder als Offiziere oder auf nicht-bäuerliche Rekruten ausgeschlossen.²² Als im August 1918 das britische *Imperial War Cabinet* die britischen militärischen Möglichkeiten aufzählte, falls Deutschland trotz des Eintreffens der Amerikaner bis 1919 oder 1920 weiterkämpfen sollte, wurde Lloyd George informiert, daß die britische Armee sich nicht auf indische Rekruten stützen könne, wie sich die französische auf Afrikaner zu stützen vorhatte: „Die indischen Soldaten sind eigentlich nicht besonders erfolgreich in Frankreich gewesen.“²³

Eine letzte Äußerung Hardinges zu den Motiven, die ihn dazu bewogen hatten, die Entsendung indischer Soldaten nach Europa zu bewirken, wirft nochmals Licht auf die fast schizophrenen Gründe, mit denen er unter wechselnden Umständen diese Entscheidung rechtfertigte. Im August 1915, als die Unzufriedenheit der britischen Militärführung über die Leistung der indischen Soldaten feststand – und ein Jahr nach seiner ursprünglichen Bitte um Entsendung der Inder nach Frankreich – behauptete Hardinge, die Entsendung der Inder nicht nur im Hinblick auf die politischen Vorteile gefordert zu haben.²⁴ Er habe vielmehr vorausgesehen, daß ihre Unterlegenheit im Kampf gegen Europäer sehr schnell zu Tage treten und daß den Indern selbst somit ihre absolute Abhängigkeit von englischen Offizieren vor Augen geführt würde. Eine solche Erkenntnis erweise sich also von unschätzbarem Wert für die britische Herrschaft in Indien.²⁵

Nachdem die indische Armee Frankreich verlassen hatte, wurde sie zunehmend dafür eingesetzt, die Soldaten aus Großbritannien und den *Dominions* freizusetzen, die auf Nebenkriegsschauplätzen (z.B. in Ägypten, Ostafrika und Mesopotamien) gedient hatten. Dieser Prozeß der „Indianisierung“ erreichte Ende 1917 einen Höhepunkt. Am 3. Dezember 1917 teilte Sir William Robertson, der britische Reichsgeneralstabschef, dem Nachfolger von Duff, Sir Charles Monro, mit, daß er alle zusätzlichen britischen Soldaten benötigte, die Monro entbehren konnte, und dies so schnell wie möglich. Innerhalb weniger Monate würde Deutschland dank der Ausschaltung Rußlands seine Heeresstärke im Westen um 30 bis 40 Divisionen erhöhen können. Angesichts von Italiens Niederlage bei Caporetto und Frankreichs Kriegsmüdigkeit würde England Deutschland fast allein gegenüberstehen müssen, aber an der Sollstärke der britischen Infanterie auf allen Kriegsschauplätzen fehlten schon 100 000 Mann, ein Mangel, der bis zum Frühjahr auf 200 000 ansteigen könnte. Die türkische Gefahr, versicherte Robertson, sei überbewertet. Um die britische Feldarmee aufrechtzuerhalten, mußten indische Soldaten verwendet werden, um britische Soldaten auf den Nebenkriegsschauplätzen für die Front in Frankreich

verfügbar zu machen. Jeder östliche Kriegsschauplatz würde eine britische Division behalten.²⁶

Aber selbst in dieser Stunde der Not für die Entente an der Westfront blieb die indische Regierung *ihrer* regionalen Sicht der Sicherheitsbedürfnisse des britischen Empires treu. Sogar auf dem Höhepunkt der Krise an der Westfront forderte Monro zwei britische Infanterie-Divisionen, sechs Kavallerie-Regimenter, drei Infanterie-Brigaden (um eine dritte Infanterie-Division zu bilden), 3000 LKW und die für diese Truppenzahl entsprechende Ausstattung mit Maschinengewehren und Artillerie.²⁷ Diese Forderungen erschienen selbst dem *India Office* übertrieben. Die indische Regierung ließ sich aber nicht durch den Widerstand des Reichsgeneralstabschefs und des Kriegsministeriums von diesen Forderungen abbringen, sondern appellierte an das Kriegskabinett, daß „die praktische Sicherheit Indiens ... dermaßen lebenswichtig im Hinblick auf die Reichsinteressen“ sei. Delhi behauptete, europäische Notwendigkeiten nicht aus den Augen verloren zu haben, aber die beste Methode, Soldaten für Frankreich verfügbar zu machen, sei es, „eine solche Stärke in Indien zu haben, um Asien mit seiner bewaffneten Macht zu beeindrucken und auf diese Weise Unruhen innerhalb der Grenzen und Angriffe von außen abzuschrecken“. Darüber hinaus behauptete die indische Regierung mit Nachdruck, einer erhöhten äußeren Bedrohung ausgesetzt zu sein, und zwar zu einer Zeit, in der ihre Aufgaben in Mesopotamien, Palästina und Salonika wuchsen und ihre eigenen Streitkräfte unter Sollstärke lagen. Auch wenn eine große Invasion unmöglich sei, so könnte doch eine kleine türkische Streitkraft unter deutscher Führung die afghanischen Grenzstämme und indischen Muslime zum Aufstand bringen.²⁸ Noch im Juli 1918 glaubte die indische Regierung an die Notwendigkeit, große Truppenreserven beizubehalten, um einem türkisch-deutschen Angriff zu begegnen. Im August nahm Indienminister Montagu die deutschen Rückschläge an der Westfront und das massive Eintreffen der Amerikaner zum Anlaß, nochmals ein Ende der „Indianisierung“ anzuregen. Der ehemalige Vizekönig Curzon argumentierte zur gleichen Zeit, Indien sei in Gefahr, weil Deutschland wüßte, „daß ... der Kern und das Zentrum britischer Macht in der östlichen Welt Indien ist“.²⁹ Im Sommer 1918 bestanden seitens Ludendorffs in der Tat sehr reale Planungen, dem britischen Weltreich mittels eines Angriffs auf Indien über die „Landbrücke“ Zentralasiens den erhofften Todesstoß zufügen zu können, sobald die militärischen Voraussetzungen dafür im Westen wie im Osten geschaffen waren.³⁰ Auch General Seeckt als türkischer Generalstabschef und die anderen den türkischen Streitkräften zugeteilten deutschen Militärs hatten solche Konzeptionen.³¹ Abgesehen von den Überlegungen eines Referenten im Orientreferat, Otto-Günther von Wesendonck, wurden diese Pläne am Ende des Krieges im Auswärtigen Amt aber mit Skepsis betrachtet, weil sie in Konflikt standen zu den Bestrebungen der deutschen Außenminister, Richard von Kühlmann und später Admiral von Hintze, einen Kompromißfrieden zu schließen.³²

Auf seiten der britischen Machthaber in Indien läßt sich nicht ausschließen, daß diese strategische Auseinandersetzung in bestimmten, von Rassendenken geprägten Ängsten und Vorurteilen verwurzelt war. Wie Vizekönig Hardinge dem Staatssekretär Crewe 1915 erklärt hatte, mache es die unruhige Lage in Indien gänzlich unmöglich, weitere weiße Einheiten abzugeben. Jeder Weiße, unabhängig davon, über wie wenig militärische Ausbildung er verfüge bzw. wie nutzlos sein Gewehr sein

möge, sei ein Gewinn im Falle von Aufruhr. Dies war auch die Meinung seiner Berater und seines militärischen Oberbefehlshabers. Letzterer ging noch weiter und erklärte, ihm sei es lieber, wenn unter diesen Umständen jede weiße Frau außer Landes in Sicherheit gebracht würde.³³ Diese Äußerung verrät die tiefverwurzelten Sicherheitsängste der Briten in Indien, und hier insbesondere den Horror, den die meisten angesichts potentieller gemischtgeschlechtlicher Kontakte zwischen Europäern und Indern empfanden. Diese Angst vor Rassenmischung trat 1915 noch viel deutlicher zutage, nämlich in den krampfhaften, fast komischen Bemühungen der britischen Verantwortlichen, sämtliche Kontakte zwischen indischen Verwundeten und englischen Krankenschwestern in England auf ein Minimum zu beschränken bzw. ganz zu unterbinden.³⁴ Die Folge in Indien war, daß Hardinge sich frohen Herzens bereit erklärte, weitere indische Soldaten nach Frankreich gehen zu lassen, aber die Bitten Kitcheners empört zurückwies, einige der verbleibenden regulären britischen Einheiten in Indien abzugeben.³⁵ Angesichts dieser Tatsachen darf man Richard Popplewells Einschätzung zurückweisen, die Gefahr einer panislamischen Bewegung innerhalb von Indiens Grenzen oder eine Solidarisierung der indischen Bevölkerung mit der Türkei habe nicht zu den innenpolitischen Sorgen der indischen Regierung gezählt und Delhi sei lediglich über die Einstellung Afghanistans beunruhigt gewesen.³⁶ Dies ließe einen sehr wesentlichen Bereich der indischen Sicherheitspolitik außer Acht. Im August 1915 weigerte Hardinge sich absolut, „die Rückkehr der indischen Soldaten in Frankreich nach Indien zuzulassen, ohne ihre zusätzlich unterstellten britischen Soldaten und Artillerie, was, wie ich weiß, unmöglich ist“. Der Vizekönig bestand darauf, daß weder dem Staatssekretär für Indien noch jemand anderem in London „die ausgesprochen kritische Lage Indiens“ im Februar/März 1915 bewußt war. Angesichts des eigenen Mangels an Soldaten versetzten selbst russische Niederlagen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn Hardinge in Sorge um die Bedrohung Indiens und seiner Nordwestgrenze.³⁸

Es war außerdem ein fester Bestandteil britischer Politik nach dem großen Aufstand der indischen Armee 1857, die Relation zwischen britischen und indischen Soldaten in Indien bei 1:2 (höchstens 1:2,5) zu halten. Im November 1916 war Lord Chelmsford, Hardinges Nachfolger, besorgt, weil nur noch 50 000 Soldaten zur Bewachung der nordwestlichen Grenze übrig blieben; er tröstete sich mit der Überlegung, daß die Relation zwischen britischen und indischen Soldaten mit 1:1,6 sehr günstig geworden war.³⁹ 1918 stellte General Cox, der Militärssekretär des *India Office*, fest, die beschlossene Rekrutierung von 500 000 weiteren indischen Soldaten werde die indisch-britische Relation von 1:2 in die falsche Richtung verschieben. Er sah aber davon ab, dies zu betonen, „da die britischen Soldaten die Flugzeuge, Geschütze und Maschinengewehre in ihren Händen haben, aber es ist ein Punkt, den man überlegen muß“.⁴⁰

Sowohl die Bemühungen der britischen Behörden, starke Kräfte in Indien zu behalten, wie auch die Doktrin von den „kriegerischen Rassen“ zeugen vom mangelnden Vertrauen der Briten ihren indischen Untertanen gegenüber. In Südafrika war die militärische Ausbildung der afrikanischen Bevölkerung lange Zeit strengstens tabu. Dank u. a. einer ausgeklügelten Rekrutierungsstruktur konnte das indische Reich dagegen seine militärische Hauptunterstützung von seinen eigenen Untertanen beziehen. Im 19. Jahrhundert hatten britische Militärs in Indien die Theorie entwickelt, von Indiens 300 Millionen starker Bevölkerung seien höchstens 10 Mil-

lionen für den Kriegsdienst geeignet.⁴¹ Die Rekrutierung wurde zunehmend auf bestimmte hauptsächlich im nordwestlichen Gebiet des Punjab lebende Gruppen beschränkt, deren kriegerische Eignung häufig auf die Beibehaltung ursprünglicher arischer Eigenschaften zurückgeführt wurde. Unter Lord Roberts (indischer Oberbefehlshaber Dezember 1885– April 1893) stieg der Anteil der „kriegerischen Rassen“ in der indischen Infanterie von einem Viertel (1881) auf die Hälfte (1893). Darüber hinaus bekamen die indischen regulären Soldaten bessere Gewehre und eine bessere Ausrüstung, und die Ausbildung der Infanterie in den indischen Fürstentstaaten wurde auf fast das gleiche Niveau angehoben wie die der regulären indischen Armee. Roberts führte diese Änderungen durch, obwohl ihm natürlich die Sicherheitssorgen seit der großen „Meuterei“ von 1857 bezüglich der Zuverlässigkeit der „eingeborenen“ Armee durchaus vertraut waren. Deshalb hatte man früher auch versucht, in der Armee ein Gleichgewicht zwischen Soldaten der „kriegerischen Rassen“ und denen aus anderen Teilen Indiens aufrechtzuerhalten. Aber Roberts war von der Vorstellung getrieben, daß man bald einen russischen Angriff auf Indien über die Nordwestgrenze mit Afghanistan abzuwehren haben würde. In bewußter Abwägung dieser von beiden Seiten drohenden Gefahren hatte Roberts seinerzeit der Erhöhung des Kampfwertes der indischen Armee explizit die höhere Priorität eingeräumt, um besser in der Lage zu sein, einen europäischen Gegner zu bekämpfen.⁴² Selbst diese Lösung liefert ein frühes Zeugnis für das scheinbar unlösbare strategische Dilemma, dem sich Großbritannien gegenüber sah, sobald es überlegen mußte, wie sein Weltreich um die Jahrhundertwende gegen europäische Rivalen zu verteidigen wäre. Denn Roberts plädierte für eine vermehrte Rekrutierung der „kriegerischen Rassen“, weil er gleichzeitig der führende Skeptiker in bezug auf die Ebenbürtigkeit indischer Soldaten mit europäischen war. Wegen dieser Zweifel war er auch ein Gegner des Einsatzes der indischen Armee außerhalb Indiens.⁴³ Da er den Kampfwert der indischen Soldaten für relativ niedrig hielt, wünschte Roberts britische Verstärkungen aus Großbritannien im Falle eines Krieges, aber er glaubte nicht, daß diese abkömmlich sein würden.⁴⁴ Aus diesem Grund blieb die einzige Möglichkeit, den Kampfwert des indischen Heeres zu heben, die vermehrte Rekrutierung der „kriegerischen Rassen“. Mit anderer Gewichtung sind alle der späteren Sorgen der indischen Regierung während des Ersten Weltkrieges schon hier zu erkennen.

Obwohl das System der Rekrutierung der „kriegerischen Rassen“ in seiner Vorkriegsfassung 1916 und nochmals 1918 reorganisiert und erweitert werden mußte, überstand der Glaube des britischen Militärs an diese Doktrin die Neuerungen und Experimente des Krieges. Die „kriegerischen Rassen“ lieferten Söldner, die abseits von der Masse der indischen Bevölkerung standen und die bereit sein sollten (und es größtenteils auch waren), für die britische Sache zu kämpfen, notfalls gegen andere Inder.⁴⁵ Die Bezüge und Belohnungen dieser Söldner mußten im Verlauf des Krieges wiederholt gesteigert werden. Man war aber gerne bereit, diesen Preis zu bezahlen, um zuverlässige unpolitische Rekruten zu bekommen. Formell stützte sich das System auf freiwillige Meldungen – in der Praxis wurde unter Kriegsbedingungen ein immer massiverer Druck auf die ausgewählten kriegstauglichen Gruppen ausgeübt, der dann auch zu ernsthaften Spannungen führte.⁴⁶ Aber vom britischen Standpunkt aus wäre die Wehrpflicht noch viel bedenklicher gewesen, sowohl in sicherheitspolitischer Hinsicht (eine zu breite Militarisierung der indi-

schen Bevölkerung) als auch in Anbetracht der politischen Zugeständnisse, die indische Politiker im Gegenzug für eine solche Bürde gefordert hätten. Anfragen von Premierminister Lloyd George und seitens des Königs, ob man die indische Rekrutierung nicht doch auf eine breitere Basis stellen könnte, stießen bei den indischen Behörden auf Ablehnung.⁴⁷ Die britischen Behörden in Indien glaubten, ihre Sicherheit hinge davon ab, die auf den „kriegerischen Rassen“ beruhende Rekrutierungsstruktur beizubehalten. Mit der Entscheidung von 1918, zusätzlich 500 000 Rekruten auszuheben, schien dieses System nach Auffassung des britischen Militärs in Indien seine Grenzen erreicht zu haben. Darüber hinaus blieben britische Militärs davon überzeugt, der Krieg habe die Unfähigkeit der Inder bestätigt, gleichwertigen Ersatz für britische Offiziere zu bieten. Folglich wurden während des Krieges nur sehr wenige englische Offizierspatente an Inder verliehen, obwohl sich das englische Kabinett am 3. August 1917 prinzipiell dafür entschied, solche Patente für sie verfügbar zu machen.⁴⁸ Als die „Indianisierung“ des Offiziersstandes in der indischen Armee in der Zwischenkriegszeit letztendlich erfolgte, hatte dies mehr mit dem Fortschritt der politischen Reformen innerhalb der indischen Regierung als mit den Erfahrungen des Krieges zu tun.⁴⁹

1918 wurde der Reichskriegskonferenz mitgeteilt, Indien habe durch die Abgabe eines Großteils seiner militärischen Kräfte einen wichtigen Kriegsbeitrag geleistet. Weiter hieß es: „Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß zur Zeit die militärische Sicherheit Indiens zum großen Teil auf dem gut fundierten militärischen Prestige und dem Vertrauen beruht, das einer gerechten und väterlichen Verwaltung entgegengebracht wird.“ Die oben skizzierten Sicherheitsalpträume der indischen Regierung weisen darauf hin, wie wenig Zuversicht diese Fundamente tatsächlich einflößten.⁵⁰ In diesem Zusammenhang liefern die Sicherheitsängste der Briten in Indien, die auf ihr mangelndes Vertrauen in die indische Bevölkerung und die Soldaten zurückzuführen waren, sehr wohl einen anderslautenden Kommentar zur britischen Herrschaft in Indien. Diese Unsicherheit trug zum einen zweifellos zur Beeinträchtigung des indischen Kriegsbeitrages bei und erklärt zum anderen auch die Erleichterung, mit der ein Großteil der britischen Verwaltung in Indien das von General Dyer 1919 in Amritsar angerichtete Blutbad aufnahm. Richard Popplewell führt dieses Gefühl der Angst und Verunsicherung zum Teil auf den Erfolg der deutschen Versuche zurück, Indien und den Mittleren Osten aufzuwiegeln; letztere sind demnach als weniger erfolglos zu betrachten, als das in der Literatur üblicherweise getan wird. Die durch revolutionäre Unruhen in Indien und die deutschen Unternehmungen verursachte Verunsicherung sollte die indische Regierung schließlich dazu verleiten, dem Rowlatt-Bericht von 1918 zu folgen und die Ausnahmesicherheitsgesetzgebung der Kriegszeit auf die Friedenszeit zu verlängern, was dann wiederum die Proteste unter Gandhi verschärfte. Obgleich ich dem Argument zustimme, daß die deutschen Unternehmungen mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ihnen gewöhnlich gezollt wird, möchte ich gleichzeitig darauf hinweisen, daß die britischen Ängste chronisch waren, und dies sowohl im Hinblick auf die britische Stellung in Indien als auch auf den Bewußtseinsstand der indischen Bevölkerung. Auch in der Langzeitperspektive scheinen die Ängste Hardinges und Chelmsfords wenig überraschend. Wie Christopher Bayly für eine frühere Epoche aufgezeigt hat, übernahmen die Briten in Indien bis zu einem gewissen Grad das „orientalistische“ Indien-Bild, das frühere Eroberer und Herrscher Indiens entwickelt hatten.

Dieses Wissen war aber von Anfang an bruchstückhaft und mit Widersprüchen durchsetzt.⁵¹ Deutsche Ansichten wiederum basierten häufig auf denjenigen der Briten. In diesem Zusammenhang ist es interessant festzustellen, daß sich nach Bayly in den zwischen 1820 und 1830 aufgekommenen rassistischen Stereotypen die Befürchtungen der Briten in Indien widerspiegelten, die sich mit steigender einheimischer Konkurrenz in Handel und Staatsdienst konfrontiert sahen.⁵² Sowohl deutsche Hoffnungen als auch britische Ängste beruhten auf einer gemeinsamen Sichtweise, das Vertrauen und die Einstellung der indischen Bevölkerung gegenüber der britischen Herrschaft betreffend. Gerade der Erfolg der deutschen Unternehmungen, insofern diese als mitverantwortlich für die beträchtlichen britischen Kriegsängste zu betrachten sind, beruhte, auch absolut gesehen, eher auf dieser gemeinsamen mentalen Vorstellung von den Indern als auf dem tatsächlichen, eigentlich recht beschränkten revolutionären Verhalten der indischen Bevölkerung und der Soldaten während des Krieges.

Die Rekrutierung und Frontverwendung der Soldaten aus Frankreichs afrikanischen Kolonien

Da die Erfahrungen der Algerier und der Soldaten aus Westafrika an anderen Stellen behandelt werden, werde ich mich darauf beschränken, einen Umriss einiger der Prinzipien im Ersten Weltkrieg zu geben, die der Rekrutierung afrikanischer Soldaten in Frankreichs Kolonien und ihrer Frontverwendung zugrunde lagen.⁵³

Im Vergleich zu den Briten und Deutschen zeigten die Franzosen am wenigsten Hemmungen bezüglich der Rekrutierung kolonialer Soldaten für die Verwendung in Europa. Die Befürworter des Ausschöpfens des militärischen Potentials der Kolonien sahen hierin die Möglichkeit, Frankreichs numerische Unterlegenheit gegenüber Deutschland auszugleichen. In Großbritannien war man bereit, nach außen hin politisches Kapital aus dem Europaeinsatz indischer Soldaten zu schlagen, selbst wenn es, wie wir gesehen haben, sehr große Überwindung seitens kolonialer Beamter und Militärs kostete, die einerseits vom Rassendenken ihrer Zeit geprägt und andererseits von Sicherheitsängsten bzw. Zweifeln an der militärischen Tauglichkeit der Inder geplagt waren. In Frankreich dagegen hegten die Befürworter von Anfang an ein sehr großes – manchmal übertriebenes – Vertrauen in die militärische Leistungsfähigkeit afrikanischer Soldaten. Auf französischer Seite scheint man auch vergleichsweise weniger Zweifel an der Zuverlässigkeit der „eingeborenen“ Truppen als den Stützen der kolonialen Ordnung in Britisch-Indien gehabt zu haben, und folglich setzte dies die eigene Hemmschwelle herab, selbst größere Truppenaushebungen vorzunehmen. Nach Charles Balesi war ein Grund hierfür vielleicht auch die insgesamt etwas tolerantere Einstellung gegenüber gemischtrassigen Geschlechterbeziehungen, die Frankreich auszeichnete.⁵⁴ Zudem saß sogar ein schwarzer Abgeordneter für Frankreichs afrikanische Staatsbürger im französischen Parlament. Aber all dies hatte weder zur Folge, daß die eigentliche Behandlung der afrikanischen Soldaten besser gewesen wäre als diejenige der Inder in der britischen Armee, noch daß das französische Kolonialsystem seinen Kolonialvölkern im Gegenzug größere politische Freiräume eingerichtet hätte. Selbst in Frankreich aber

rechnete man damit, daß im Falle eines europäischen Krieges französische Truppen durch Aufstände der Kolonisierten gebunden würden.⁵⁵

Der Wunsch des französischen Generalstabs, daß möglichst wenige französische Truppenteile von der Konzentration gegen Deutschland in die Kolonien abgezogen würden, war der dringendste Grund dafür, daß Frankreich mehr Gebrauch von afrikanischen Soldaten in Afrika selbst machte als andere Kolonialmächte. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Algerier als „tüchtige“ Soldaten entdeckt, so daß ihre Zahl unter französischer Fahne von 7000 im Jahre 1850 auf 13 725 1870 anstieg.⁵⁶ Es war das Verdienst des Politikers Adolph Messimy (der für die Rekrutierung der Algerier eintrat) und des Militärs Charles Mangin (welcher die Idee einer schwarzen Armee propagierte), daß die Vorstellung, afrikanische Soldaten nicht nur zu verwenden, um ihre weißen Kameraden in den Kolonien zu ersetzen, sondern sie auch als ein riesiges kriegstüchtiges Reservoir für den direkten Einsatz in Europa zu betrachten, schon vor dem Ersten Weltkrieg Eingang in die öffentliche Diskussion gefunden hatte, wo sie vor allem als Argument des Ausgleichs für Deutschlands numerische Überlegenheit präsentiert wurde. Die Wiedereinführung der dreijährigen Wehrpflicht in Frankreich 1913 hatte zwar zunächst zur Folge, daß die Kolonien als militärische Lösung für Frankreichs strategische Probleme unmittelbar vor dem Krieg an Wichtigkeit verloren.⁵⁷ Gleichzeitig hielt man sich diese Option aber offen, insofern man die Wehrpflicht auf die kolonialen Territorien ausdehnte.

Die Julikrise versetzte einen Anhänger der Lobby für die *force noire*, den Generalgouverneur von Französisch-Westafrika, William Ponty, in die Lage, seinen Beitrag zu leisten, um das Ziel dieser kleinen Gruppe von Kolonialenthusiasten um den Offizier Mangin zu unterstützen. In einer merkwürdigen Parallele zu Hardinges Verhalten in Indien teilte Ponty am 29. Juli der Regierung in Paris mit, die Begeisterung in den Kolonien wäre enorm, dürften die eingeborenen Soldaten an der Ehre teilhaben, sich in Frankreich zu schlagen.⁵⁸ Zwischen August 1914 und Oktober 1915 wurden 32 000 Soldaten in Französisch-Westafrika ausgehoben, viel mehr, als die Enthusiasten der *force noire* vor dem Krieg zu fordern gewagt hatten (1910 hatte Mangin 10 000 pro Jahr vorgeschlagen, im „plan Ponty“ von 1912 waren es nur noch 20 000, über vier Jahre verteilt). Aber um diese Ergebnisse und ähnliche Erfolgswahlen in Nordafrika erzielen zu können, bediente man sich allerorts diverser Zwangsmaßnahmen und willkürlicher Methoden bei der Aushebung, Tauglichkeitsprüfung und Eingliederung in die Truppenverbände. Das Schicksal der afrikanischen Soldaten an der Front 1914/15 glich denn auch dem der Inder: ohne viel Vorbereitung auf den Grabenkrieg wurden sie durch wiederholte Einsätze zum Stopfen von Löchern in der Frontlinie schnell verbraucht. Durch schwere Kämpfe und Verluste geschwächt und in den Augen des französischen Generalstabs diskreditiert, wurden die „Senegalesen“ (wie man in Frankreich schwarze Soldaten allgemein bezeichnete), Ende 1914 aus der Linie gezogen und erschienen erst 1916 in bedeutenden Zahlen wieder an der Westfront. Als sich Ende 1915 Frankreichs dringender Bedarf an zusätzlichen Soldaten abzeichnete, waren Regierung und öffentliche Meinung bereits auf Mangins Versprechen in bezug auf Afrikas Militärpotential eingestimmt: Schon im Oktober 1915 wurde eine neue „freiwillige“ Rekrutierungskampagne verkündet, welche auch relativ erfolgreich verlief.⁵⁹ Während die Nordafrikaner 1916 ihren Ruf als ausgezeichnete Kampftruppen weiter ausbauen

konnten, führten die ungleichen Leistungen der „Senegalesen“ bei Verdun und an der Somme den französischen Generalstab zu der Entscheidung, die schwarzen Truppen wie 1914 nur in enger Verflechtung mit europäischen einzusetzen.⁶⁰

Im Frühling 1917 jedoch ließ der neue französische Oberbefehlshaber, General Nivelle, die „Senegalesen“ geschlossen als Sturmtruppen in seiner desaströsen Großoffensive antreten. Er folgte damit den Vorstellungen Mangins, der wie andere Verfechter der *force noire* davon überzeugt war, daß die afrikanischen Soldaten eine primitive angeborene Kampflust und ein Nervenkostüm besäßen, das weniger hoch entwickelt war als das der Europäer, was sie relativ unempfindlich gegenüber Schmerz und Gefahr machte und daher prädestinierte, als Sturmtruppen eingesetzt zu werden.⁶¹ Diese im Kern rassistischen Thesen waren die Argumente, mit denen Mangin vor, während und nach dem Krieg unentwegt für seine Idee der *force noire* warb.⁶² Das Fehlschlagen der Offensive Nivelles, bei der auch die „Senegalesen“ hohe Verluste erlitten, führte zu Aufständen in der gesamten französischen Armee und zu Soldatenstreiks gegen weitere offensive Operationen. In den Operationen und Planungen des neuen französischen Oberbefehlshabers, Pétain, der auf das Eintreffen der Amerikaner warten wollte, spielten die afrikanischen Truppenkontingente sowie Mangin selbst in der Folge sehr untergeordnete Rollen. Gleichzeitig war die französische Kolonialverwaltung 1916 und 1917 durch verschiedene Aufstände in Westafrika, die auf exzessive Rekrutierungen zurückzuführen waren, in Bedrängnis geraten. Vor diesem Hintergrund konnte der neue Generalgouverneur Westafrikas, Van Vollenhoven, den ebenfalls neuen Kolonialminister, René Bernard, davon überzeugen, den Schwerpunkt auf die wirtschaftliche statt auf die militärische Mobilmachung der Kolonien zu verlagern.

Mit der Ernennung Clemenceaus zum Premierminister im November 1917 standen dann Rekrutierung und Frontverwendung afrikanischer Soldaten wieder hoch im Kurs. Clemenceau war entschlossen, den Krieg siegreich zu beenden, koste es, was es wolle, auch wenn dies koloniale Umwälzungen oder Verluste bedeutete.⁶³ Die Aussicht darauf, daß Deutschland versuchen würde, im Frühjahr 1918 den Krieg für sich zu entscheiden, nachdem Rußland ausgeschaltet worden war und bevor die Streitkräfte der USA in großer Zahl eingetroffen waren, spornte Frankreich in Afrika, wie England in Indien, zur größten kolonialen Rekrutierungskampagne des gesamten Krieges an. Das Ziel war, dazu beizutragen, der französischen Armee genügend Ersatz zu beschaffen und bis zur Intervention der Amerikaner durchzuhalten. Aufgrund außerordentlicher Bemühungen um die Zusammenarbeit mit der westafrikanischen Bevölkerung und ihren Chiefs, geleitet von Blaise Diagne, dem senegalesischen Abgeordneten im französischen Parlament, mit Hilfe erhöhter materieller Kompensationen und nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, daß der Widerstand der kolonialen Bevölkerungen gegen die Rekrutierungen von 1916 und 1917 gebrochen war, wurde diese letzte Rekrutierung zur erfolgreichsten des gesamten Krieges.⁶⁴ In diesem Zusammenhang rehabilitierte Clemenceau auch Oberst Mangin als Verfechter einer energischen kolonialen Militärpolitik und offensiven Kriegführung. In den schweren Kämpfen von 1918 spielten dann die nord- und westafrikanischen Soldaten Frankreichs eine prominente Rolle.

Die Einstellungen des deutschen Militärs und der Zivilpolitiker

Vor dem Krieg wurde die französische Kampagne für eine *force noire*, deren Zweck – der Einsatz afrikanischer Soldaten gegen Deutschland – leicht erkennbar war, in Deutschland aufmerksam verfolgt. Außerhalb der militärischen Fachpresse wurde das französische Vorhaben, afrikanische Soldaten in Europa zu verwenden, heftig kritisiert.⁶⁵ Eine ähnlich negative Reaktion hatte es schon im Krieg von 1870/71 gegeben, als Frankreich 8000 nordafrikanische Soldaten gegen Preußen eingesetzt hatte.⁶⁶ Was Deutschlands eigene Kolonien anging, so wehrte sich der anglophile deutsche Kolonialminister, Wilhelm Solf, gegen den Aufbau starker Schutztruppen in den deutschen Kolonien und kolonialer Expeditionsheere für Europa. Seiner Meinung nach würde das Schicksal der Kolonien in Europa entschieden werden – aber nicht mit Hilfe kolonialer Soldaten. Die von ihm angestrebte Zusammenarbeit mit Großbritannien in Kolonialfragen verstand er als Schritt in Richtung einer allgemeinen Verständigung.⁶⁷

Während ihrer Kriege mit Österreich hatten weder Frankreich noch Preußen den Versuch gescheut, Aufstände unter den unterworfenen Völkern der habsburgischen Monarchie zu schüren.⁶⁸ Was Indien angeht, so hielt Graf Metternich schon im Januar 1887 eine indische Revolution bzw. einen russischen Angriff weder für einfach noch für unmittelbar bevorstehend, aber er glaubte wohl an einen indischen Aufstand im Falle einer englischen Niederlage im Krieg gegen eine europäische Großmacht. Aber angesichts der indischen Zerstrittenheit hielt er das Fehlschlagen eines solchen Aufstandes immer noch für möglich.⁶⁹ Eben dieser Gedanke sollte später im Zeichen des Gegensatzes zu Großbritannien große Bedeutung erlangen. Da die amtliche deutsche Berichterstattung einfach die oben dargestellten herrschenden Ängste der Briten in Indien in ihren Depeschen wiedergab, entwickelten der deutsche Kaiser und das Auswärtige Amt im Laufe der Zeit eine übertriebene Vorstellung von der prekären Sicherheitslage in Indien in bezug auf die Möglichkeit eines russischen Einfalls sowie von der Unzufriedenheit der indischen Bevölkerung und vom Einfluß des türkischen Kalifen auf die indischen Muslime. Ironischerweise schätzten die deutschen Konsuln in Indien selbst die Stärke der britischen Herrschaft viel positiver ein als die Propheten eines Aufstandes in Berlin oder gar die Briten in Indien selbst.⁷⁰ Der Verlauf des Ersten Weltkrieges führte schließlich dazu, daß man im Auswärtigen Amt zumindest relativ schnell die Hoffnung auf eine entscheidende Wende mittels kolonialer Aufstände begrub. Man ging aber weiterhin davon aus, eine gewisse Beunruhigung und Beeinträchtigung der militärischen Mobilisation des Feindes erzielen zu können.⁷¹

Am Anfang des Krieges versuchte Deutschland, den neutralen Status seiner afrikanischen Territorien aufrechtzuerhalten, was sich aber angesichts der britischen und auch französischen Strategien, die Vorteile ihrer Seeherrschaft und ihre militärische Überlegenheit in den Kolonien zu nutzen, nicht umsetzen ließ.⁷² Mit Ausnahme Ostafrikas griffen die Kräfte der Entente die schwach geschützten deutschen Kolonien erfolgreich an. Während des Krieges hatte Deutschland folglich keine Möglichkeit, auf seine Kolonien als militärische Ressourcen zurückzugreifen. In der Öffentlichkeit wurde die Verwendung kolonialer Soldaten von amtlichen deutschen Stellen in der deutschen Außenpolitik und Auslandspropaganda massiv und konsequent angeprangert.⁷³ Ludendorff jedoch zeigte sich von den militärischen Beiträ-

gen der Kolonien zutiefst beeindruckt. Im November 1917 forderte er deshalb „daß in Zukunft auch unsere Kolonien *militärisch voll ausgenutzt* werden ... Es wird ... nötig sein, sobald die Kolonialbesitz-Frage geregelt ist, Maßnahmen zu treffen, die die Aufstellung einer *Kolonial-Armee* in Afrika zum Ziel haben.“⁷⁴ Aus dieser Quelle geht nicht hervor, ob Ludendorff bereit gewesen wäre, eine solche Armee eventuell in Europa einzusetzen, aber von einem Verfechter des „totalen Krieges“ ist dies wohl anzunehmen. Sowohl das Kriegsbündnis mit dem Osmanischen Reich wie auch die Aktionen des Auswärtigen Amtes und des Generalstabs, die Bevölkerungen in den feindlichen Kolonien gegen ihre Herren aufzuwiegeln, zeigen, daß Deutschland ebenso wie Frankreich und Großbritannien in einer Notlage jeglicher Einsatz von Soldaten recht war, ohne Rücksicht auf die in der Vorkriegszeit und in der deutschen Kriegspropaganda mit so viel Pathos gepriesene „Solidarität der weißen Rasse“.

Die Perzeptionen von Afrikanern und Asiaten, mit denen Engländer, Deutsche und Franzosen in den Ersten Weltkrieg hineingingen, glichen einander in vielerlei Hinsicht. Sie waren Bestandteil eines gemeinsamen Weltbildes, das sich am Ende des Zeitalters europäischer Weltherrschaft gefestigt hatte. Im Laufe des Krieges ergaben sich hieraus bestimmte Erwartungen hinsichtlich des Verhaltens der asiatischen und afrikanischen Soldaten. Die Deutschen z.B. hofften auf einen indischen Aufstand, den die Briten indes befürchteten. Die Franzosen zählten darauf, daß ihre afrikanischen Soldaten eine wilde Angriffslust an den Tag legen würden, wogegen die Deutschen den Einsatz von solchen „Wilden“ in Europa gegen Europäer anprangerten.⁷⁵ Während jedoch auf britischer und französischer Seite die Vorkriegseinstellungen bis zu einem gewissen Grad durch die Kameradschaft des gemeinsamen Kampfes und durch die erwiesene Loyalität ihrer Kolonien modifiziert wurden, bestärkten Kriegspropaganda und Kampfhandlungen eher bestehende Antipathien der Deutschen gegen Inder und Afrikaner. Diese negativen Vorstellungen wurden dann nochmals während der französischen Besetzung des Ruhrgebiets durch den gezielten Einsatz von schwarzen Truppen vertieft. Die sich daraus ableitende deutsche Hetze gegen diese „schwarze Schande“ stand den Angriffen der Kriegszeit in nichts nach. Interessanterweise haben die Deutschen hierbei (mit einigem Erfolg) an die Vorbehalte gegen den Einsatz schwarzer Truppen gegen Weiße, die in Großbritannien und vor allem auch im Süden der Vereinigten Staaten der USA existierten, appelliert, um Frankreichs Besatzungspolitik international in Verfall zu bringen.⁷⁶ Der in dieser Weise aufgegriffene Komplex der „schwarzen Schande“ wurde mit neuer Aktualität in die bittere Polemik der zwanziger Jahre gegen das „Versailles-Diktat“ integriert.

Forschungsdiesiderata und Quellen

Die am besten recherchierten Aspekte der Beteiligung von Afrikanern und Asiaten am Ersten Weltkrieg sind die Geschichten der Truppenkontingente selbst (siehe die in den Anmerkungen jeweils angeführte Literatur). Der Umfang dieser Untersuchungen aber bleibt immer noch weit hinter dem zurück, was über Soldaten, Operationen und militärische Umwelt der europäischen Truppen im kolonialen Einsatz geschrieben worden ist. Umfassende Studien der Kriegszeit in den einzelnen Kolo-

nien oder gar dem kolonialen Komplex von Französisch-Afrika oder Indien sind noch verhältnismäßig selten. Noch wünschenswerter wären detaillierte Untersuchungen der Beziehungen zwischen den kolonialen Soldaten, Arbeitern und ihren europäischen Waffenbrüdern bzw. der Bevölkerung in Frankreich. Interessant wäre auch, mehr über das Kriegserlebnis aus der Sicht der kolonialen Teilnehmer zu erfahren sowie zu ihren Ansichten im allgemeinen (siehe hierzu die anderen Beiträge in diesem Band).⁷⁷

Die nordafrikanischen Soldaten, vor allem die Marokkaner, genossen einen hervorragenden Ruf als Kampftruppen. Der vermeintlich geringere Kampfwert der indischen Soldaten sowie der „Senegalesen“, die solchen Einschätzungen zugrunde liegenden Beurteilungskriterien sowie die Umstände, welche die Leistungen der unterschiedlichen Truppenkontingente tatsächlich beeinflußt haben, verdienten ebenfalls eine eigene Untersuchung. Auf deutscher Seite wurde die Betrachtung der feindlichen Kolonien durch die Erwartungen eines allgemeinen Aufstandes gegen Frankreich und Großbritannien geprägt. Bislang wurde jedoch in diesem Zusammenhang wenig auf die britischen Sicherheitsängste in Indien eingegangen, in denen sich ja eine dem deutschen Kalkül ähnliche Einschätzung der kolonialen Bevölkerung widerspiegelte. Lohnenswert wäre hier eine Untersuchung darüber, inwieweit solche Erwartungen europäische Ängste, Mißtrauen und Ressentiments einschließen, die mit der Wahrnehmung der Rassenunterschiede verknüpft waren. Dies würde auch einen Blick auf die Einrichtungen erfordern, die solche Unterschiede in institutioneller Form aufrechterhielten.

In England liegen die Quellen für diese Themen hauptsächlich in den Akten des *India Office*, *Colonial Office* und *War Office*, welche im *Public Record Office* bzw. *India Office Library and Records* in London einzusehen sind, sowie in den privaten Nachlässen der Beteiligten selbst, welche weiter verstreut sind. Darüber hinaus sind weitere Akten in Afrika und Indien selbst auszuwerten. In Frankreich sollte man mit den *Archives Nationales Section Outre-Mer* (CAOM, Aix-en-Provence) sowie mit dem militärischen Archiv (Service Historique de l'Armée de Terre, SHAT) in Vincennes beginnen. Weitere Informationen sind in den Anhängen der Publikationen von Michel, Meynier und Ageron zu finden. Der Forscher in Deutschland dagegen muß sich auf die Notwendigkeit gefaßt machen, die überaus dezentralisierte Archivalandschaft der Bundesrepublik kennenzulernen, was Besuche im Deutschen Zentralarchiv oder im Bundesarchiv, Militärarchiv in Potsdam, in den Militär- und Kriegsarchiven von München, Stuttgart, Karlsruhe und Freiburg sowie im Archiv des Auswärtigen Amtes erfordert.

Anhang

Indiens Kriegsbeitrag

Bevölkerung: 315 Millionen

Gesamtzahl der angeworbenen Soldaten:

a) 1 272 437 bis 11.11.1918

b) 1 440 437 bis 31.12.1919

a) Kampsoldaten:	826 855, nicht-kämpfende	445 582
b) Kampsoldaten:	877 068, nicht-kämpfende	563 369

Gesamteinschiffungen: 943 344 bis 31.10.1918 (kämpfende und nicht-kämpfende)
 Gesamtverluste: 143 327, Tote 61 041

Quelle: India's contribution, S. 79, 98, 176-177, 277 (wie in Anm. 3)

Der Beitrag der französischen Kolonien

Zwischen 600 000 und 700 000 Kolonialsoldaten wurden rekrutiert, d.h. 7-8% aller Soldaten, die von Frankreich mobilisiert wurden.

Auf seiten der Kolonialsoldaten gab es ca. 70 000 Tote.

Darüber hinaus wurden 250 000 Arbeiter angeworben (davon etwa ein Drittel Algerier).

Quelle: Histoire de la France coloniale (wie in Anm. 25).

Anmerkungen

- 1 Charles Lucas, *The Empire at War*, Bd. 1-5, Oxford 1921-1926; *Journal of African History* 20 (1978) (Special issue. Africa and World War I); Jacques Thobie u.a. (Hg.), *Histoire de la France coloniale 1914 – 1990*, Paris 1990; Guy Pedroncini (Hg.), *Histoire militaire de la France de 1871 à 1940*, Bd. 3, Paris 1992.
- 2 „Durch die Angriffs- wie Verteidigungsmassregeln der Mittelmächte sind die Feinde gezwungen, nicht nur die Menschenmassen des eigenen Landes, sondern auch ihrer Schutzgebiete und Kolonien und deren Geld und sonstigen Hilfsmittel in höchstem Grade in Anspruch zu nehmen und sie müssen ihnen dafür politisch und namentlich wirtschaftlich eine Freiheit einräumen, die sie ihnen wohl ohne den Krieg noch für lange Zeit vorenthalten hätten.“ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kriegsarchiv München Kriegswirtschaftliche Monatsberichte August 1917. Sektion J, Stellv. Generalstab des Heeres, Mkr. 17274, 6.
- 3 Gilbert Meynier, *L'Algérie révélée. La guerre de 1914 – 1918 et le premier quart du XXe siècle.*, Genf 1981, S.VII-VIII; *contra* Charles-Robert Ageron, *Les Algériens musulmans et la France (1871 – 1919)*, 2 Bde, Paris 1968, S. 1189.
- 4 Kitchener, 30.12.1902 in: F.W. Perry, *Manpower and Organizational Problems in the Expansion of the British and Other Commonwealth Armies during the Two World Wars*. Diss., London 1982, S. 159.
- 5 Ronald Robinson/John Gallagher/Alice Denny, *Africa and the Victorians. The Official Mind of Imperialism*, London 1967, S. 12.
- 6 *India's Contribution to the Great War*, New Delhi 1923, S. 72-74, 76, 101-102; Gregory Martin, *Financial and Manpower Aspects of the Dominions and India's Contributions to Britain's War Effort, 1914 – 1919*. Diss., Cambridge 1987, S. 230.
- 7 Cambridge University Library (CUL), Hardinge-Crewe, 20.8.1914, Hardinge Mss 120, S. 132.
- 8 Jeffrey Greenhut, *The Imperial Reserve: the Indian Corps on the Western Front, 1914 – 15*. In: *Journal of Imperial and Commonwealth History*, London 12 (1983) 1, S. 54.
- 9 CUL, Hardinge-Crewe, 27.8.1914, Hardinge Mss 120, S. 135.
- 10 Ebenda, Hardinge-Crewe, 3.9. und 9.9.1914, Hardinge Mss 120, S. 38, 41.
- 11 Martin, a.a.O., S. 231.
- 12 India Office Library and Records (IOLR), Montagu-Chelmsford, 19.10.1917, Mss. Eur. E.420/6, Barrow Mss. IOLR (eigene Übersetzung).
- 13 CUL, Hardinge-Chirol, 27.8.1914, Hardinge Mss 93, S.191.

- 14 Richard J. Popplewell, *Intelligence and Imperial Defence. British Intelligence and the Defence of the Indian Empire, 1904 – 1924*, London 1995, S. 14, 22.
- 15 Bundesarchiv, Militärarchiv Freiburg (BA-MA), RM8/87. Chef des Generalstabs der Armee, Das englische Expeditionskorps, Berlin Mai 1912, S. 4.
- 16 Vgl. Bayly zum Ersten Burmakrieg, 1824-26: „British India remained touchy about the security of its borders. External foes were always suspected of being on the point of linking up with internal dissidents.“ Christopher Bayly, *Empire and Information. Intelligence Gathering and Social Communication in India, 1780 – 1870*, Cambridge 1996, S. 113.
- 17 IOLR, Further correspondence regarding the deficiency of troops in India, viceroy – secretary of state, 16.2.1915, L/MIL/17/5/2387; P. K. Davis, *British Strategy and Politics in Mesopotamia, September 1914 – April 1916*. Diss, London 1981, S. 50, 56-59.
- 18 Ebenda, War Office–India Office, 14.3.1915, L/MIL/17/5/2387.
- 19 Davis, a. a. O., S. 18.
- 20 Popplewell, a. a. O., S. 187.
- 21 Greenhut, *The Imperial Reserve*, a. a. O., S. 67f.
- 22 Ebenda, S. 69.
- 23 Imperial War Cabinet, 16.8.1918, 32B, CAB 23/41, S. 10-13.
- 24 Hierzu: CUL, Chamberlain–Hardinge, 8.7.1915, Hardinge Mss 77, S. 125 f. Charteris Tagebucheintrag in: Greenhut, a.a.O., S. 60 (eigene Übersetzung).
- 25 CUL, Hardinge–Chamberlain, 6.8.1915, Hardinge Mss 121, S. 187.
- 26 IOLR, Telegram Robertson–Monro, 3. und 4.12.1917; Parliamentary Undersecretary War Office–Indian Secretary, 11.4.1918, no.s 3, 4 & 65, *Additional Indian Units for Service Overseas*, Bd.1, L/MIL/5/739 (Brief, S. 16-17).
- 27 IOLR, Telegram C-in-C India – India Office & Notiz, Sekretär, Military Department, 13.4.1918, L/MIL/5/739 (eigene Übersetzung).
- 28 IOLR, Viceroy, army department – Prime minister & C-in-C, India – War Office, 23.4.1918, No. 87 & 88, L/MIL/5/739.
- 29 IOLR, C-in-C India – War Office, 5.7.1918, dep. 363, Milner Mss; Montagu–Chelmsford, Mss.Eur.D.532/2, Montagu Mss. Curzon, 25.6.18, Imperial War Cabinet proceedings, CAB 23/41, S. 9, 10 (eigene Übersetzung).
- 30 Winfried Baumgart, *Deutsche Ostpolitik. Von Brest Litovsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, Wien, München 1966, S. 181.
- 31 Ebenda, S. 64-69, 76; ders., Das „Kaspi-Unternehmen“ – Größenwahn Ludendorffs oder Routineplanung des deutschen Generalstabs? In: *Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas*, Wiesbaden 18 (1970), S. 69; Werner Zürer, *Der Kampf der Großmächte um die Landbrücke zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer*, Düsseldorf 1978, S. 23-24, Anm. 14, S. 490.
- 32 Baumgart, *Deutsche Ostpolitik*, a. a. O., S. 60-92, 193, Anm. 78, 370, 377.
- 33 CUL, Hardinge–Crewe, 25.2.1915, Hardinge Mss 121, S. 33; vgl. 3 und 9.3.1915, S. 37, 39a, b & c; Hardinge–Holderness, 1.3.1915, Hardinge Mss 121, S. 34.
- 34 Gregory Martin, *The Influence of Racial Attitudes on British Policy towards India during the First World War*. In: *Journal of Imperial and Commonwealth History*, 14 (1986) 2, S. 91-113.
- 35 CUL, Viceroy–secretary of state, 2.7.1915, Asquith Mss 28; Hardinge–Crewe, 9.3.1915, Hardinge Mss, 121, S. 39c; Davis, a.a.O., S. 30, 50 (wie in Anm. 8).
- 36 Popplewell, a.a.O., S. 179-180.
- 37 Popplewell, a.a.O., S. 179-180.
- 38 Martin, *Financial and Manpower Aspects*, a. a. O., S. 237-238 (eigene Übersetzung).
- 39 IOLR, Viceroy–secretary of state, 18.12.1916, Mss. Eur. E. 420/6, Chelmsford Mss.
- 40 IOLR, Cox–Harrington, 30.6.1918, L/MIL/18516 (eigene Übersetzung).
- 41 George MacMunn, *The Martial Races of India*, London o.J.; für den Ersten Weltkrieg vgl. *The Development of Manpower in India and its Utilization for Imperial Purposes* (Note by the Adjutant General in India, H. Hudson). In: IOLR, L/MIL/5/2396, und in: F. J. Moberly, *History of Great War Based on Official Documents. The Campaign in Mesopotamia 1914-1918*. Bd. 1, London 1923, S. 164f.
- 42 Roberts, *Note on the Necessity for Increasing the Efficiency of the Native Army*, 25 September 1886; Roberts–Arbuthnot, 6. April 1889. In: Brian Roberts (Hg.), *Roberts in India. The Military Papers of Field Marshal Lord Roberts, 1876 – 1893*, Stroud 1993, S. 353, 393.

- 43 Roberts -Stewart, 30. Juni 1882. In: Ebenda, S. 256-258.
- 44 Roberts, Note on the Urgent Necessity of Carrying Out the Sanctioned Increase to the British and Native Forces in India, 8. Februar 1887. In: Ebenda, a.a.O., S. 371.
- 45 Martin, Financial and Manpower Aspects, a.a.O., S. 246-248.
- 46 Die beste Quelle zu indischer Rekrutierung im Ersten Weltkrieg ist D. Brief, The Punjab and recruitment to the Indian Army, 1846 – 1918, Oxford 1979; vgl. Martin, Financial and Manpower Aspects, a.a.O., S. 251f., 267f. (eigene Übersetzung).
- 47 IOLR, Chelmsford–George V, 27.2.1918, Mss. Eur.E.264/1 & Chelmsford–Chamberlain, 10.4.1917, Mss. Eur.E.264/3, S. 118, Chelmsford Mss.
- 48 Moberly, a.a.O., S. 67-70; Martin, Financial and Manpower Aspects, a.a.O., S. 253f.
- 49 S. P. Cohen, The Indian Army, its Contribution to the Development of a Nation, London 1971.
- 50 Martin, Financial and Manpower Aspects, S. 245f. (eigene Übersetzung).
- 51 Bayly, Empire and Information, a.a.O., S.7, 28-30, 369-70.
- 52 „Orientalism as a practical philosophy was not the property of a domineering European government in Asia, so much as a reflection of its weakness, and of the fear, bafflement and guilt of its expatriate citizens.“ Ebenda, S. 371, vgl. S. 218-219, 314.
- 53 Die Hauptwerke hier sind: Marc Michel, L'appel à l'Afrique. Contributions et réactions à l'effort de guerre en A.O.F. (1914 – 19), Paris 1982; Meynier, a.a.O.
- 54 Charles Balesi, From Adversary to Comrade in Arms: West Africans and the French Military, 1885 – 1919. Diss., Chicago 1976, S. 76, 82-88, 101-103, 108-118, 126.
- 55 Ageron, a.a.O., Anm. 1, S. 1078. Christopher M Andrew/A S Kanya-Forster, France Overseas, the Great War and the Climax of French Imperial Expansion, London 1981, S. 82.
- 56 Ageron, a.a.O., S.1057.
- 57 Martin, German and French Perceptions of the French North and West African Contingents, 1910-1918. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen, München 56 (1997), S. 37f.
- 58 Michel, L'appel, a. a. O., S. 467f.
- 59 Bis Juni 1916 waren 53 000 „Senegalesen“ rekrutiert worden, der Großteil durch Druck oder sogar Gewalt. Im Januar 1917 waren 40 000 algerische Freiwillige unter der Fahne. Michel, L'appel, a.a.O., S. 74, 84; Ageron, a.a.O., S. 1146, Anm. 6.
- 60 Michel, L'appel, a.a.O., S. 287, 305f.
- 61 Anthony Clayton, France, Soldiers and Africa, London 1988, S. 338; Ageron, a.a.O., S. 1070; Shelby C. Davis, Reservoirs of Men: a History of the Black Troops of French West Africa. Thèse, Université de Genève, Chambourg 1934, S. 103.
- 62 Martin, German and French Perceptions, a. a. O., S. 62-65.
- 63 Vgl. David Watson, Georges Clemenceau, a Political Biography, London 1974, S. 294, Anm. 47, und S. 307, Anm. 90.
- 64 Michel, L'appel, a.a.O., S. 224; Westafrika sollte 47 000 Mann, Äquatorialafrika 13 000 liefern – tatsächlich haben sie dann 63 000 bzw. 14 000 gestellt, vgl. ebenda, S. 242f., 260. Zu Prämien und Belohnungen vgl. Histoire de la France coloniale, a.a.O., Bd. 2, S. 81f.
- 65 Davis, Reservoirs, a. a. O., S. 127f.
- 66 Histoire de la France coloniale, Bd. 2, a. a. O., S. 85.
- 67 Eberhard von Vietsch, Wilhelm Solf. Botschafter zwischen den Zeiten, Tübingen 1961, S. 102-134.
- 68 Egmont Zechlin, Friedensbestrebungen und Revolutionierungsversuche im Ersten Weltkrieg. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn (1961) 24, S. 325-3 27, Anm. 45, S. 399.
- 69 Nirode Kumar Barooah, India and the Official Germany, 1886 – 1914, Frankfurt/M., Bern 1977, S. 15, 37f., 39.
- 70 Ebenda, S. 17, 28, 167f., 215.
- 71 Lerchenfeld–Hertling, Nr. 138, 17.11.1914, S. 362 u. Nr. 163, 21.3.1915, S. S. 414f. In: Ernst Deuerlein (Hg.), Briefwechsel Hertling–Lerchenfeld 1912–1917. Dienstliche Privatkorrespondenz zwischen dem bayerischen Ministerpräsident Georg Graf von Hertling und dem bayerischen Gesandten in Berlin Hugo Graf von und zu Lerchenfeld, Boppard am Rhein 1973.
- 72 André Kaspi, French War Aims in Africa 1914 – 1919. In: Prosser Gifford/William Roger Louis (Hg.), France and Britain in Africa. Imperial Rivalry and Colonial Rule, New Haven, London 1971, S. 374-377.

- 73 Vgl. Martin, German and French Perceptions, a.a.O., S. 58f. Histoire de la France coloniale, Bd. 2, a.a.O., S. 86.
- 74 Ludendorff-Kühlmann, 23.11.1917. In: Lothar Rathmann, Die imperialistische Nahostpolitik des kaiserlichen Deutschlands, Berlin 1962, S. 71 (Hervorh. im Original).
- 75 Martin, German and French Perceptions, a. a. O., S. 31-68.
- 76 Keith L Nelson, The „Black Horror“ on the Rhine: Race as a Factor in Post-World War I Diplomacy. In: Journal of Modern History, Chicago 42 (1970) 4, S. 606-627.
- 77 Vgl. Histoire de la France coloniale, Bd.2, a. a. O., S. 101-112, 119-124.

Les Algériens dans l'Armée française, 1914-1918

Gilbert Meynier

Avant la guerre de 1914-1918, les Algériens ne connaissent pas la France. Si l'on en croit la presse coloniale, seule une minorité de privilégiés de l'élite francisée a pu franchir la Méditerranée, par exemple dans des voyages organisés par la rédaction des journaux de l'élite francisée des „Jeunes Algériens“. Le nombre des travailleurs immigrés est faible et étroite leur localisation géographique (Marseille, Paris, mines de charbon du Pas de Calais). La guerre crée des conditions nouvelles. Elle rend aléatoire le lien avec la métropole, indispensable à toute économie de type colonial; la crise des transports, raréfiés et fragilisés du fait des sous-marins allemands patrouillant en Méditerranée, notamment, met en évidence le déséquilibre économique du Maghreb colonisé.

Mais les conditions démographiques de la France requièrent l'utilisation au maximum de la main-d'œuvre et des combattants nord-africains. Les difficultés économiques incitent un plus grand nombre d'hommes à aller chercher en France du travail. Les milieux dirigeants de l'Algérie coloniale sont partagés à propos d'un éventuel passage de nombreux Algériens en France.

L'administration civile a tendance à freiner les tentatives de conscription par souci d'une „politique indigène“ préoccupée par la sécurité de la domination française en terrain algérien. En effet, elle craint que les „indigènes“, à être conviés aux côtés des Français, à défendre la patrie française, en viennent à se considérer comme Français. Les militaires de la XIXe Région Militaire (Algérie et Tunisie) et la Section d'Afrique de l'Etat-major de l'armée ont une position plutôt inverse, même s'ils sont partagés entre le souci de fournir des soldats au front français et la même nécessaire „politique indigène“.

Tentée timidement dans l'avant-guerre, la conscription s'étend à tous les Algériens à partir des décrets de septembre 1916, des lors que la proclamation du *jihâd* par le *Chaykh ul Islâm* d'Istanbul, à l'automne 1914, n'a pas eu, en Afrique du Nord, les conséquences redoutées en matière de sécurité, et que le pays paraît relativement calme. De leur côté, les milieux colons, *a priori* fort hostiles à l'évasion de „leur“ potentiel de main d'œuvre, ne peuvent empêcher l'industrie française d'attirer en France une partie de cette main-d'œuvre, requise par l'effort de guerre.

La guerre est donc, pour environ 110 000 soldats ayant effectivement traversé la Méditerranée sur un total d'environ 173 000 incorporés et pour environ 80 000 travailleurs (120 000 contrats d'embauche ont été signés, mais nombre d'entre eux ont fait l'objet d'un double, voire d'un triple recrutement) l'occasion de connaître la France. Ce sont presque 200 000 hommes, donc, qui ont franchi la Méditerranée en quatre ans, soit à peu près 4 % de la population algérienne, mais peut-être 20 % de la population active masculine.

Cette connaissance de la France pendant la Grande Guerre, quelque différentes qu'aient été les conditions de l'insertion respective des soldats et des travailleurs dans un milieu étranger, est un fait important de l'histoire algérienne. On se

proposera d'étudier ici l'aspect militarisé de cette transplantation. Il importe, en premier lieu, d'étudier comment apparaît la France pour les Maghrébins transplantés. Et d'abord sous l'aspect immédiat du climat.

Les Maghrébins sont unanimes à s'en plaindre. On a certes pris la précaution d'établir des dépôts de passage pour les soldats dans les villes du Midi au climat plus serein et assez voisin du climat côtier de l'Algérie: Arles, Aix-en-Provence et Alès jusqu'en 1917, puis dans d'autres villes du sud-ouest à partir de l'arrivée, numériquement importante, de la classe 1917; même dans ces régions de climat clément pour des Français, l'hiver paraît bien rude.

Dès le début, on enregistre des plaintes au sujet du froid au dépôt de passage d'Aix. Que dire des nouveaux engagés pour la durée de la guerre que l'on a placés, pratiquement sans entraînement et sans transition, dans la bataille de Charleroi, puis dans les effroyables combats de la course à la mer? Par exemple, aux 2^e et 3^e Tirailleurs (37^e division d'infanterie), les conditions sanitaires sont très vite mauvaises et ajoutent leurs effets à l'hécatombe militaire (combats de la ferme Quennevières et du Bois Saint Mard, près de Noyon).

Aux 1^{er}, 4^e et 8^e Tirailleurs, les cas de gelures des pieds sont nombreux, jusqu'à cinquante en une semaine dans un régiment dans le secteur de Cerny en Laonnois, puis de Poperinghen, dans la boue de l'Yser, où, en décembre 1914, l'état de santé des Nord-Africains inspire aux médecins militaires des rapports alarmants. Les cas de bronchites, de pneumonies, de tuberculose, sont plus nombreux chez les tirailleurs que chez les zouaves (Juifs et Européens d'Algérie) qui sont eux-mêmes plus atteints que les autres combattants. Les Tunisiens sont, de tous les Maghrébins, les plus touchés. En décembre 1916, un jeune Tunisien écrit en arabe aux siens que

„le pays est très froid; la pluie et la neige ne cessent de tomber; le brouillard et les nuages règnent en permanence; le soleil ne se montre qu'à de rares intervalles“¹.

Le 24 décembre 1914, le général de Bazelaire, commandant la 38^e division d'infanterie, rapporte que:

„la fatigue, le froid et l'humidité aidant, ils [les tirailleurs] sont démoralisés et sans ressort et sont la proie du fatalisme ... l'état physique des tirailleurs est mauvais. Au 1^o régiment, il a été constaté 240 cas de gelures de pieds depuis un mois. Après chaque relève dans les tranchées, les évacuations s'élevaient, par maladie ou gelures, à environ 25 à 30 cas par régiment.“²

Les Algériens de l'Est montagneux, en revanche, paraissent moins sensibles au froid que les autres tirailleurs. Par la suite, après les premiers gros accidents du début de la guerre, une plus longue acclimatation, un entraînement adapté, la fourniture de vêtements supplémentaires, ont amélioré la situation: le pourcentage de soldats souffrant de maladies contractées en raison du froid et de l'humidité est resté toujours plus élevé que dans les autres corps. Il a fallu des conditions atmosphériques favorables pour tirer des tirailleurs tout leur rendement militaire. Il est arrivé que, en hiver, on n'ait pu les faire sortir des tranchées en vue d'une attaque parce qu'ils étaient littéralement engourdis et figés sur place, dans l'impossibilité de faire un mouvement. En revanche, dès que revient la belle saison, les témoignages de satisfaction sur l'entrain des tirailleurs sont plus nombreux: en Champagne, en 1915, dans la contre-offensive de Verdun en 1916, au Chemin des Dames en 1917.

Aux 2^e et 3^e Tirailleurs, par exemple, l'ardeur combative des Algériens atteint son maximum dans l'été 1918 au moment de l'offensive finale des Français.

Non moins important, à l'évidence, que le climat atmosphérique, le climat humain.

L'accueil de la population française a été extrêmement varié. Les témoignages de satisfaction de la part des Maghrébins sont plus nombreux dans le Midi de la France que dans le Nord, mais, même dans le Midi, l'accueil n'est pas le même partout. A Montpellier, lors du procès des inculpés algériens de l'insurrection de Margueritte (1901) que l'on avait transférés en France métropolitaine pour éviter de faire comparaître les inculpés devant un jury composé de Français d'Algérie, les Languedociens leur avaient réservé un accueil chaleureux. En rangs serrés, les gens avaient acclamé les Algériens; des femmes leur avaient envoyé des bouquets. Il est vrai que, pour l'Occitanie viticole, les Algériens opprimés par les colons avaient conjoncturellement *a priori* raison contre les viticulteurs concurrents d'Outre-Méditerranée qui produisaient des vins plus lourds et meilleur marché.

On note de semblables mouvements, spontanés dans la population ouvrière d'Alès, lors d'une échauffourée entre tirailleurs tunisiens qui avaient fait le mur et s'étaient quelque peu enivrés, et des sous-officiers français qui prétendaient leur faire réintégrer leur dépôt: la foule prit le parti des Tunisiens et les aida à rosser leurs sous-officiers français! Ici, la solidarité allait à des gens enrôlés de force dans l'armée française dans un milieu ouvrier antimilitariste. Et la connivence de minoritaires – entre protestants et musulmans – put aussi être opérante dans la terre d'élection du protestantisme méridional.

En revanche, à Aix-en-Provence, terroir traditionnel bien catholique – fut-ce aussi le milieu plus fermé et plus bourgeois? –, les tirailleurs furent plus mal accueillis et l'état de tension y dura toute la guerre; les mesures vexatoires contre les Algériens se multiplièrent, amenant même des officiers à réagir, tel ce major qui réprimanda publiquement une religieuse pour ses propos de croisée raciste. L'attitude des Français est assez bien résumée par cette lettre en arabe:

„En ce qui concerne les Français habitant la France, il y a parmi eux de bonnes et de mauvaises gens. Chacun sa chance; l'un va chez un brave homme, l'autre va chez un chien. Un brave homme donne de l'argent et ne le reproche pas ... le sale individu ne donne absolument rien.“ [d'un travailleur dans une ferme de l'Aude]³

Dans toute la France, la population a été, au moins au début, bien disposée à l'égard des combattants, moins bien à l'égard des travailleurs. Les ouvriers agricoles maghrébins, dans la Beauce, furent bien considérés et on apprécia leur travail. Dans certaines villes, à Bourges par exemple, ou dans des villes du sud-ouest, il y eut des problèmes, et même des tentatives de grèves de la part de travailleurs algériens pourtant militairement encadrés.

Les soldats, eux, soignés dans des hôpitaux militaires, furent généralement touchés par le paternalisme ambiant, même s'ils n'étaient pas sans défiance vis-à-vis des pratiques médicales françaises. Pour eux, coucher sur un lit, dans des draps blancs, avoir un pansement régulièrement renouvelé, pouvoir parfois utiliser un appareil de douche, souvent pouvoir manger la nourriture du pays (le couscous fut introduit à l'ordinaire des formations sanitaires, suivant les instructions des officiers-interprètes) étaient des luxes qui suscitérent de réelles reconnaissances. La

confiance envers les religieuses, femmes de Dieu, et aussi les sentiments plus amples inspirés par les infirmières, sont des faits généraux. Les multiples cas d'idylles entre tirailleurs et infirmières amenèrent, d'ailleurs, les autorités militaires à réagir contre le risque de „corruption de notre sang“ et d'amollissement des guerriers. Les femmes françaises en tirèrent une solide réputation de légèreté de mœurs, et, au mieux, de naïveté. La Section d'Afrique de l'Etat-major de l'armée finit même par interdire aux militaires nord-africains de passer leurs permissions dans les familles françaises. On redoutait aussi les camaraderies trop poussées entre soldats français et maghrébins.

Cependant, chez les Français, l'attitude de reconnaissance envers ces étrangers qui venaient défendre la France fut bien réelle. De véritables amitiés, nées sous les armes, se développèrent, et, malgré l'interdiction, édictée en 1915, de permissions passées chez des Français, des tirailleurs algériens continuèrent clandestinement à fréquenter des familles françaises⁴. Cela n'empêcha pas le racisme, inspiré par la concurrence sur le marché du travail des Nord-Africains, et surtout par la méfiance à l'égard de jeunes gens sans le sou, nourrissant souvent leur famille restée au pays, qui savaient mal contrôler et échelonner leurs dépenses, se faisaient duper à tout instant et supportant mal le moindre verre de vin. Ainsi à Clermont-Ferrand, à plusieurs reprises, des cafetiers affichèrent sur leur porte: „Messieurs les Arabes ne sont pas admis“, ou „Interdit aux Sidis“.

On ne peut, toutefois, parler, de sentiment raciste généralisé de la part de la population française mais d'un mélange, à la fois de reconnaissance et de méfiance. De toute façon, en dépit d'inévitables malentendus, les rapports de communauté à communauté furent meilleurs qu'ils n'étaient en Afrique du Nord entre Européens et Maghrébins. Cela n'empêcha pas, chez les Maghrébins, de languir la patrie éloignée.

L'attachement au pays et à la foi est souvent exprimé dans les lettres des tirailleurs. Malgré le sentiment d'être relativement mieux admis et respectés dans le cadre de l'armée et de l'usine que dans le régime des communes mixtes et de l'indigénat, les Nord-Africains conservent l'amour du pays natal. Il est probable que la révérence au Sultan Hâj Guillaume – la propagande allemande avait représenté le *Kaiser* comme ami de l'Islam, voire comme musulman – a été partagée par tous les Maghrébins. Des rapports de police établissent par exemple que, à Lyon, dans le quartier de la Guillotière, des travailleurs algériens se réunissaient dans un café pour chanter les airs du pays et aussi des chansons à la gloire du Sultan ou Hâj Guillaume. Turcophilie et germanophilie, qui se distinguent d'ailleurs mal de l'attachement à l'Islam, sont encore des biais par lesquels s'exprime, par références orientales, le patriotisme algérien.

L'exil éveille un sentiment patriotique, suscité par la séparation même d'avec la terre des pères. Ce n'est qu'après-guerre que ce sentiment nourrira une revendication anticoloniale politique. Pour l'heure, il s'agit simplement du regret que l'on a de sa famille et de son pays, pays que les brouillards lyonnais ou l'incertain soleil lorrain rendent plus désirables. Il faudra la défaite des Turcs et des Allemands pour permettre à l'anticolonialisme patriotique algérien de se développer sur des fondements prioritairement algériens.

Aussi bien chez les soldats que chez les travailleurs, un nom était partout connu et révérend: celui de l'Emir Khâled. La présence dans l'armée française du petit-fils de

l'émir 'Abd-El-Kader était considérée comme une garantie du bien-fondé de la participation à la guerre aux côtés des Français. L'armée, d'ailleurs, utilisa Khâled pour remonter le moral des combattants en organisant des tournées roboratives du capitaine dans les régiments maghrébins, et cela bien quelle s'en méfiât, le fît surveiller, fît pression sur sa famille restée au Maroc et qu'on soupçonnait de complicité avec l'oncle de Khâled, 'Abd-El-Mâlek, qui avait pris le maquis contre le sultan protégé par les Français. Khâled est partout accueilli et vénéré. Les positions politiques de l'émir, qui est souvent considéré comme l'initiateur de la revendication patriotique algérienne au lendemain de la guerre, eurent d'autant plus d'influence que cet authentique leader algérien avait été un prestigieux compagnon d'armes: il put nourrir son argumentation politique de l'évocation des services rendus par ses compatriotes mobilisés dont il défendit la dignité.

En France, de 1914 à 1918, l'attachement des hommes à la foi reste très fort. Si un nombre indéterminable de Nord-Africains ont usé de vin, dans un plus grand nombre de cas, assurément, l'Islam resta très présent. Certes, les autorités, tant militaires que civiles, ont expédié des imams et des dignitaires de confréries politiquement sûres d'ailleurs peu différenciés par les Français les uns des autres et généralement confondus dans les circulaires officielles avec des espèces d'aumôniers militaires chargés de relever le moral des troupes. On réserva même des salles pour la prière et on construisit, à Nogent-sur-Marne, une mosquée en bois, pâle réplique de la mosquée berlinoise du camp de *Halbmondlager* (Wuensdorf). Les militaires français se sont étonnés du manque d'assiduité des Musulmans à la mosquée et ont jugé l'investissement religieux finalement assez peu rentable. Les sentiments à l'égard de cette religion apportée sur un plateau, comme l'étaient le couscous ou le tabac à mâcher, et visiblement destinée, elle aussi, à „améliorer l'ordinaire“, ont été tièdes: on avait l'impression que les Français en faisaient trop.

En revanche, de leur propre chef, et notamment au front, les tirailleurs continuent dans la mesure du possible de faire leurs prières, non sans difficultés: la détermination de la *qibla*, entre autres problèmes, fut source de tourments pour beaucoup. Plus importante encore peut-être, dans la vie quotidienne, était la question de savoir si la nourriture était pure ou impure. En ville, les Maghrébins s'efforcent de fréquenter les boutiques juives pour se procurer de la viande; en cas d'impossibilité, on se contente de conserves de poissons. Même la nécessité du combat ne fait pas disparaître la répugnance des tirailleurs à se satisfaire de viandes douteuses et de mets fades, souvent représentés dans les lettres des Algériens, comme malpropres.⁵

La guerre, pour les Maghrébins transplantés, entraîne un recours à des valeurs musulmanes et un rattachement souvent raffermi à ces valeurs. A long terme, et après le retour dans l'Algérie coloniale, l'osmose politique entre cette spécificité et les nouvelles expressions de la revendication politique anticoloniale se fait progressivement. Jusqu'à quel point les prédications de l'association des '*ulamā*' réformistes n'ont-elles pas touché les anciens soldats qui, pendant les années de guerre, avaient couru le danger d'être corrompus ?

Ceci dit, il reste à expliquer pourquoi, en définitive, l'insertion des Maghrébins dans l'armée française fut finalement une réalité incontestable. Et pourtant, les débuts avaient été difficiles, pendant les premiers mois de la guerre.

Au début de celle-ci, le brassage d'hommes issus de la mobilisation a souvent placé des officiers ne connaissant pas l'Afrique du Nord à la tête des corps de troupes qui en étaient originaires. Certains faits dramatiques s'expliquent, en partie, par cette méconnaissance. Par la suite, des officiers qui étaient passés par le Maghreb, et qui furent plus intelligemment placés à la tête de corps maghrébins à partir de 1915, rectifièrent des erreurs et réussirent souvent à s'attacher à leurs hommes.

Mais, en 1914, les coups de boutoir de l'armée allemande, supérieure en artillerie et en armes automatiques, causèrent des hécatombes dans les rangs des tirailleurs. Souvent incorporées à la va-vite et peu entraînées, les nouvelles recrues engagées pour la durée de la guerre, promise courte, furent démoralisées. Le noyau des vieux „turcos“ d'avant-guerre fondit très vite. C'est, de fait, en 1914 que le moral est le plus bas pour les Maghrébins. Les notes provenant des carnets de commandement d'officiers fournissent des témoignages d'une intensité de valeur humaine inestimable. Dans les 37^e et 38^e divisions, l'impression faite sur les soldats par le froid, l'humidité, la mitraille, la fatigue, la nourriture, par les véritables boucheries que furent certains combats, les désamparèrent complètement, et en général plus les Tunisiens que les Algériens (il n'y avait alors qu'un régiment marocain). Des unités entières refusèrent de marcher; les cas de paniques et d'abandons du champ de bataille se multiplièrent. Des officiers, ignorants de la langue arabe, furent impuissants à se faire obéir. A plusieurs reprises, des bataillons de tirailleurs furent réduits à des effectifs squelettiques. Certains se retrouvèrent à moins de 150 hommes: le 13 décembre 1914, il fallut 1227 hommes pour reconstituer à effectif normal le 8^e Tirailleurs à deux bataillons seulement.⁶ Les officiers subalternes se rendaient compte de l'état des hommes:

„Les hommes sont excessivement fatigués, la plupart étant dans une épaisseur de boue de 30 à 50 cm. Ils sont [illisible] et complètement engourdis. Ce n'est pas sans effroi que j'envisage une attaque des Allemands pour des hommes pareils. En conséquence, je vous demande instamment que le 1^{er} Tir. ne soit pas envoyé ce soir dans les tranchées de première ligne; il serait totalement incapable de résistance et à la merci du moindre coup de main“,

écrit le chef de bataillon Bidault, commandant le 1^{er} Tirailleurs.⁷ Le haut commandement ne fut pas sensible à ces remarques et maintint l'attaque, prévue pour la journée du 14 décembre 1914 dans la région de Verbrandenmolen :

„Les récriminations ne peuvent être admises. Le commandement de l'armée [la 8^e, G.M.] ordonne de fournir un effort exceptionnel. Il faut que tout le monde ait à cœur de mériter sa confiance. Stimulez les énergies et ne tolérez aucune défaillance. Quand une position a été conquise, il faut la garder ou la reprendre si on en a été chassé.“⁸

Dans deux cas précis, ce fut la tragédie. Le 23 septembre 1914, au 20^e Tirailleurs, sur le front de l'Oise :

„J'estime que la brigade (la 73^e) n'est pas en état de reprendre demain une action sérieuse. Les unités de tirailleurs se sont comportées aujourd'hui de façon navrante pour moi, ancien colonel de tirailleurs. Celles qui n'ont point été engagées ne se seraient pas mieux comportées, j'en suis maintenant absolu-

ment convaincu. J'ai tué de ma main 12 fuyards et ces exemples n'ont point suffi à faire cesser l'abandon du champ de bataille par les tirailleurs“,

rapporte le général commandant la 73^e brigade.⁹

Les 14 et 15 décembre 1914, au 8^e Tirailleurs, pendant la bataille de l'Yser: le général commandant la 38^e division sur ordre exprès du commandant du groupe d'armées du Nord, le général Ferdinand Foch, approuvé par le commandant de la 8^e armée, le général d'Urbal, ordonne de procéder à une décimation dans la 15^e compagnie du 8^e Tirailleurs. Dix tirailleurs tirés au sort furent fusillés.¹⁰

Indépendamment de ces atrocités¹¹, qui peuvent avoir été plus nombreuses sans avoir laissé de traces dans les archives (?), le problème de la turcophilie et du panislamisme s'était posé à la récente proclamation du *jihâd* par le Sultan.

Rien n'indique pourtant que cette proclamation ait produit un effet immédiat chez les Maghrébins. Peut-être a-t-elle pu contribuer aux désobéissances de décembre 1914, mais le 23 septembre, le *jihâd* n'avait pas été encore proclamé et pourtant des Algériens avaient déjà refusé de marcher. L'épuisement et la terreur, et non des mobiles politiques précis expliquent plus vraisemblablement les faits. Cependant, les Allemands, après l'entrée en guerre de la Turquie ne cessèrent, sur les fronts des 37^e, 38^e, 45^e divisions – les plus importantes divisions maghrébines – et sur celui de la division „marocaine“ (composée d'ailleurs exclusivement d'Algériens combattant au Maroc à la veille de 1914) de brandir des drapeaux verts frappés du croissant en avant de leurs tranchées et de lancer des proclamations en arabe incitant les tirailleurs à la désertion. Ces manifestations n'eurent guère d'effets.

Les musulmans furent en effet apparemment choqués de voir des chrétiens brandir des drapeaux verts. A la 37^e division, un tirailleur se jeta hors de la tranchée pour aller chercher l'emblème sacré et réussit à le rapporter. N'aurait-il pas, vraisemblablement, été tout aussi choqué de voir un drapeau dans les mains d'autres *Nasara*, fussent-ils français ? Dans le domaine de la „politique indigène“ nord-africaine, il est vrai que les Allemands n'avaient pas la longue expérience des Français. D'autre part, les proclamations faites dans la langue arabe du Machrek – qui était celle que parlaient les officiers allemands arabisants – n'étaient guère comprises, sauf peut-être par quelques „officiers indigènes“ lettrés, trop surveillés pour pouvoir expliquer à leurs hommes le contenu des proclamations dans leur langue, l'arabe *dârija* du Maghreb.

Au printemps 1915, une vague de désertions se produisit à la 37^e division. Le nombre des déserteurs, s'il faut en croire les archives de l'armée française, ne dépassa pas la dizaine, tous du même régiment et originaires du Constantinois (¹²), c'est-à-dire de cette province phare de l'irrédentisme algérien. Le „lieutenant indigène“ Boukabouya, lui-même Constantinois, à la suite de la maladresse raciste d'un de ses supérieurs, déserta, entraînant quelques hommes de troupe à sa suite. Il fut, ultérieurement, condamné à mort par coutumace. Enrôlé par l'Allemagne, il signa, sous le pseudonyme de El-Hâj 'Abdallah des libelles (*L'Islam dans l'armée française*) qui émurent beaucoup les milieux coloniaux et les militaires français. Par la suite, les désertions se firent rares en France.

La classe 1917, à laquelle appartenaient tant de recrues ayant déserté peu après leur incorporation dans les portions centrales d'Algérie (Maison Carrée, Blida, Mostaghanem) ne fit plus parler d'elle une fois en France, si ce n'est,

paradoxalement, pour attirer des éloges sur sa conduite au feu. Il y avait pourtant, parmi ces hommes, de ces Aurésiens révoltés pendant près de six mois contre la conscription lors de l'insurrection la plus importante qui se soit déclarée au XXe siècle avant le déclenchement de la *thawra* de novembre 1954. Le „loyalisme“, ce loyalisme dont se targuent si volontiers les rapports français marqués d'autosatisfaction, ce loyalisme, si douteux, dans le fond, en Algérie, fut général en France, même si la supériorité militaire allemande était un fait reconnu par tous les tirailleurs. Il semble bien que la raison de cet „assagissement“ soit à chercher, malgré les pénibles événements de 1914, dans une intégration relative des Maghrébins dans l'armée française.

A la fin de 1914, à l'achèvement de la course à la mer, une fois le front stabilisé, le commandement ménagea davantage les unités de soldats nord-africains, où les pertes avaient été énormes. Il se préoccupa davantage de leur instruction militaire. On s'employa à les aguerrir. Les officiers avaient remarqué combien le facteur de l'attachement à la personne des chefs était important pour ces soldats. On choisit plus soigneusement les officiers et on évita de les faire changer trop souvent de régiments, afin qu'ils puissent mieux connaître les hommes qu'ils auraient à commander.

Le fondement principal du „moral“ du Maghrébin a été, en effet, outre la solidarité d'armes déjà mentionnée, et le souci du *nif* (l'honneur, le souci de ne pas démériter) aux côtés de tirailleurs français qui formaient environ le cinquième des effectifs des régiments, l'attachement personnel à des chefs, dont certains purent se vanter de pouvoir faire de leurs hommes ce qu'ils voulaient. En tout cas, au fur et à mesure que le temps s'écoule, l'opinion du commandement sur la valeur combative des tirailleurs s'améliore. Troupe misérable en 1914, ils sont, à Verdun, sur la Somme, au Chemin des Dames, au Bois Brûlé, où ils subissent pourtant de fortes pertes, des troupes d'assaut par excellence qui ne rechignent pas aux combats les plus effroyables.

Souvent considérés au début de la guerre avec mépris, ils s'attirent autant d'éloges que les zouaves (Européens et Juifs d'Algérie), voire davantage, en 1916, 1917 et 1918. On a l'impression que, plus la conscription donne de recrues et que diminue d'autant le pourcentage des engagés, plus les jeunes tirailleurs combattent avec vigueur. Pour l'année 1917, les archives n'ont absolument pas livré de témoignages sur des mutineries dans lesquelles fussent impliquées des corps maghrébins, alors même qu'elles se déclarent dans plusieurs régiments français. De même, malgré l'interdiction qui m' a été faite de consulter les archives des conseils de guerre des unités nord-africaines, il semble que le nombre et la lourdeur des condamnations par les tribunaux militaires ne cessent de diminuer relativement du début à la fin de la guerre.

Il est encore très difficile d'expliquer les raisons de cette attitude: quelque surprenante qu'elle puisse paraître, elle n'en est pas moins incontestable. Dès 1915, un rapport sur le comportement des troupes „indigènes“ révèle l'évolution:

„J'avais, au point de vue de la cohésion, de la manœuvre, obtenu des résultats surprenants, et je n'hésite pas à dire qu'il [un bataillon de tirailleurs, G.M.] pouvait être mis en parallèle avec n'importe quel bataillon.“¹³

En septembre 1915, après avoir perdu en deux jours 38% de son effectif, „le moral est excellent, mais la fatigue se manifeste nettement“ au 3e Tirailleurs.¹⁴ A Verdun,

„à la 37e division, la valeur combative est restée solide ... les soldats ont toujours beaucoup d'élan dans l'offensive et de ténacité pour s'accrocher au terrain.“

Mais, il est vrai que,

„aux tirailleurs une fois les chefs tombés, les soldats refluent. Il est juste d'ajouter qu'ils se refont très vite en vue d'un nouvel effort.“¹⁵

Deux mois plus tard, dans le même régiment, „le moral des officiers et de la troupe reste excellent“. Pourtant, une compagnie (bataillon Leclerc) n'a plus que 23 hommes et 3 compagnies du même bataillon totalisent 129 hommes; un autre bataillon (bataillon Gonnell) est tombé à 380 hommes.¹⁶ En décembre 1916, malgré la perte de 190 ensevelis ou disparus, il fait 950 prisonniers (affaire du Bois de la Chaume, secteur de Douaumont). Non loin de là, le commandement fait l'éloge du „cran“ du 3e Tirailleurs qui a eu, les 15 et 16 décembre 1916, 100 tués, 398 blessés et 387 disparus.

„Cependant, il n'y a eu ni une plainte ni une récrimination. La vue des prisonniers boches a vaillamment égayé et réconforté le cœur de nos soldats. Le 3^e Tir. a ajouté encore cette fois une belle page à son épopée et reste digne de son drapeau ... discipline parfaite, pas de retardataires, pas d'égarés, malgré l'obscurité et le passage dans les boyaux. Etat moral de la troupe excellent. Pas de tire au flanc. Aucun homme ne se défile.“¹⁷

En avril 1917, au Chemin des Dames, un officier écrit avec enthousiasme que, bien qu'ils se fassent tous massacrer dans l'offensive, les tirailleurs protestent lorsqu'on leur donne l'ordre de repli.¹⁸ En novembre 1917, au 2e Tirailleurs, le lieutenant-colonel de Saint Maurice parle du „délabrement physique“, mais note le „moral élevé“, malgré de nombreux cas de gelures et des pertes énormes: lors de la deuxième bataille offensive de Verdun, l'enlèvement et le nettoyage des casernes allemandes de Meiningen, Cologne et Hambourg par ce régiment a coûté 1300 tués et blessés.¹⁹ Le 8 août 1918 dans le secteur de Roye, le même

„2e régiment de tirailleurs ... a fait une fois de plus, au cours des ... (combats) ... la preuve des rudes qualités guerrières qui font de lui une merveilleuse troupe d'attaque, une troupe de choc, brutale, irrésistible et follement dévouée. Le 2e Tirailleurs, recruté dans une population guerrière et fidèle, est toujours entré dans l'ennemi comme un coup de fer. Son loyalisme et son dévouement ... sont toujours servis par un héroïsme qui supplée à tout.“²⁰

Certes, un meilleur entraînement militaire peut expliquer l'évolution de la valeur combative; il est également possible que certains officiers en „rajoutent“ pour valoriser leur unité et se valoriser eux-mêmes. L'influence de la jeunesse des recrues et leur caractère non mercenaire a dû jouer; mais cet argument pourrait être à double tranchant compte tenu des antécédents, en Algérie, de la classe 1917, par exemple. Alors, pourquoi cet abattement du début et cet entrain croissant après 1915? Pourquoi cette attitude hostile en Algérie – au mieux méfiante et attentiste – soumise et même offensivement coopérative sur le front français?

Le faible nombre des désertions peut certes s'expliquer par la peur des rétorsions sur la famille restée au pays et par les bruits qui couraient sur la mauvaise nourriture et les conditions difficiles des prisonniers en Allemagne où les prisonniers musulmans avaient le choix entre un régime disciplinaire strict et l'engagement dans les troupes ottomanes. Un très petit pourcentage de prisonniers algériens accepta finalement de coopérer avec les Turcs (les Tunisiens furent plus nombreux).

Combattre aux côtés des Français avec une fougue égale à la leur revenait à se valoriser devant eux et „casser du boche“ (les tirailleurs montaient à l'assaut au cri de „*inhaldin l'Boche*“: que Dieu maudisse le Boche) put constituer un transfert d'agressivité longtemps réprimée dans le cadre de l'Algérie coloniale: alors que Hâj Guillaume pouvait être considéré comme l'allié potentiel en Algérie, aux côtés des Turcs qui sauraient chasser les envahisseurs français, en France, le „Boche“, bien mis en image par une armée en attente de son 5^e bureau, le „Boche“, sûr de lui et dominateur, figura bien le double du colon pareillement sûr de lui et dominateur.

Il y eut, à l'œuvre, une stratégie de manipulation des hommes mise en œuvre par d'intelligents colonels. Ces chefs surent s'ingénier à figurer des chefs claniques idéaux en s'efforçant de transposer l'incertaine solidarité tribale algérienne en une efficace solidarité régimentaire modélisable ultérieurement pour d'autres solidarités. L'efficacité la plus grande sur ce registre fut atteinte à la „Division marocaine“. Le général Blondlat, par la connaissance personnelle de chaque homme, renseignée par des fiches tenues à jour, par les fêtes divisionnaires où se joua et se célébra la geste du tirailleur, mais qui accueillirent la différence culturelle et la critique en donnant même la parole à des acteurs de sketches satiriques à l'endroit des Français, par les mille et une attentions d'un paternalisme qui n'était pas que de pacotille, représenta une manière d'idéal du colonel-chef de clan. D'autres chefs surent aussi jouer sur la transposition de la société algérienne à la société militaire, toutes deux sociétés d'hommes, aux communes vertus de virilité, de courage et d'honneur.

D'une manière générale, aussi, l'ordre militaire sembla à la plupart des Maghrébins plus égalitaire que l'ordre colonial qu'ils avaient connu. Non que les tirailleurs ne se fussent pas plaints; mais les récriminations les plus vives concernèrent l'égalité de traitement entre Français et Nord-Africains, notamment dans le domaine des permissions.²¹ Cette inégalité disparut d'ailleurs en partie progressivement au fur et à mesure qu'on s'aperçut du „loyalisme“ des tirailleurs.

Le terme de loyalisme convient-il d'ailleurs? Il s'agit plutôt de reconnaissance exprimée pour le vivre et le gîte, assurés bon an mal an dans les mêmes conditions à tous les soldats, français et maghrébins, de confiance en des chefs dont beaucoup disent l'affection extraordinaire dont les entourent leurs hommes. Certains ont écrit des morceaux d'anthologie sur la beauté virile et la fougue des jeunes recrues. Bref, apparaissait le sentiment que, au milieu de l'effroyable boucherie qui broyait les hommes, toute discrimination paraissait suspendue.

Ont été notées les amitiés nées dans l'armée, la reconnaissance pour les soins dans les formations sanitaires. Peut-être, aussi, les musulmans furent-ils sensibles aux attentions prodiguées, au moment des fêtes musulmanes, ainsi qu'au respect des rites d'inhumation, malgré, parfois, le zèle déplacé de tel curé prosélyte: toutes choses qui durent plus toucher les hommes que la construction d'une mosquée en bois. Diverses œuvres de bienfaisance purent contribuer à cette intégration relative

du soldat maghrébin dans l'armée, tant il est vrai que, côté pile d'une politique générale dont le côté face est, en Algérie, la répression et le racisme, le paternalisme n'est tout de même pas indifférent aux colonisés, pas plus qu'à tout humain, et il se développe de manière partiellement autonome au sein même du système de pouvoir colonial.

Passivité et attentisme désabusés en Algérie, le „loyalisme“ ne serait, ainsi, en France, que la réponse à la prise en compte d'une dignité humaine bien peu existante dans l'ordre colonial. Les politiciens français d'Algérie ne s'y trompaient pas, qui voyaient, dans le service militaire des Algériens et l'émigration des travailleurs, un grave danger. Les lendemains de guerre devaient démontrer la validité de ces craintes.

„Quand nous aurons versé notre sang pour la France, nous recommencerons à être traités dans notre pays comme les derniers des païens, car nous ne pourrions jamais compter sur la reconnaissance de ceux pour lesquels nous nous faisons tuer.“²²

Juste après l'armistice, en Algérie, on n'ose pas encore, naturellement, critiquer ces valeureux tirailleurs qu'on a tant loués, jusque dans les colonnes de la presse coloniale, mais à la sincérité desquels l'Algérie des Européens n'a jamais vraiment cru. Pendant quelques mois, encore, les formules blessantes et le racisme ambiant restent absents des journaux d'Algérie. Mais, les louanges adressées aux tirailleurs n'ont jamais été acceptées que comme moyen de propagande patriotique. La masse des Européens d'Algérie n'a admis qu'à contre-cœur le décret Messimy de 1912 instaurant en principe le service militaire obligatoire des Algériens. Dès la dernière année de guerre, les débats au sujet de l'étendue des droits politiques à accorder aux Algériens, reprennent, encore feutrés et sans passion apparente. On affecte encore de garder un ton serein ou de traiter le problème sur le mode plaisant.²³

On n'en pense pas moins que c'est une pilule amère que de devoir de la reconnaissance aux ex-tirailleurs. Chez les colons, on s'inquiète du renchérissement de la main-d'œuvre. Des ouvriers agricoles demandent maintenant jusqu'à 4,50 et 5 francs de salaire journalier quand on gagnait normalement de 1 à 1,50 francs en 1914. La presse coloniale insinue que le gouvernement veut maintenir en France les mobilisés et accaparer la main-d'œuvre algérienne.²⁴ Malgré la solidarité d'armes qui a pu exister entre des zouaves et des tirailleurs incorporés dans les mêmes divisions, parfois, même, dans les mêmes régiments (régiments mixtes de zouaves-tirailleurs) et malgré l'enthousiasme généreux de Jean Méliá, enthousiaste défenseur en Algérie des droits des „indigènes“, qui appelle de ses vœux un avenir de compréhension et de fraternité entre Européens d'Algérie et Algériens, les réflexes communautaires subsistent. Ils se renforcent même, tant l'Algérie des Européens a peur d'être dominée par les Algériens: de retour du front, les tirailleurs sont malgré tout bien à ranger parmi ceux qui „ont des droits sur nous“.

Cette insolite „position de force“ n'est pas démentie, naturellement, par la loi de 1919, dénommée „loi Jonnart“, sur les droits politiques des Algériens, dont la benignité – elle ne changeait que peu de choses à l'infériorisation politique des Algériens – n'empêche qu'elle soit acceptée à contre-cœur. La commune solidarité dans la conquête, ressentie depuis 1830, n'a pu céder la place, chez les Français d'Algérie, à une hypothétique solidarité de classe, par-delà les communautés, que le Parti Communiste Algérien première manière tente de promouvoir. La solidarité, le

coude à coude dans les tranchées, n'ont été créés qu'artificiellement et sous la forme très différente et provisoire d'une fraternité d'armes. Il n'était guère de la nature des associations d'anciens combattants métropolitains, qui ignoraient d'ailleurs tout de la réalité de la question coloniale, de promouvoir une politique progressiste dans ce domaine.

Au demeurant, l'Algérien, voulant revendiquer la dignité qu'il croit lui avoir été conférée par son comportement en 1914-1918, ne fait qu'aviver la méfiance des Européens dans la mesure où une telle revendication est une atteinte à la prépondérance européenne, donc à l'ordre colonial global. De là à accuser les Algériens de duplicité, il n'y a qu'un pas. On continue, chez les Européens d'Algérie, à avoir peur des Algériens et on assimile facilement la campagne électorale de Khâled à Alger, en 1919-1920, à du fanatisme religieux: remettant en cause les fondements de la société coloniale. Celui-ci exprime de manière plus patente qu'en 1913 un nouveau type de revendication anticoloniale.²⁵

L'administration française résume bien la situation en faisant part de ses craintes, exacerbées par des menées bolchevistes ou pan-islamistes, réelles ou imaginaires, par exemple en août 1921, après le voyage de Charles-André Julien – alors dirigeant, en Algérie, du tout jeune parti communiste, à Moscou. En mai 1920, les autorités militaires enquêtent dans toute l'Algérie.

A Miliana, le colonel Trousseau (9e Tirailleurs) écrit qu'

„il est incontestable que l'esprit musulman subit une transformation. L'exode vers la ville, les nombreux achats de propriétés réalisés par les Arabes en sont une preuve. Mais il n'y a là que des conséquences normales de l'enrichissement provoqué par la guerre. Une remarque à faire, c'est que beaucoup d'éléments envoyés en France comme travailleurs ont rapporté dans la colonie des germes malsains: dans les régiments les réclamations deviennent plus nombreuses et plus précises; on les sent inspirées par les idées puisées en France dans les milieux ouvriers. Il existe un peu partout, particulièrement dans les villes, et surtout dans les ports, une population douteuse qui est à surveiller.“²⁶

A Oran, le général commandant la division écrit:

„Au cours de la guerre, certaines catégories d'indigènes, les travailleurs coloniaux, par exemple, ont pris des habitudes d'intempérance et de paresse et ceci se traduit maintenant par des prétentions excessives et des réclamations fort injustifiées, mais c'est là une question purement individuelle qui ne saurait être considérée comme ayant un caractère collectif et religieux.“²⁷

A Bône, le capitaine Dutueil pense qu'

„après avoir été choyés (?) en France, parfois trop bien traités même, les tirailleurs ont retrouvé ici le mépris qu'une population européenne, où l'élément français est en minorité, affecte d'avoir envers les indigènes. Les travailleurs coloniaux, revenus au pays après avoir contracté des unions, rares il est vrai, avec des Françaises, ont apporté des idées nouvelles et malsaines. Ils n'ont pas été les derniers à soutenir les grèves récentes, soit comme dockers, soit comme hommes d'équipes aux chemins de fer. Plus que les tirailleurs, ils ont ... pris des idées révolutionnaires, voire antimilitaristes.“²⁸

A Constantine, en février 1920, après les élections „indigènes“ au conseil général qui ont vu l'échec des vieux francisés, la victoire électorale est bruyamment fêtée:

„(les Européens) eurent quelque mérite, tandis qu'exaspérés par l'allure générale des événements, on les voit alterner d'un impressionnant découpage à une extrême irritation.“²⁹

A Alger, un rapport officiel note qu'

„on ne peut ... se détendre d'un pénible sentiment quand on voit, dans une ville aussi européenne qu'Alger, se grouper à l'appel d'un Khaled, une telle masse d'électeurs pour combattre dans un même sentiment la politique d'assimilation des Jeunes Algériens [ces mêmes Jeunes-Algériens, voués avant la guerre aux gémonies et suspectés de pan-islamisme et de turcophilie dans la presse coloniale, G.M.]. Que subsiste-t-il alors des illusions que l'on se faisait dans les milieux parlementaires sur le développement inéluctable de ce parti ? ... Ils ne forment qu'une élite intellectuelle, sans contact et sans influence sur leurs frères musulmans, et ils se sont mis à l'index quand se lève une personnalité comme Khaled sous le drapeau de la religion intransigeante.“³⁰

On sait que Khâled n'était pas particulièrement religieux, et qu'il était même vraisemblablement bien peu croyant. Mais il avait su instrumentaliser l'Islam, ce que d'ailleurs les autorités françaises, de leur côté, ne s'étaient jamais privées de faire. Le vent du boulet que Khâled incarna, ce fut celui, pour la première fois en Algérie, d'un anticolonialisme politique.

Conclusion

Les Algériens, dans leur masse, n'ont évidemment, avant 1914, jamais demandé à devenir des Français à part entière, même si telle déclaration de dirigeant jeune-algérien peut avoir entretenu l'illusion; revendiquer, comme le fit Khâled, l'égalité avec les Français, était déjà remettre en cause le statut colonial de l'Algérie. C'était déjà énorme dans le contexte colonial. On sait toute l'énergie que dut déployer Clemenceau pour imposer aux notables européens d'Algérie l'égalité entre Algériens et Français en matière de pensions d'invalidité: il dut éconduire fermement de son bureau une délégation de notables coloniaux, en leur lançant la fameuse apostrophe: „Messieurs, je vous emmerde!“

Les anciens combattants voulaient simplement que fût reconnu leur sacrifice et que fût préservée leur dignité. La prise en compte par un Khâled de ces vœux, d'abord dans un cadre français (assimilation, mais sans abandon du statut musulman, morale provisoire d'une conscience nationale latente en attente de sa réalisation en nation), puis dans un cadre nouveau, celui d'une revendication anticoloniale séparatiste s'exprimant politiquement de manière de plus en plus patente, est la suite logique de la guerre. Après 1918, il est sûr que rien ne peut plus être comme avant en Algérie, et pas seulement à cause de la réformette de 1919.

L'exil a fait s'affirmer des sentiments patriotiques plus précis. L'ordre militaire a semblé plus égalitaire que l'ordre colonial. Les contacts avec les Français, à l'armée ou à l'usine, ont apporté des „germes malsains“. Ils ne sont pas encore reliés

nettement au patriotisme algérien et à la revendication sans détours de spécificités nationales algériennes. Le retour en Algérie et la constatation que rien n'a vraiment changé ne peut que suggérer ce lien.

Malgré la défaite de l'Allemagne, les Algériens se sont aperçus de la force de l'Allemagne. Naguère tenus pour invulnérables, les Français ont laissé paraître leur fragilité. Après 1918, c'est une opinion bien répandue en Algérie que ce sont les Américains (et les Algériens, comme en témoigne le poème adressé par un barde de Miliana à Daladier au moment de Munich) qui ont gagné la guerre. La fatuité guerrière algérienne a retrouvé de la vigueur: les Algériens peuvent se battre et ils peuvent être victorieux. La chute de l'Empire ottoman a déconsidéré les Turcs: ils ne peuvent plus constituer comme naguère un pilier de la résistance algérienne. Le champ est libre pour une revendication qui soit plus spécifiquement algérienne.

La crainte de la subversion renforce les Européens d'Algérie dans leurs réflexes communautaires. Il est normal que, dès lors, les revendications algériennes refluent dans un résistancialisme exclusiviste qui va s'exprimer par la langue, la religion, l'attachement au *watan* (patrie territoriale), dont précisément, la guerre de 1914-1918 a permis de mesurer la solidité. Cadre communautaire du côté français, cadre communautaire du côté algérien, exclusifs qu'ils sont, malgré les espérances idéologiques des communistes, de toute solidarité réelle par-delà les communautés, jettent les bases de l'émergence d'un patriotisme algérien de facture moderne.

Ultérieurement, le colonel-chef de clan construit par les Français annonça le colonel-guide du peuple algérien, issu symboliquement des maquis de la guerre d'indépendance, même si, comme Boumedienne, nombre de colonels commandèrent depuis les bases arrières du Maroc, puis de Tunisie, et non au maquis. Hormis les brèves périodes correspondant aux présidences d'Ahmed Ben Bella (1962-1965) et de Mohammed Boudiaf (premier semestre de 1992), l'Algérie indépendante eut pour chefs d'Etat trois colonels (Houari Boumediene, Chadli Benjedid, Ali Kafi) et un général (Liamine Zeroual) avant de retrouver un civil lui-même ancien officier de l'A.L.N. en *wilaya* 5 (Abdelaziz Boutefliqa). Avant d'en arriver là, le dénouement de la première guerre laissa la place, dialectiquement, à une Algérie nouvelle: bien des bouleversements eurent pour matrice cette guerre au lendemain de laquelle naquit la revendication anticoloniale politique. Mais les blocages coloniaux étaient tels qu'ils renforçaient l'éventualité d'une solution finale violente, la validité de la culture militaire et la probabilité d'un pouvoir non moins militaire en Algérie. Le modèle militaire, si central dans l'Algérie contemporaine, ne fut pas le moindre des paramètres actionnés par la participation des Algériens à la guerre de 1914-1918.

Notes

- 1 Service Historique de l'Armée de Terre (S.H.A.T.), Etat-Major de l'Armée (E.M.A.), 2° bureau, carton 9974 (ancienne cote) : contrôle postal.
- 2 S.H.A.T., carton 16 N 194, Archives du Grand Quartier Général (G.Q.G.), rapport du général de Bazelaire, commandant de la 38° division.
- 3 S.H.A.T., carton 2974: contrôle postal, décembre 1917.

-
- 4 Cf. lettre au tirailleur Branis, en soin à Pougues les Eaux, adressée par E. Renous, de Dieppe, le 2 novembre 1915: „Comment va votre blessure? Elle doit être presque guérie: mais faites traîner le plus possible votre blessure. Quand on a été blessé trois fois, on a bien fait son devoir (commentaire de l'officier chargé de la censure: „Il faut y retourner une quatrième fois“). J'espère que si vous venez dans la région après la guerre, vous ne manquerez pas de venir nous voir. Mon cher ami, je conserve toutes vos cartes que vous m'avez envoyé [sic] d'Algérie, je conserverai aussi toujours votre photo et celle de votre frère. Vous êtes deux braves tous les deux. Quand [sic] au casque boche, je le conserverai aussi toujours et il me rappellera le souvenir d'un très bon ami. Maman et mes sœurs vous envoient leur bonjour, leurs meilleures amitiés et leurs sincères vœux de bonne santé. Recevez, cher ami, l'assurance de mon amitié et une cordiale poignée de main de celui qui pensera toujours à vous.“ (E.M.A., Section d'Afrique, carton 4610 [ancienne cote], Dossier: Hospitalisation des indigènes).
- 5 „La Qibla, je ne puis même pas la déterminer: ce n'est que le matin à l'aurore que je puis le faire ... Je fais cependant mes prières en me purifiant avec du sable car je ne puis quitter mes vêtements ni faire mes ablutions d'une manière complète, pour les raisons que je vous ai indiquées. La viande nous est apportée dans des plats, mais nous ignorons si elle est licite ou prohibée c'est pour moi une source de tourments: j'y pense jour et nuit et il faut me dire qu'elle est ma situation actuelle à l'égard de Dieu. Sache bien, mon cher frère, que je n'abandonnerai jamais ma foi quand bien même je me verrais assailli de malheurs plus terribles que celui dans lequel je me trouve, je ne me vante pas en te parlant ainsi; je suis inspiré par Dieu. Je lui demande de m'aider à lui rester fidèle et de me délivrer.“ (S.H.A.T., E.M.A., 2° bureau, carton 2974, contrôle postal)
- 6 S.H.A.T., carton 24 N 242.
- 7 Ibid.
- 8 Ibid.
- 9 S.H.A.T., carton 24 N 818, rapport du général Blanc du 23 septembre 1914.
- 10 „J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint les deux comptes-rendus du capitaine Bisserdier. Cet officier, commandant la 15e compagnie du 8e Tir., a dû faire lever à coups de canne ses tirailleurs en position d'attente en arrière de la tranchée française. Ils se sont précipités dans la tranchée française, et là, malgré l'énergie du capitaine, de l'adjudant Vial, il a été impossible, même à coups de trique, de les faire lever. Le dernier renfort, venu de Tunisie, composé de réservistes qui se sont mutinés avant le départ et ont été incorporés dans les tranchées dès leur arrivée et épuisés de fatigue, est, comme je vous l'ai dit, incapable de tout effort offensif. Hier, pour enlever le corps du capitaine Gendre, il a fallu user de revolver. Les tirailleurs préfèrent mourir: ‚Tue moi, je suis trop fatigué‘. Le général commandant la 76e brigade ordonne de décimer la compagnie qui a refusé de marcher, sans préjudice des instigateurs de ce refus d'obéissance s'ils venaient par la suite à être connus, que les tirailleurs désignés par le sort soient promenés devant le front avec un écriteau portant en français et en arabe, le mot ‚lâche‘, qu'ils soient fusillés aussitôt après.“ L'exécution a eu lieu le 15 décembre 1914, à 17 heures: „L'exécution a, paraît-il, fortement impressionné les tirailleurs et on pense qu'elle aura un effet salutaire. C'est une compagnie de zouaves qui en a été chargée.“ (Rapports du lieutenant-colonel Vallet, commandant le 8e Tir. et du général commandant la 76e brigade, datés du 14 et du 15 décembre 1914, S.H.A.T., carton 16 N 194, G.Q.G.)
- 11 Dont, de surcroît, l'effet d'intimidation fut contesté immédiatement, comme dans le cas de fusillade des 14 et 15 décembre 1914: „Les anciens soldats ayant plusieurs années de service ont presque entièrement disparu. Les rangs sont composés de jeunes gens engagés depuis la guerre, qui n'ont jamais tiré un coup de fusil avant d'arriver sur le front. Ils ne savent rien du métier militaire ... Ils savent que, dans chaque régiment, ceux qui sont partis au début de la guerre ont été tués. Pour vaincre leur découragement, il faudrait une réorganisation complète. Le capitaine Khaled (en visite récemment) avait promis sur le Koran aux indigènes qu'ils auraient du repos après la prise de la Maison du Passeur. Ils ont été profondément déçus ... Il ne semble pas que l'exécution du 15 décembre ait porté ses fruits. Les tirailleurs cherchent

- plus que jamais à user de tous les moyens, corvées diverses, consultations médicales, pour échapper à l'autorité de leurs chefs (plusieurs se sont mutilés volontairement et ont été traduits en conseil de guerre); cette troupe n'étant pas accessible au sentiment patriotique, il est impossible à ses chefs de remédier à son état de déchéance actuel." (S.H.A.T., carton 16 N 194: rapport du général commandant la 38^e division, 25 décembre 1914).
- 12 „J'ai eu dix déserteurs en deux mois. Cela commence à devenir assez inquiétant. Dans les renforts que j'ai reçus, j'ai trouvé beaucoup de mauvais sujets et dont la fidélité est suspecte. Le racolage a été fait en Algérie trop à la légère et on a cherché le nombre plutôt que la qualité.“ (Carton 16 N 194: rapport du colonel de Gouvello, du 3^e Tir.)
- 13 S.H.A.T., E.MA., 1^{er} bureau, carton 41 bis (ancienne cote).
- 14 S.H.A.T., carton 24 N 820, rapport du 26 septembre 1915.
- 15 S.H.A.T., carton 24 N 821, rapport du 11 mai 1916.
- 16 S.H.A.T., carton 24 N 821, rapport du 16 juillet 1916.
- 17 S.H.A.T., carton 24 N 822, rapport du 15 décembre 1916.
- 18 S.H.A.T., carton 24 N 823, rapport du 16 avril 1917.
- 19 S.H.A.T., carton 24 N 825, rapport du 26 novembre 1917.
- 20 S.H.A.T., carton 24 N 826, rapport du 12 août 1918.
- 21 „Nous avons l'honneur de vous écrire pour vous demander si vous voudrez bien nous faire savoir si nous sommes vos ennemis ou bien vos braves soldats musulmans ... Ah! Quelle injustice! Au lieu de nous encourager avec de petites permissions, vous nous défendez de voir nos parents, nos familles ... Aussi, qu'elle haine, quel mépris de nos chefs, aussi quand le besoin nous appelle à rester dans un bureau quelconque, on est pris pas plus que pour des chiens. Pourquoi donc? Cela est aussi pour nos pauvres officiers. Un officier indigène qui, à sa rentrée au dépôt, venant d'un hôpital, il est tutoyé comme un chien; quel rang occupons-nous donc? ... Si l'intérêt du service l'exige, supprimez ces permissions pour tout le monde. Comme ça, tout le monde sera satisfait et remarquez que nous sommes tous égaux, nous travaillons tous dans le même but.“ (Lettre d'un groupe de soldats algériens du dépôt d'Aix-en-Provence à Millerand, S.H.A.T., carton 4608 (ancienne cote), Section d'Afrique. Dossier: congés et permissions, janvier 1915)
- 22 S.H.A.T. carton 4526 (ancienne cote), Section d'Afrique; dossier „Attitude de la Turquie, menées allemandes en 1914“, rapport du 29 octobre 1914 sur les dépôts d'Aix et d'Arles.
- 23 Le rédacteur en chef de la *Dépêche de l'Est* (journal du député du département de Constantine Thomson), Jean Bouchet, rencontre son ami 'Ahmed Ben Belkacem, un des plus riches propriétaires de la plaine de Bône et le félicite de la prochaine obtention de droits politiques par les Algériens. Son interlocuteur lui demande s'il est vrai que les femmes obtiendront le droit de vote. L'autre répond que ce sera, un jour ou l'autre, une réalité et 'Ahmed Ben Belkacem de conclure, d'après le journal: „Comment un bon musulman pourrait-il oublier que le Prophète a nettement marqué l'état d'infériorité de la femme par rapport à l'homme lorsqu'il a dit: ‚Vous donnerez aux mâles une part double de celle des femmes‘ et quand il a ajouté: ‚Dieu vous a donné des femmes pour compagnes; elles seront votre champ‘. Mahomet ne songeait pas à un champ électoral. Alors, nos femmes pourraient, un jour prochain, voter! Non, mon ami, gardez tous vos droits politiques, électoraux, etc“ (*Dépêche de l'Est*, 27 novembre 1918).
- 24 „La campagne agricole de 1918-19 se présente sous de très mauvaises conditions. De très grandes superficies ne seront pas labourées. Il y aura un très gros déficit. Cause, manque de main-d'œuvre. Qu'on arrête immédiatement tout envoi nouveau de travailleurs indigènes en France. Qu'on les renvoie dans leurs douars. Que l'on fasse revenir ceux qui sont en France. Il n'y sont plus d'aucune utilité; la guerre est terminée. Si ces mesures d'extrême urgence ne sont pas prises, nous allons à un désastre pour 1919 ... Qu'on nous laisse d'abord notre main-d'œuvre, qu'on nous rende au plus tôt celle qui est en France. Il y va de la vie même de ce pays.“ (*Dépêche de l'Est*, 5 décembre 1918)
- 25 „Avec une fougueuse activité, possédant à fond la mentalité indigène, Khaled se multipliera, prêchant ses coreligionnaires [sic], usant de procédés renouvelés de ceux des anciens marabouts [les mêmes marabouts que l'administration fit si largement „donner“ pendant la

guerre pour prêcher le loyalisme, G.M.J. On le vit ainsi faire état du prestige relatif de sa famille, sans se soucier du lourd passé d'honneurs et de profit qui devrait le lier au gouvernement de la République.“ (Rapport de la Martinière sur les élections municipales d'Alger, S.H.A.T., Section d'Afrique, carton 4528 ancienne cote)

- 26 Ibid., rapport du colonel Trousseau du 18 mai 1920.
- 27 Ibid., rapport du général commandant la division d'Oran du 28 mai 1920.
- 28 Ibid., rapport du capitaine Dutheil du 17 mai 1920.
- 29 Ibid., rapport de la Martinière.
- 30 Ibid., op. cit.

Zusammenfassung

Der Beitrag beschäftigt sich mit den algerischen Kontingenten der französischen Armee während des Ersten Weltkriegs. Im Zentrum der Analyse stehen zum einen die Kriegserfahrungen der algerischen Soldaten – dies sind ungefähr 110 000 der insgesamt 200 000 Männer, die zwischen 1914 und 1918 das Mittelmeer in Richtung Frankreich überquerten, und dort als Soldaten oder Arbeiter vor allem in Bergwerken und Industriebetrieben eingesetzt worden sind. (Diese Gesamtzahl entspricht 4% der algerischen Gesamtbevölkerung bzw. etwa 20% der männlichen aktiven Bevölkerung dieser französischen Kolonie). Neben den Fronteinsätzen werden ihre gesundheitliche und mentale Verfassung, ihre Beziehungen zu den französischen Befehlshabern sowie ihre Erfahrungen mit der französischen Bevölkerung rekonstruiert. Darüber hinaus wird nach den Auswirkungen dieses militärischen Einsatzes auf die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse in Algerien nach dem Ende des Krieges gefragt. Die Untersuchung stützt sich im wesentlichen auf die Auswertung der Archivquellen des *Service Historique de l'Armée de Terre* (SHAT) in Paris/Vincennes.

Grundlage der massiven Rekrutierungen war die 1912 dekretierte und 1916 auf alle Männer ab 20 Jahren ausgedehnte allgemeine Wehrpflicht in den französischen Kolonialterritorien in Afrika. Dieser Maßnahme stand die zivile Kolonialadministration in Algerien von Anfang an äußerst skeptisch gegenüber, sah sie doch die koloniale Ordnung gefährdet und befürchtete sie, die Kombattanten könnten ihr Engagement zum Anlaß nehmen, sich selbst als Franzosen zu betrachten. Der Erste Weltkrieg schuf erstmals die Voraussetzungen für Algerier, das koloniale Mutterland kennenzulernen, eine Erfahrung, die sich langfristig für die historische Entwicklung Algeriens bedeutsam erweisen sollte.

Zu den ersten unmittelbaren Eindrücken der algerischen Soldaten zählten die schwer erträglichen klimatischen Bedingungen, unter denen sie, zumeist ohne Eingewöhnung und ausreichende militärische Vorbereitung, an die Front nach Nordfrankreich geschickt wurden. Erfrorene Gliedmaßen, Bronchitis, Lungenentzündung und Tuberkulose forderten bereits im ersten Kriegsherbst und -winter zahlreiche Opfer unter den maghrebischen Verbänden. Sehr unterschiedlich fiel der Empfang seitens der französischen Bevölkerung aus: in Südfrankreich generell weitaus positiver als im Norden des Landes und eher zugunsten der Soldaten als der ebenfalls dem Militär unterstellten Arbeiter. Die allgemeine Stimmung war durch wohlwollenden Paternalismus geprägt, was jedoch freundschaftliche Beziehungen zwischen algerischen Soldaten und französischen Familien nicht ausschloß. Sie wurden trotz des 1915 erlassenen Verbotes für Soldaten aus den Kolonien, sich während ihres Ausgangs bei Franzosen aufzuhalten, heimlich fortgesetzt. Darüber hinaus

weisen Briefwechsel zwischen nordafrikanischen und französischen Soldaten auf entsprechende Freundschaften innerhalb der Armee hin. Obwohl nicht generell von Rassismus in der Öffentlichkeit gesprochen werden kann, gab es doch rassistische Äußerungen, welche sich in Lokalverböten und einer ausgesprochen negativen öffentlichen Stimmung gegenüber algerischen Soldaten in einigen Städten, so z.B. im bürgerlichen Aix-en-Provence niederschlug.

Ingesamt läßt sich das Verhalten der Franzosen als eine Mischung aus Dankbarkeit und Mißtrauen charakterisieren, was aber in jedem Falle hieß, daß diese Beziehungen zwischen Franzosen und Algeriern besser waren als in der Kolonie. Daran schloß sich die Erfahrung der algerischen Soldaten und Arbeiter an, in den Armeeverbänden und in den Fabriken besser behandelt und respektiert zu werden als in der Heimat. Heimweh führte zu gesteigertem patriotischem Empfinden, das sich nicht zuletzt auch in der Empfänglichkeit der Maghrebener für die deutsche Propaganda Bahn brach. Daß sie in diesem Zusammenhang den deutschen Kaiser Wilhelm II. alias Sultan *Hâj Guillaume* als Freund des Islam bzw. Muslim wahrgenommen haben, ist Beleg für ihre Germano- und Turkophilie, für die jedoch der Islam die Folie bildete. Dieses patriotische Gefühl sollte dann nach dem Krieg in antikoloniale politische Forderungen einmünden und – unter dem Eindruck der Niederlage Deutschlands und der Türkei – seiner deutschen und türkischen Konnotationen entkleidet werden. Algerische Soldaten wie Arbeiter brachten Emir Khâled, dem Enkel Abd-El-Kaders, der als Hauptmann in der französischen Armee diente, tiefe Verehrung entgegen. Die Armee ihrerseits nutzte ihn, um die Moral der Truppe zu stärken und die Legitimität des algerischen Engagements aufseiten der Franzosen zu bekräftigen. Dies schloß nicht aus, daß seine politischen Ambitionen und Allianzen in der Heimat stark überwacht wurden, umso mehr als sein Onkel Abd-El-Mâlek im algerischen Untergrund gegen den von den Franzosen protegierten Sultan kämpfte. Emir Khâled erwies sich als Integrationsfigur für seine mobilisierten Landsleute, für deren Würde er eintrat und auf deren Verdiensten für Frankreich er später seine politische Argumentation für die Dekolonisation Algeriens aufbauen sollte.

Die algerischen Soldaten waren anhaltend stark mit ihrem islamischen Glauben verbunden. Sie beteten regelmäßig und sorgten sich um die Einhaltung der Nahrungsgebote, wie sich aus entsprechenden Anmerkungen in ihren Briefen schließen läßt: Die *qibla* sei schwer zu lokalisieren und Skepsis gegenüber den in der Kantine servierten Mahlzeiten sei angebracht. Die militärischen Autoritäten förderten diese Frömmigkeit auf ihre Weise: Zur Aufrechterhaltung der Kampfmoral wurden Imame und Würdenträger verschiedener Bruderschaften an die Front expediert und in Nogent-sur-Marne eine Moschee aus Holz gebaut, eine schwache Replik der Moschee des Halbmondtagers in Wünsdorf bei Berlin. Sehr zum Erstaunen der Initiatoren hielten sich die Algerier indes von ihr fern. Ebenso wie im Falle von Kautabak und *couscous*, den man eigens für algerische Verbände bereit hielt, mögen sie dieses Entgegenkommen möglicherweise als Zuviel des Guten bzw. als Anbieterungsversuche betrachtet haben.

Daß die religiöse Orientierung der Soldaten im Verlauf des Krieges nicht nur aufrechterhalten wurde, sondern sich verstärkt hat, verwundert nicht, betrachtet man den ersten Kriegsabschnitt näher. Bis Mitte 1915 war die Situation der algerischen Frontsoldaten äußerst prekär: Befehligt von Offizieren, die in der Regel keinerlei Kenntnisse über Nordafrika besaßen, wurden die neuen Rekruten an den schwierigsten nordfranzösischen Frontabschnitten eingesetzt, wo sie von der überlegenen deutschen

Artillerie und deren automatischen Waffen zu Tausenden niedergemetzelt worden sind oder den klimatischen Härten zum Opfer fielen. Demoralisierung, Panik, Befehlsverweigerungen und Fahnenflucht prägten die Situation im ersten Kriegswinter. Dies eskalierte z.B. an der Oise im September 1914 und im Kampf am Yser im Dezember 1914 zur Tragödie. Im ersten Falle erschoss der kommandierende General eigenhändig zwölf Flüchtende, ohne indes die panikartige Fluchtbewegung der gesamten Brigade aufhalten zu können; im zweiten Falle statuierte das Kommando ein drastisches Exempel, indem es zehn willkürlich durch Los bestimmte Algerier exekutieren ließ. Meynier argumentiert, daß Erschöpfung und Panik zu Befehlsverweigerung und Desertion geführt haben, und nicht etwa der im Herbst 1914 ausgerufene *jihâd* des *Chaykh ul Islâm* in Istanbul oder die Propaganda-Aktionen der Deutschen – die an bestimmten Frontabschnitten das grüne Banner mit dem Halbmond schwenkten und in arabischer Sprache zum Desertieren aufriefen, und dabei übrigens das von den Algeriern in der Regel nicht verstandene Arabisch des Mashrek benutzten.

Eine deutliche Veränderung der Lage trat ab 1916 ein, insofern sich nur die militärische Instruktion der nordafrikanischen Einheiten spürbar verbessert hatte, sondern das Kommando auch mehr und mehr Offiziere übertragen wurde, welche in der Lage waren, mit den Truppen zu kommunizieren und sie auch menschlich an sich zu binden. Militärstrategisch gesehen ließe sich davon sprechen, daß die Doktrin der *troupes de choc indigènes* – der Einsatz der „indigenen Wunderwaffe“ unter der Maßgabe, deren wildes Aggressionspotential bewirke eine Destabilisierung der anderen Wilden, als welche die Deutschen, die *boches*, betrachtet worden sind – aufgeweicht und von einem wohlwollenden Paternalismus gegenüber den „indigenen anhänglichen und ihren Offizieren treu ergebenden Waffenbrüdern“ abgelöst worden ist. In der Tat sind die Berichte über die Kampfmoral der afrikanischen Truppen ab diesem Zeitpunkt voll des Lobes, und dies, obwohl ab 1916 die Zahl nordafrikanischer Soldaten erheblich gesteigert wurde, und sich unter ihnen viele Rekruten befanden, die noch zuvor in Algerien massenhaft versucht hatten zu desertieren (wie das Beispiel des Jahrgangs 1917 zeigt), und überdies die algerischen Einheiten vor Verdun, an der Somme und am Chemin des Dames von schweren Verlusten gezeichnet waren.

Sieht man einmal von Faktoren wie dem verbesserten militärischen Training, den drohenden Sanktionen, welche die Deserteure für ihre Familien zu Hause befürchten mußten oder den Gerüchten über die schlechte Behandlung von Kriegsgefangenen in Deutschland ab, liegt die Erklärung für dieses Phänomen vermutlich zum einen darin, daß sich die algerischen Soldaten ihre ideologische Aufwertung zu Kampfbrüdern zu eigen gemacht haben – und damit nicht zuletzt ihr Aggressionspotential vom französischen *colon* auf den *boche* verlagert haben mögen – und ist zum anderen wohl auch einer geschickten Strategie der Mannschaftsführung seitens der kommandierenden Offiziere zu verdanken. Ihnen gelang es, an Vorstellungen anzuknüpfen, welche die Soldaten von idealen Klanchefs hatten, d.h. die Ideale der Algerier in bezug auf Männlichkeit, Mut und Ehre berücksichtigten, das Feiern von Festen nach dem muslimischen Kalenders und die Bestattung nach koranischen Regeln gestatteten sowie Spielräume für die humoristische und satirische Inszenierung der Beziehungen zwischen Franzosen und Algeriern einrichteten. Je mehr sich das Kommando der „Loyalität“ seiner nordafrikanischen Soldaten versichern konnte, desto bereitwilliger zeigte es sich im übrigen, bestehende Ungleichheiten zwischen ihnen und ihren französischen Kameraden abzubauen.

Diese (Selbst)Verpflichtung zur Anerkennung der Dienste algerischer Soldaten, aber auch derjenigen ziviler Arbeiter, erwies sich nach dem Krieg als bittere Pille, vor allem für die koloniale Gesellschaft in Algerien. Nicht nur beklagten sich die Arbeitgeber über die allgemeine Knappheit an algerischen Arbeitskräften sowie die hohen Lohnforderungen der algerischen Landarbeiter, die nunmehr das Dreifache ihrer Vorkriegslöhne verlangten, die Algerien-Franzosen befürchteten auch den Verlust ihrer Vormachtstellung angesichts des 1919 verabschiedeten *Loi Jonnart*, was die politischen Rechte der algerischen Bevölkerung erweiterte, ohne deren de facto-Inferiorisierung indes grundlegend zu beseitigen. Nicht zuletzt sahen sie in den antikolonialen Forderungen des Emir Khâled während des Wahlkampfs 1919-20 eine Bedrohung ihres Status im Gewand des religiösen Fanatismus und Pan-Islamismus einerseits und in der von der kommunistischen Partei Algeriens geforderten Klassensolidarität den bolschewistischen Angriff andererseits. Die Kolonialadministration ihrerseits machte sich solcherlei Befürchtungen zum Teil zu eigen und sollte sie gar vor dem Hintergrund der ab Mai 1920 von militärischen Behörden durchgeführten Erkundungen im Milieu der Kriegsheimkehrer bestätigt sehen.

Schlußfolgerung

Als logische Folge der algerischen Beteiligung am Ersten Weltkrieg mündeten die Forderungen der algerischen Veteranen nach Anerkennung ihrer Verdienste für Frankreich und dem Respekt ihrer Würde ein in das antikoloniale Programm, welches Emir Khâled nach 1918 entwickelte. Damit verstärkte sich ein patriotisches Bewußtsein, für das die Erfahrungen innerhalb der Armee bzw. in französischen Industriebetrieben den Boden bereitet hatten. Sei es, daß die algerischen Soldaten die militärische Ordnung oder die Arbeiter ihre Beziehungen zu Franzosen in den Betrieben als ungleich egalitärer erfahren hatten, nachhaltig wirksam wurden diese Erfahrungen erst mit ihrer Rückkehr in die koloniale Gesellschaft, in der sich geradezu nichts verändert hatte. Hinzu kam, daß die Algerier sich während des Krieges der Schwäche der Franzosen vergewissern konnten, die sie vorher, im kolonialen Umgang, für unverwundbar gehalten hatten. Nach 1918 verbreitete sich in Algerien die Meinung, Amerikaner und die Algerier hätten letztlich den Krieg gewonnen. Vor allem mit Blick auf die Algerier wurde damit eine alte kriegerische Figur wiederbelebt, die für ihr Selbstbewußtsein von großer Bedeutung war: Die Algerier können kämpfen, und sie können siegen! Damit einher ging ein Paradigmenwechsel: Durch den Fall des osmanischen Reiches verlor die Türkei schließlich ihre Funktion als Pfeiler des algerischen Widerstands, der somit genuin algerisch wurde.

Sowohl aufseiten der Algerien-Franzosen als auch aufseiten der Algerier wurden die jeweiligen Zusammengehörigkeitsreflexe verstärkt. War es bei den einen die Angst vor einer Umwälzung, die sie enger zusammenrücken ließ, so war es bei den anderen ein auf Sprache, Religion und Anbindung an den *watan*, das Vaterland, basierender *résistantialisme exclusiviste* (alleinvertretungsberechtigte Verkörperung von Widerstand). Daraus entwickelte sich, auf beiden Seiten gleichermaßen, jedoch jeweils die andere Seite ausschließend, ein algerischer Patriotismus modernen Zuschnitts.

In dem vom französischen Kommando entworfenen Modell des *colonel-chef de clan* (Oberst-Klanchef) zeichnen sich bereits die Umriss des späteren Oberst-Führer des

algerischen Volkes ab, welcher symbolisch aus dem Untergrund des Unabhängigkeitskrieges hervorgegangen ist, selbst wenn Boumedienne und andere de facto nicht aus dem Untergrund, sondern von Marokko oder Tunesien aus operiert haben. Dreimal war ein Oberst (Houari Boumedienne, Chadli Benjedid, Ali Kafi), einmal ein General (Liamine Zeroual) Staatschef des unabhängigen Algerien, bevor der Zivile Abdelaziz Boutefliqa, aber auch er ehemaliger Offizier der Algerischen Befreiungsarmee, an die Regierung kam. Selbst wenn man nicht so weit denkt, ist es offensichtlich, daß der Erste Weltkrieg einem neuen Algerien den Weg bereitete, insofern er zur Matrix geworden ist, auf der sich viele Umwälzungen vollzogen, allen voran die antikoloniale politische Forderung. Daß die endgültige Lösung eine gewalttätige sein würde, daß in ihr die militärische Kultur die Oberhand behielt und in eine nicht weniger militärische Staatsmacht einmünden würde, sind die kolonialen Blockaden ihrerseits verantwortlich zu machen. Und nicht zuletzt ist dieses für das heutige Algerien so zentrale militärische Modell einer der Parameter, die zuerst durch die Beteiligung der Algerier am Ersten Weltkrieg wirksam geworden sind.

(Zusammenfassung: Brigitte Reinwald)

Heydar Hān, das Berliner Persische Komitee und die Deutschen. Interkulturelle Begegnungen im Ersten Weltkrieg*

Ilse Itscherenska

Am 1. November 1914 proklamierte der Schah von Iran im Zusammenhang mit dem Kriegsbeginn zwischen dem Osmanischen Reich und Rußland die Absicht seines von Rußland und Großbritannien abhängigen Landes, in dem Ende Juli/Anfang August begonnenen Weltkrieg neutral zu bleiben. Angesichts der Anwesenheit russischer Truppen auf iranischem Territorium war dies zwar völkerrechtlich irrelevant, doch die vielfach wechselnden, je nach der aktuellen Situation zwischen den Kriegsgegnern lavierenden iranischen Regierungen beriefen sich den ganzen Krieg hindurch immer wieder auf diese Fiktion.

Viele Iraner waren indes trotz der offiziellen Position ihres Landes Sympathisanten der Deutschen; und manche wurden im vollen Sinne des Wortes deren Kombattanten. Grundlage der Zusammenarbeit für die deutsche Seite war das in hohem Maße realitätsferne Programm zur Revolutionierung unter der Herrschaft von Kriegsgegnern stehender Gebiete. Iran wurde in diesem Zusammenhang als Brücke zu Afghanistan und zu der britischen Kronkolonie Indien, bald auch als eigenständiges Kampfgebiet betrachtet. Dabei kam es deutschen Bestrebungen entgegen, daß die Stimmung bei iranischen Nationalisten – selbst bei gemäßigten – zu Beginn des Ersten Weltkriegs überwiegend deutschfreundlich war. Zwar hatte das Deutsche Reich aufgrund anderweitiger, aus deutscher Sicht übergeordneter Interessen iranischen Bestrebungen, mit deutscher Hilfe die russisch-britische Umklammerung zu lockern, wiederholt eine Absage erteilt, doch nun befand sich Deutschland mit den beiden in Iran als Kolonialmächte auftretenden Staaten im Krieg, was neue Hoffnungen weckte.

Zu den Iranern, die auf iranischem oder osmanischem Boden als bewaffnete Kämpfer Bekanntschaft mit Deutschen machten, zählen Angehörige der Gendarmarie und von Stammeseinheiten sowie als „Moğāhedīn“ bezeichnete Freiwillige, solche, die als Hilfskräfte für die sogenannten Expeditionen von Deutschen auf iranischem und afghanischem Territorium fungierten, iranische Kurier und schließlich Iraner in osmanischen Truppenteilen, wo sie auch mit deutschen Offizieren in Kontakt kamen. Einige dieser Iraner hielten sich vor, während oder nach dem Krieg in Deutschland auf – zur militärischen Ausbildung, zur medizinischen Behandlung oder als Empfänger finanzieller Unterstützung. Manche wurden hier auch geschäftlich, politisch oder kulturell aktiv. Im folgenden sollen die zeitweilige Kooperation von Heydar Hān ‘Amūoġlī¹ (1880-1921) mit den Deutschen sowie die Rolle des Persischen Komitees (PK) in diesem Zusammenhang behandelt werden, wie sie

* Der Beitrag ist im Rahmen eines Projekts bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft entstanden.

sich aus den Akten des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes in Bonn erschließen.

Ḥeydar Ḥān stammte aus einer iranischen, in den Kaukasus emigrierten Familie. Als Teilnehmer der Konstitutionellen Revolution (1905-1911) und einer der Führer der während der Revolution gegründeten Demokratischen Partei war er eine bekannte, wenn auch als Linksradikaler umstrittene Persönlichkeit. Seyyed Ḥasan Taqīzādeh (1878-1970)², der als Leiter des PK den Kontakt zu Ḥeydar herstellte, hatte in der Konstitutionellen Revolution von Anfang an als Führer der Radikalen und der Demokratischen Partei eine herausragende Rolle gespielt und eng mit Ḥeydar Ḥān zusammengearbeitet, im Laufe der Zeit jedoch etwas gemäßigtere Positionen eingenommen. Darüber hinaus dürften die Kontakte, die Ḥeydar zu den Bolschewiki in Rußland und in Europa unterhielt, zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Taqīzādeh geführt haben.³

Das PK, das sich wie andere Nationalkomitees im Ersten Weltkrieg unter Mithilfe der dem Auswärtigen Amt unterstellten Nachrichtenstelle für den Orient (NfdO) in Berlin konstituiert hatte, wollte nach seinem Anfang März 1915 vorgelegtem Programm⁴ Hand in Hand mit seinen vier für Istanbul, Bagdad, Teheran und Schiras⁵ bestimmten Missionen mit vielerlei propagandistischen Mitteln vor allem auf ein Ziel hinarbeiten: Iran sollte an der Seite Deutschlands bzw. der Zentralmächte und der Türkei in den Krieg eintreten und sich so aus der Gewalt der Kolonialmächte befreien. Da die iranische Regierung aber nur über wenige, zusammengewürfelte Truppen verfügte (Rudimente einer regulären Armee, irreguläre Stammeseinheiten, die unter russischer Führung stehende und daher für einen Krieg gegen Rußland nicht geeignete sog. Kosakenbrigade und die während der Konstitutionellen Revolution gegründete, von schwedischen Offizieren geführte Gendarmerie), war deren Vergrößerung bzw. Reformierung mit der Gendarmerie als Kern sowie die Aufstellung von Freiwilligeneinheiten mit deutscher Hilfe⁶ ein wichtiger Punkt im Programm des PK.

Daß Iraner und Deutsche unter diesen Bedingungen nicht gleichberechtigte Partner waren, liegt auf der Hand. Doch die im PK vereinigten Exiliraner glaubten, so den Aufbau nationaler Streitkräfte vorantreiben und die Position ihres Landes stärken zu können. Ḥeydar Ḥān würde, so hofften sie wohl, eine entscheidende Rolle dabei spielen. Er war einer der ersten gewesen, die Taqīzādeh, der am 13. Januar 1915 aus den USA in Berlin eingetroffen war⁷, nach Deutschland holen wollte.⁸ Als aus Istanbul, wo Taqīzādeh ihn zunächst vermutet hatte, die Mitteilung eintraf, daß er abgereist sei und, soweit bekannt, beabsichtige, sich über Schweden nach Iran zu begeben⁹, drang Taqīzādeh auf weitere Aktivitäten zur Suche Ḥeydar Ḥāns¹⁰. Anfang Mai – das Berliner PK hatte sich inzwischen formiert und seine für Iran und das Osmanische Reich bestimmten Missionen waren bereits abgereist – kam die Nachricht, daß Ḥeydar sich nun in der Schweiz aufhalte.¹¹

Am 23. Mai traf im Auswärtigen Amt ein Ḥeydar Ḥān betreffendes Telegramm des im Auftrag des PK in der neutralen Schweiz tätigen Iraners Abo'l-Ḥasan Ḥān Ḥakīm für Taqīzādeh ein.¹² Darin hieß es, daß Ḥeydar „Pessimist“ sei und nicht nach Berlin kommen wolle. Er, Ḥakīm, habe ihm – wohl aus diesem Grund – „nicht alles gesagt“. Bevor er selbst nach Paris reise, werde er Taqīzādeh seinen Bericht sowie einen Brief Ḥeydar Ḥāns schicken. Der für den Orient zuständige Referent des Auswärtigen Amtes, Legationssekretär Otto Günther v. Wesendonk, hielt,

nachdem er von dem Telegramm Kenntnis erhalten hatte, die Angelegenheit für so wichtig, daß er Taqīzādeh für den nächsten Tag ins Auswärtige Amt bestellen ließ.¹³ Über den Inhalt der Unterredung der beiden Herren geben die Akten ebensowenig Auskunft wie über den von Heydars Brief und Hakīms Bericht. Vielleicht glaubte Heydar nicht an die Möglichkeit eines deutschen Sieges. Womöglich bezweifelte er auch unabhängig davon – sein politischer Standort legt dies nahe – grundsätzlich, daß er für seine Ziele von Vertretern des kaiserlichen Deutschland Unterstützung erhalten könnte.

Taqīzādeh hielt indes an seiner Absicht fest, Heydar Hān für die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reich zu gewinnen. Nach Rücksprache mit Hakīm, den er nach Berlin beorderte, wollte er in die Schweiz reisen und dort auch mit Heydar sprechen.¹⁴ Ob und mit welchem Ergebnis er das während seines Aufenthaltes in der Schweiz getan hat, ist nicht dokumentiert. Wie dem auch sei, am 27. Juni ließ Hakīm beim PK anfragen, ob er Heydar Hān, der sich inzwischen brieflich zur Reise nach Berlin bereit erklärt habe, einen Paß beschaffen solle.¹⁵ Das Auswärtige Amt lehnte ab: Heydar solle nicht nach Deutschland kommen und sei auch über die Tätigkeit der „hiesigen Perser“ nicht zu unterrichten.¹⁶

Inzwischen verstärkte sich in Iran unter dem Einfluß deutscher Militärs und Diplomaten und der mit ihnen zusammenarbeitenden Nationalisten die gegen die Kolonialmächte gerichtete Stimmung. Der Eintritt Irans in den Krieg schien bevorzustehen, obwohl die dafür erforderlichen Voraussetzungen noch nicht geschaffen waren und in absehbarer Zeit auch nicht geschaffen werden konnten. In dieser Situation mahnten die Missionsmitglieder des PK Mīrzā Esma‘īl Noubārī in Bagdad und Hoseyn Kāzemzādeh (Īrānšahr, 1884-1962) in Teheran im August bzw. September 1915 die – von ihnen offenbar erwartete – Entsendung Heydar Hāns an.¹⁷ Die im ersten Fall vom Auswärtigen Amt erteilte, mit dem PK-Mitglied ‘Ezzatollāh Hedāyat (1895-1966/67)¹⁸ abgesprochene, im zweiten Fall von Taqīzādeh im Namen des PK gegebene Antwort war, daß Heydar vorläufig nicht erreichbar sei bzw. daß er sich in Paris aufhalte.¹⁹

Das Telegramm Kāzemzādehs und die zweifellos mit dem Auswärtige Amt vereinbarte Antwort Taqīzādehs sind aber auch noch unter einem anderen Aspekt interessant. Sie machen die Tatsache deutlich, daß das Deutsche Reich seine im Zuge der Revolutionierung gegebenen Versprechen nicht erfüllen konnte. Kāzemzādeh verwies auf die Zuspitzung der Situation (u.a. schon stattgefundene oder zu erwartende militärische Aktionen Großbritanniens und Rußlands, Aktionen von Stämmen, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten, den Amtsantritt des – deutschfreundlichen, den Demokraten nahestehenden – Ministerpräsidenten Mostoufi el-Mamālek, der Kanonen, Maschinengewehre, Munition und Geld wolle) und schlußfolgerte: „Sofortige Schritte sind zu unternehmen.“ Die Antwort des PK lautete, daß für Geld gesorgt sei, Waffen und Munition jedoch erst nach der Eröffnung des Weges nach Istanbul (d.h. nach einem Sieg über Serbien) geschickt werden könnten. Das war allerdings nicht die ganze Wahrheit. Serbien wurde zwar noch im Herbst 1915 besetzt, so daß die Orientbahn nach Istanbul wieder zur Verfügung stand, doch die Bagdadbahn war noch nicht fertiggestellt, und es gab keine durchgehende Verbindung von Istanbul nach Bagdad und weiter bis zur iranischen Grenze. Das bedeutete, daß Transporte nach Iran auf dem ohnehin überlasteten türkischen Etappenweg Monate dauerten. Außer den Problemen des Verkehrs und des Nachschubs

konnten auch die der Nachrichtenübermittlung nicht auch nur einigermaßen zufriedenstellend gelöst werden. Weiter hatten die Deutschen den Vorteilen, die Russen und Briten aus ihrer langjährigen Penetrationspolitik in Iran erwachsen (Stichworte: Telegrafbüros, Bankfilialen, zahlreiche landeskundige Beamte und Kaufleute, mit iranischen Verhältnissen vertrautes militärisches Personal, starke Schutzwachen der Konsulate, russische Truppen im Norden des Landes), nur wenig entgegenzusetzen. Insgesamt entsprach die wirtschaftliche und militärische Leistungskraft des Deutschen Reiches nicht den gestellten Aufgaben.²⁰

Das Handeln der Mitglieder des PK wurde jedoch ebenso wie das der Vertreter der deutschen Persienpolitik von Illusionen bestimmt. Ebendiese Illusionen bildeten auch die Basis dafür, daß Heydar Hān²¹ Ende Oktober 1915 nach Deutschland kam, und zwar – auf ausdrücklichen Wunsch Taqīzādehs – in Begleitung des zum neuen iranischen Gesandten²² in Deutschland ernannten Hoseyn Qolī Hān Nawwāb (1869-1945/46), eines von der Konstitutionellen Revolution her bekannten und angesehenen Führers der Demokratischen Partei.²³ Wie die offensichtlich auf deutscher Seite bestehenden Vorbehalte gegen Heydar ausgeräumt worden waren, konnte nicht ermittelt werden.

Einige Tage nach der Ankunft Heydar Hāns in Berlin reichte das PK beim Auswärtigen Amt ein Heydar betreffendes sechsseitiges Papier ein.²⁴ Es beginnt mit einigen Informationen über seine berufliche und politische Tätigkeit in Iran und Rußland, u.a. über seine Beziehungen zu „revolutionären Komitees“ im Kaukasus, und vor allem über seine Rolle als Führer von Freiwilligenverbänden während der Konstitutionellen Revolution. Als Leitlinie seines Handelns wird das Engagement für Freiheit, für die Verfassung und gegen den Despotismus genannt. Die Aussage, daß Heydar den Vertretern des zaristischen Rußland ein Dorn im Auge war, mußte seine Attraktivität für die Deutschen noch erhöhen. Die Formulierung, er sei ein „wahrer Schrecken für die Feinde der Freiheit“ gewesen, könnte als – allerdings nur Eingeweihten verständlicher – Hinweis auf seine terroristischen Aktivitäten verstanden werden. Auf diese wie auf die – in den späteren Phasen der Revolution nicht zuletzt unter Beteiligung Heydar Hāns und Taqīzādehs als Führer der Demokratischen Partei ausgetragenen – harten Auseinandersetzungen zwischen gemäßigten und radikalen Konstitutionalisten einzugehen, erschien dem Auswärtigen Amt gegenüber vielleicht nicht opportun. Zudem hatte das PK in seinem Programm selbst darauf orientiert, (über viele inhaltlich begründete oder nicht begründete Differenzen der letzten Jahre hinweg) mit allen verfügbaren Kräften für die nationale Befreiung Irans zusammenzuarbeiten.

Zusammenfassend heißt es in dem Schreiben des PK, daß Heydar Hān ein „Revolutions- und Kriegsführer erster Ordnung“ sei. „Seine persönlichen Fähigkeiten (capacité), sein grenzenloser Mut, sein Sinn für Militärverwaltung, seine eindrucksvolle und anziehende Persönlichkeit und schließlich seine ungeheuere Popularität in Persien und im Kaukasus“ begründeten hohe Erwartungen an ihn. Daher wollten das PK in Berlin und „andere kürzlich aus Teheran und Paris eingetroffene Freunde“²⁵ für den Fall, daß die deutsche Seite der gleichen Meinung sei, vorschlagen, ihn so schnell wie möglich nach Iran zu schicken, um dort eine „wichtige und große Bewegung“ in Gang zu setzen und zu leiten. Nach langen Diskussionen zwischen den „Freunden“ und Heydar habe letzterer sich unter der Bedingung, daß sein Plan

und seine Konditionen angenommen würden, bereiterklärt, nach Iran zu gehen und dort für „sein Ziel“, wie es ausdrücklich heißt, zu arbeiten.

Worum ging es? Heydar Hân beabsichtigte, auf iranischem Gebiet, nicht weit von der türkischen Grenze, für den Anfang 10 000 bis 20 000 junge Männer für den Kriegsdienst zu rekrutieren und zu organisieren. Die erste Bedingung dafür sei, daß diese Armee von den Deutschen regelmäßig Waffen, Munition, Sold und die notwendigen Fonds für ihre Unterhaltung bekomme. Weiter sollten sie – diese selbstbewußte, die Ungleichheit zwischen den Kombattanten außer acht lassende Diktion ist für den Plan charakteristisch – Heydar „eine bestimmte Anzahl deutscher Offiziere oder Unteroffiziere ... zur Verfügung stellen“, um die Männer, die er erfolgreich angeworben habe, auszubilden. Und noch einmal, in dem Papier des PK unterstrichen: Die Offiziere müßten ausschließlich Deutsche sein. Diese Hervorhebung ist verständlich, denn die – als Juniorpartner der Deutschen höchst eigenwilligen – Türken verhielten sich Iran gegenüber in einer Weise, die Annexionsabsichten trotz gegenteiliger Erklärungen nur allzu deutlich machten. Nach Möglichkeit wolle Heydar Hân, so das PK weiter, schon auf dem Weg nach Iran eine militärische Abteilung von 500 bis 1000 Mann formieren, und zwar aus freiwilligen iranischen Nationalisten, die sich in Istanbul als Flüchtlinge aufhielten.²⁶ Mit ihnen würde Heydar nach Iran zurückkehren. Nach Aufstellung der erwähnten regulären und gut disziplinierten Truppe auf iranischem Gebiet werde es möglich sein, in dem Aktionszentrum auch irreguläre Streitkräfte der Stämme sowie Freiwillige an sich zu ziehen. Wenn man schließlich die auf diese Weise entstandene Armee in dem Aktionsgebiet umsichtig einsetze, werde die nationale Sache siegen und man könne – dies sei Heydar Hân's Meinung – versuchen, dort alle Männer zwischen 20 und 30 Jahren zu mobilisieren.

Eine solche lokale Truppe, wird in dem PK-Papier ausgeführt, sei auf jeden Fall nützlich, ganz gleich, ob die iranische Zentralregierung in den Krieg eintrete (diesbezügliche Verhandlungen zwischen Deutschland und Iran wurden schon seit Monaten geführt) oder nicht. Im ersten Fall stehe die Truppe der Regierung zur Verfügung. Im zweiten werde sie immerhin großen Einfluß auf sie ausüben. Darüber hinaus werde sie die Nationalisten im ganzen Land ermutigen und könne dazu dienen, den Krieg zu provozieren und die nationale Bewegung auf das ganze Land auszu dehnen.

Im übrigen müsse Heydar als Befehlshaber der Armee im voraus zugesichert werden, daß er „seine Männer“ streng kontrollieren könne. Auch ein persönliches Budget für ihn sei ins Auge zu fassen.

Wesendonk leitete das PK-Schreiben zunächst weiter an Hauptmann Rudolf Nadolny, Leiter der Politischen Sektion des Stellvertretenden Generalstabs der Armee²⁷, und zwar mit der die Bedingungen Heydar Hân's übergehenden Bemerkung, daß dieser „wohl am besten zunächst dem Feldmarschall (Colmar) Frhr. v. d. Goltz beigegeben werden“ sollte, „der ja über alle Gelder, Waffen pp. ausschließlich verfügen wird“. Nadolny stimmte dem zu.²⁸ Goltz bekleidete den im Hinblick auf den scheinbar bevorstehenden Kriegseintritt Irans im Herbst 1915 neu geschaffenen Posten des deutsch-türkischen Oberbefehlshabers im osmanischen Irak und in Iran. Nach den zwischen deutschen und türkischen Stellen ausgehandelten Instruktionen hatte er die Leitung aller militärischen Unternehmungen, die darauf gerichtet waren, russische und englische Streitkräfte aus Iran zu verdrängen und „die künftige

Freiheit und Unabhängigkeit Persiens sicher zu stellen“. Dabei sollte er u.a. „durch Zusammenfassung der im Lande vorhandenen militärischen Kräfte der persischen Regierung bei der Bildung einer Armee ... helfen“²⁹.

Eine Anfrage des Auswärtige Amt über die deutsche Botschaft in Istanbul³⁰ ergab, daß Goltz nach Rücksprache mit dem dortigen iranischen Botschafter, dem mit den Deutschen kooperierenden, während der Konstitutionellen Revolution als Gemäßigter hervorgetretenen Angehörigen der Aristokratie Maḥmūd Ḥān Qāḡār (‘A-lāmīr) Eḥtešām es-Salṭāneh (1860-1936), glaubte, Ḥeydar Ḥān könne in Iran „gute Dienste leisten“ und „um seine Hersendung“ bat.³¹ Bemerkenswerterweise hatte das Auswärtige Amt in seiner Anfrage den Inhalt des PK-Schreibens nicht nur zusammengefaßt, sondern durch die Aussage, daß „persische Nationalisten“ (die übliche Bezeichnung für die im PK vereinigten Iraner) und Nawwāb Ḥeydar für die „Bildung persischer Banden“ empfohlen hätten, stark abgeändert.

Ende November reiste Ḥeydar aus Berlin ab³², vermutlich in dem Glauben, daß sein Plan und seine Bedingungen akzeptiert worden seien. Die Lage in Iran hatte sich allerdings Mitte November grundlegend gewandelt. In einer Situation, in der einerseits die von Deutschland versprochene Hilfe (Geld, Waffen, Munition und Offiziere) auf sich warten ließ und andererseits Rußland massiven militärischen Druck ausübte, entschieden sich Schah und Regierung letztlich gegen ein Bündnis mit Deutschland. Um sich dem russischen Druck zu entziehen, hatten zunächst viele Demokraten (Parlamentsabgeordnete und andere³³), später auch eine Reihe von Abgeordneten anderer Fraktionen und Fraktionslose sowie die Vertreter der Mittelmächte und des Osmanischen Reiches und ihre Anhänger, insgesamt Tausende von Menschen, Teheran in Richtung Süden verlassen – zunächst in der Annahme, daß Schah und Regierung folgen würden. Doch letztere blieben in der Hauptstadt.³⁴ Damit wuchs der Stellenwert iranischer Nationalisten, die unabhängig von der Regierung handelten, für die deutsche Persienpolitik, die vorläufig an dem Kurs auf eine Erhebung des Landes gegen Rußland und Großbritannien festhielt.

In dieser Situation ließ Taqīzādeh am 25. November 1915 im Namen des PK über das Auswärtige Amt an das PK-Mitglied Ḥāḡḡī Esma‘īl Amīr Ḥīzī (1876/77-1966)³⁵ in Kermanschah einen Aufruf³⁶ übermitteln, verbunden mit der Bitte um Weiterleitung nach Hamadan, Ishahan, Schiras und Ghom. (In Ghom hatten die aus Teheran Geflüchteten, die Mohāḡerīn, sich niedergelassen, bevor sie – wieder unter russischem Druck – nach Isfahan und später nach Kermanschah weiterzogen.) Demnach sollten sich, ausgehend von der Einschätzung, daß von der iranischen Regierung nichts mehr zu erwarten sei, „die nationalen Streitkräfte vereinigen“ und Teheran sowie die im Norden und Süden des Landes unter feindlicher Okkupation stehenden Provinzen angreifen und „das Land retten“, desgleichen den Schah („vor seiner verräterischen Umgebung“, wie es hieß), das alles in enger Kooperation mit den deutschen Vertretern. Weiter teilte Taqīzādeh mit, daß Ḥeydar Ḥān abgereist sei, „um sich Euch anzuschließen“.

Etwa gleichzeitig drahtete die deutsche Gesandtschaft aus Iran, daß nicht näher bezeichnete „Führer“ rieten, Ḥeydar Ḥān schnell kommen, aber „um Unfrieden mit den Türken zu vermeiden“, ihn nicht allein, sondern am besten gemeinsam mit Taqīzādeh durch die Türkei reisen zu lassen. Und: „Schünemann (er bemühte sich in Ghom um den Aufbau von Streitkräften zum Kampf gegen die Russen – I.I.) bezeichnet Haider als guten Führer.“³⁷ Das Auswärtige Amt reagierte mit einem Tele-

gramm an die deutsche Botschaft in Istanbul: Heydar Hān solle sich dort nicht länger als zwei Tage aufhalten und „tunlichst in deutscher Begleitung“ zu Goltz reisen.³⁸ Gleichzeitig ließ Taqīzādeh im Namen des PK an den als Vertreter des Berliner PK in Istanbul fungierenden Mīrzā Reḍā Hān Tarbīyat (geb. 1886) telegrafieren, daß Heydar abgereist sei. Man möge ihn in jeder Hinsicht unterstützen und für seine schnellstmögliche Weiterreise sorgen.³⁹ Heydar Hān reiste jedoch erst am 17. Dezember, also nach einem etwas längeren Aufenthalt, von Istanbul aus weiter, und zwar, aus welchem Grund auch immer, ohne deutsche Begleitung.⁴⁰ Vom gleichen Tag datiert ein Zeitungsausschnitt, nach dem die „zum ersten Mal zum Heeresdienste einberufenen Perser“ begeistert durch die Straßen Istanbuls zur iranischen Botschaft gezogen seien, was Taqīzādeh nach einer Notiz Wesendonks auf die Tätigkeit Heydars zurückgeführt haben soll.⁴¹

Am 24. Januar 1916 machte Goltz von Bagdad aus dem Auswärtige Amt Mitteilung über sein erstes Gespräch mit Heydar Hān⁴², den er offenbar als Partner respektierte. Heydar habe die Absicht, zunächst auf osmanischem Gebiet und in Iran „durch seinen Einfluß ... Rekruten aufzubringen“ und sie auf iranischem Gebiet durch deutsche Offiziere ausbilden zu lassen. Die für die Gewinnung von Freiwilligen auf osmanischem Gebiet erforderliche Zustimmung der türkischen Regierung werde er, Goltz, einholen. Er stimme Heydars Plan grundsätzlich zu und nehme an, daß auch Oberst Bopp (Stellvertreter von Goltz in Iran) dies tun werde, wenn die militärische Lage die Ausführung noch zulasse.

Die militärische Lage aber hatte sich aus der Sicht der Zentralmächte und der Türkei ernsthaft verschlechtert, was sich auch in Teheran auswirkte, wo Mostoufi el-Mamālek bereits im Dezember durch den ententefreundlichen ‘Abd ol-Hoseyn Farmānfarmā (1857-1939) als Ministerpräsident abgelöst worden war. Die unter dem Oberbefehl von Deutschen stehenden, aus Stammesreitern, Freiwilligen und Gendarmen zusammengesetzten iranischen Militäreinheiten hatten dem Vormarsch russischer Truppen weder im Raum von Ghom noch im Westen Irans standhalten können.⁴³ Nur noch ein Streifen iranischen Territoriums im Westen des Landes stand unter ihrer Kontrolle. Östlich von Kermanschah, wohin nun auch die Mohāgerīn aus Isfahan kamen, waren die Russen vorerst zum Stehen gebracht worden – unter zusätzlichem Einsatz regulärer türkischer Kräfte, die Goltz in dieser kritischen Situation entsandt hatte. Der Feldmarschall mußte damit rechnen, daß auch die letzten Positionen in Iran verloren gehen würden und darüber hinaus die ganze osmanische Ostfront aufgerollt werden könnte. In Übereinstimmung mit dem Auswärtigen Amt und dem Großen Generalstab setzte er jedoch seine Hoffnung darauf, daß sich die Kriegslage insgesamt noch ändern werde und man mit türkischen Truppen erneut in Iran einmarschieren könne.⁴⁴ Gleichzeitig beabsichtigte Goltz, so bald wie möglich mit der Aufstellung regulärer iranischer Truppen zu beginnen, um die hohen Kosten für die den russischen Truppen ohnehin nicht gewachsenen irregulären Stammesverbände einsparen zu können, und beantragte die dafür erforderlichen Mittel. Goltz dachte an 20 000 Mann, war aber, als klar wurde, daß die finanziellen Mittel dafür nicht bewilligt würden, bereit, mit 5000 Mann zu beginnen.⁴⁵ In diesem Rahmen wollte Goltz Heydar offenbar zum Einsatz bringen.

Weiter teilte Goltz dem Auswärtigen Amt mit, daß Heydar Hān bezüglich des Oberbefehls rechtzeitig (also wohl vor der Unterredung) davon verständigt worden sei, daß Neḗām es-Saltāneh (Reḍā Qolī Māfī, 1867/68-1924/25) inzwischen die

„Führung der nationalen Streitkräfte übernommen“ habe. Heydar scheint das – jedenfalls Goltz gegenüber – nicht beanstandet zu haben. (Nezām, Gouverneur von Lurestan, hatte sich als einziger Angehöriger der Aristokratie in Iran offiziell auf die Seite der Deutschen gestellt. Der deutsche Militärattaché Georg Graf v. Kanitz-Podangen hatte im verzweifelten Bemühen, den Vormarsch der Russen aufzuhalten, Ende Dezember 1915 mit ihm einen Vertrag geschlossen, in dem sich Nezām gegen großzügige Leistungen bereit erklärte, „die Führung der nationalen Bewegung für die Befreiung Persiens“ zu übernehmen und „gegen Rußland und England Krieg zu führen“. Er selbst verpflichtete sich, 4000 Bewaffnete zu stellen. Nezām wurde das Kommando über „die ganze persische nationale Armee“ sowie über in Iran kämpfende deutsche und türkische Militäreinheiten, außer jenen in Aserbaidschan, zugesichert.⁴⁶ Faktisch hatte jedoch Bopp das Kommando inne.)

In dem Gespräch zwischen dem Feldmarschall und Heydar Hān gab es aber auch Probleme: Goltz fragte an, was das Auswärtige Amt dem Iraner zu seinen Vorschlägen vom 4. November und 1. Dezember 1915 zugesagt habe.⁴⁷ Er beanspruche „unter anderem (ein) persönliches Gehalt von monatlich viertausend Toman (d.h. 16 000 Mark – I.I.), das aus den hier zur Verfügung stehenden Mitteln natürlich nicht bestritten werden kann“. (Zum Vergleich: Die als Mitglieder von PK-Missionen aus Berlin entsandten Iraner erhielten monatlich je nach dem Ort ihres Einsatzes ein Gehalt von 300 bis 400 Mark, Nezām es-Saltāneh 80 000 Mark.⁴⁸) Die (nach einer Randbemerkung mit Taqīzādeh abgesprochene) Antwort des Auswärtigen Amtes⁴⁹ auf die Frage von Goltz lautete, daß Heydar „keinerlei Zusagen“ erhalten habe. Lediglich den „persischen Nationalisten“ gegenüber habe dieser angegeben, daß er als Oberbefehlshaber einen Dispositionsfonds benötige. Die Regelung der Verwendung Heydar Hāns und seiner aus dem dortigen Fonds zu bestreitenden Bezüge bleibe Goltz überlassen.

Die Angelegenheit hatte noch ein Nachspiel: Der deutsche Militärattaché in Istanbul, Otto v. Lossow, befragte den dortigen iranischen Botschafter über seine Ansicht zu Heydars Gehaltsforderung. Seine Antwort: Man könne ihn „ruhig arbeiten lassen, solle sich aber über seinen Einfluß keine falschen Vorstellungen machen ... Ein Gehalt von 100-200 Toman monatlich sei (das) Maximum für derartige Leute“. 4000 Toman würden die „Preise für alle verderben ...“. Dies teilte Lossow der Sektion Politik Berlin des Generalstabs mit, die ihrerseits das Auswärtige Amt und Goltz informierte.⁵⁰ In den Akten für die folgende Zeit ist von der Höhe des Gehalts, die Heydar Hān nach Goltz für sich persönlich gefordert haben soll, nie wieder die Rede. Da Heydar ansonsten auf seinen Bedingungen beharrte, liegt die Vermutung nahe, daß es hinsichtlich der Verwendung der 4000 Toman zu einem Mißverständnis gekommen war.

Am 11. März 1916 – die Mohāgerīn hatten sich inzwischen nach dem an der türkischen Grenze gelegenen Qaṣr-e Šīrīn zurückziehen müssen – machte das PK, das von Meinungsverschiedenheiten zwischen Heydar Hān und deutschen Militärs vor Ort wohl nichts wußte, noch einmal einen Heydar betreffenden Vorstoß. Unter Hinweis auf die Absicht von Goltz, „eine reguläre und gut disziplinierte persische Armee“ aufzustellen, empfahl das PK nachdrücklich, Heydar mit dieser Aufgabe zu betrauen.⁵¹ Er besitze alle dafür erforderlichen Fähigkeiten. Auch habe Goltz, soviel man wisse, ihn mit Wohlwollen und Achtung empfangen, habe seine Pläne und Ansichten als beachtenswert und mit seinen eigenen Vorstellungen übereinstim-

mend eingeschätzt. Daher verstehe man nicht, warum Heydar noch immer nicht mit der Verwirklichung seiner Pläne beginnen könne. Zur Zeit halte er sich in Bagdad auf und wisse nicht, was er tun solle. Er sei jedoch entschlossen, für sein Land aktiv zu werden – gleich, mit welchen Mitteln. Er beabsichtige jetzt, selbst nach Iran zu gehen, wofür er wenigstens 2000 Toman benötige. Das PK sehe sich zwar nicht in der Lage, alle Details in dieser Angelegenheit zu beurteilen, die „Kollegen in Bagdad“⁵² seien jedoch der Auffassung, daß die Pläne Heydar Hāns unbedingt akzeptiert werden müßten und er sofort nach Iran abreisen sollte. Sie ersuchten darum, ihm die erwähnte Summe vorschießen zu dürfen. Auch rechneten sie damit, daß man schon bald keine Mittel mehr in Anspruch nehmen müsse – wenn sich der Erfolg einstelle. In Berlin teilte man diesen Optimismus offensichtlich nicht. Denn in einem Telegramm des Auswärtigen Amtes an Goltz, in dem dieser in Absprache mit Nadolny über den Inhalt des PK-Schreibens unterrichtet wurde, heißt es, daß Heydar Hān 2000 Toman monatlich beantrage. Im übrigen sei es Goltz „anheim gestellt“, die Angelegenheit mit Heydar Hān und den „Nationalisten“ (der dortigen PK-Mission) zu besprechen.⁵³ Gleichzeitig telegraphierte Taqizādeh an Gamālzādeh, daß die Angelegenheit Goltz unterbreitet werden solle.⁵⁴

Nicht nur das Berliner PK und die Mitglieder der PK-Mission in Bagdad verwendeten sich für den baldigen Einsatz Heydar Hāns. Nach einem vom 11. März 1916 datierten Bericht Kāzemzādehs an Taqizādeh⁵⁵ setzten – unterstützt von den Führern der Demokraten⁵⁶ – diejenigen PK-Mitglieder, die sich bei den Mohāgerīn in Kermanschah und später in Qaṣr-e Sīrīn aufhielten, alle Hebel dafür in Bewegung. Kāzemzādeh referierte zunächst, was Heydar nach „unseren Nachrichten aus Bagdad“ Goltz vorgeschlagen hatte: Er wolle in Iran eine Truppe von 20 000 Mann zusammenbringen, die unter seinem Befehl stehen und von einigen deutschen Offizieren ausgebildet werden solle. Den Sold wolle er (von den Deutschen) erhalten und auch selbst auszahlen, ebenso die Offiziere ernennen. Goltz seinerseits habe die Mitglieder der Bagdader PK-Mission an Neẓām als Oberbefehlshaber verwiesen. Dieser aber sei dagegen gewesen, daß Heydar Hān nach Qaṣr kommt, desgleichen einige Mitglieder des Nationalen Verteidigungskomitees dort, die zu den Gemäßigten gehörenden Abgeordneten und selbst einige Demokraten. Heydar Hān war also bei den in Qaṣr versammelten Nationalisten nicht konsensfähig.⁵⁷

Dessenungeachtet wurden Kāzemzādeh und seine Freunde auch bei den Vertretern des Deutschen Reiches, zunächst bei dem Gesandten in außerordentlicher Mission Philipp Vassel sowie bei Oberst Bopp, Heydar Hāns wegen vorstellig. Was hielt Kāzemzādeh generell von den beiden Deutschen?⁵⁸ Vassel, schrieb er, sei erst kürzlich nach Iran gekommen. Die Beziehungen der PK-Mission zu ihm seien gut, obwohl er von deren „Wesen“ auf Grund seiner dienstlichen Tätigkeit in der letzten Zeit (Berlin, Istanbul, Bagdad, Iran) „nichts“ wisse.

„Auch er hat, wie alle Beamten der Deutschen, von den Zuständen in Persien keine Ahnung ... *Das ist der hauptsächlichste Grund für die Fehlschläge, die die Deutschen überall in Persien erfahren haben.* Persönlich ist er lebenswürdig und angenehm im Umgang; aber in Bezug auf Persien *pessimistisch*, wohl eine Folge der kritischen und wenig hoffnungsvollen Ansichten der übrigen deutschen Beauftragten.“

Kāzemzādeh vermutete also, daß Vassels Pessimismus auf, wie er annahm, im Grunde nicht zutreffende Meinungen anderer Deutscher zurückging. Er glaubte –

das ist dem gesamten Bericht zu entnehmen – in einer Art von verzweifelter Optimismus an die Möglichkeit eines Sieges.

Zu Bopp bemerkte Kāzēzādeh aus der gleichen Einstellung heraus u.a., er sei „sehr liebenswürdig und mit Leib und Seele bei unserer Sache ...“ Doch aus folgenden Gründen habe er bisher

„nichts Grosses leisten können: 1. Mangel an Kriegsmaterial, 2. *Mangel an Disziplin, besonders bei den Nomadentruppen*, 3. *Unfähigkeit des Nizam es-selteh* in Bezug auf Zusammenbringung der Lebensmittel u.s.w., 4. Mangel an Kenntnis des Charakters der Perser, 5. weil ihm ein Ratgeber fehlt, der Persien zur Genüge kennt. Er verzweifelt an der jetzigen Lage Persiens und besonders an der Fähigkeit der Nomadentruppen. Aber den wahren Grund kann er nicht sehen.“

Was Heydar Ḥān betrifft, ging Kāzēzādeh nach seinem Bericht geschickt zu Werke. Auf eine diplomatisch formulierte Frage hin habe Vassel ihm gegenüber geäußert, daß Bopp gern einen „geeigneten Perser“ im Generalstab hätte, woraufhin Kāzēzādeh Heydar als den am besten geeigneten Mann dafür empfohlen habe. Vassel wollte dann, so Kāzēzādeh, „sofort nach Berlin telegraphieren“, daß Heydars Anwesenheit „im Generalstab durchaus nötig“ sei und daß „*die Perser kein Vertrauen in einen Generalstab haben könnten, in dem kein Perser tätig sei*“. Auch mit Bopp sprach Kāzēzādeh über Heydar. Außerdem traten in Absprache mit Kāzēzādeh und seinen Freunden mehrere – wie aus anderen Stellen des Berichts hervorgeht, meist von Bopp besonders geschätzte – iranische militärische Führer für ihn ein. Bopps Reaktion: In zwei Fällen habe er versprochen, sich bei Goltz für Heydar zu verwenden. Ein anderes Mal aber habe er gesagt, er glaube, daß Heydar „von gewaltigem Einfluß, energisch und eifrig sei“; doch wäre die Verwirklichung seines Vorschlags zu kostspielig. Dieses Argument wollte Kāzēzādeh in seinem Bericht freilich nicht gelten lassen: Heydar habe aus Bagdad mitgeteilt, daß die Deutschen dort eine Truppe von 5000 Iranern sammelten, die direkt unter deutschem Kommando stehen solle.

Das war deutlich genug. Doch Kāzēzādeh wollte vermitteln. Man habe, berichtete er, Heydar mehrfach geschrieben, er möge seinen Vorschlag zunächst auf 5000 (statt 20 000) Mann beschränken, „weil die deutsche Regierung ohnehin schon Millionen für das Heer des Nizam ... aufgewendet habe“. Doch Heydar sei bei seiner Forderung geblieben. Die in Qasr eingetroffenen PK-Mitglieder Noubārī und Amīr Ḥīzī hätten die Nachricht mitgebracht, er würde nur kommen, wenn sein Vorschlag in vollem Umfang angenommen würde.

Schließlich schickten Kāzēzādeh und seine Mitstreiter nach Kāzēzādehs Bericht noch einen Brief an Goltz, unterzeichnet von denselben iranischen militärischen Führern, die sich schon bei Bopp für Heydar Ḥān eingesetzt hatten. Eine Anlage zu Kāzēzādehs Bericht enthält die offenbar ebenfalls an Goltz übermittelten „Vorschläge“ Heydars, und zwar in „abgeänderter Form“, wie es ausdrücklich heißt. Demnach sollte Heydar als Berater von Bopp angestellt werden und den Auftrag erhalten, aus den vorhandenen irregulären Streitkräften eine dem Oberbefehl Nezāms unterstehende Truppe von 10 000 Mann zu bilden. Die Anstellung und Entlassung der Unteroffiziere oblag nach den Vorschlägen Heydar Ḥān, die Bestimmung der deutschen Offiziere für die Ausbildung der Truppe Bopp. (Von iranischen Offizieren war keine Rede.) Die Bewaffnung sollte Aufgabe eines deutschen

Offiziers, die Verteilung (wahrscheinlich der Waffen) die Ḥeydars sein. Ein demjenigen der Gendarmen entsprechender Sold war von den Deutschen sechs Monate im voraus zu zahlen. Die Vorschläge „in abgeänderter Form“ zeigen, wie intensiv sich die PK-Vertreter und ihnen nahestehende Männer bemühten, einen Kompromiß zu finden, um Ḥeydar doch noch ins Spiel zu bringen.

Ob Ḥeydar Ḥān selbst den Vorschlägen zugestimmt hätte, ist zu bezweifeln, ganz zu schweigen von ihrer Bewertung durch Neẓām und – last but not least – durch die Deutschen. Ob Goltz auf die Vorschläge oder auf die erwähnte Nachricht des Auswärtigen Amtes zur neuerlichen Empfehlung Ḥeydars durch das Berliner PK und die PK-Mission in Bagdad reagiert hat, ist den Akten des Auswärtigen Amtes nicht zu entnehmen; Goltz erkrankte an Fleckfieber und starb am 19. April 1916. Recht aufschlußreich ist indes, was der bei Goltz arbeitende Legationssekretär Dieckhoff einen Monat vorher in einem ausführlichen Telegramm⁵⁹ über Ḥeydar Ḥān berichtete.

Demnach war man sich auf deutscher Seite zunächst darüber einig gewesen, daß eine „Zuziehung“ Ḥeydars „an sich wünschenswert sei, um dadurch zwischen deutschem Oberkommando und persischen Streitkräften eine möglichst reibungslose Arbeit zu gewährleisten. Haidar Khan war daher aufgefordert worden, zunächst seinen Einfluß bei der Rekrutierung persischer Freiwilliger geltend zu machen und dann in den Stab des Obersten Bopp einzutreten, etwa in gleicher Weise wie der türkische Militärattaché Major Fewzi Bey“. Doch Ḥeydar habe „abgelehnt und ein selbständiges Kommando für sich gefordert; er ist immer wieder auf die von ihm dem Auswärtigen Amt eingereichten Propositionen zurückgekommen und hat Geld sowie Waffen für sofortige Aufstellung einer persischen regulären Truppe von mindestens 10 000 Mann verlangt, deren Kommando er für sich beansprucht“. Darauf habe man schon wegen des Mangels sowohl an Waffen als auch an Geld nicht eingehen können: „Waffen befinden sich seit Monaten irgendwo zwischen Konstantinopel und hier(,) und Geld ist für absehbare Zeit so knapp, daß man (nur) den aller-notwendigsten Anforderungen gerecht werden kann.“ Zudem sei es fraglich, ob Ḥeydar Ḥān, „der früher nur in Revolutionskriegen und gegen Irreguläre gefochten hat, die Eigenschaften eines Truppenführers im Kampf gegen reguläre Truppen besitzt. Nach Ansicht des Feldmarschalls und aller hiesigen deutschen Militärs fehlen ihm diese Eigenschaften, was ja auch bei seiner Vorbildung ganz verständlich ist. Allen Fragen militärischer Organisation und allen Grundbegriffen, mit denen der militärische Fachmann arbeitet, bringt er eine geradezu kindliche Naivität entgegen.“

Die Mitglieder der Bagdader PK-Mission und ihre Umgebung⁶⁰ sahen das nach Dieckhoff anders. Da sie wegen „augenblicklicher geringer Aussichten ihres politischen Programms ziemlich deprimiert“ seien, suchten sie nach einem „Sündenbock“ und gäben den Hauptteil der Schuld Neẓām es-Saltaneh, der ihrer Meinung nach „allenfalls als politischer, nicht aber als militärischer Führer in Betracht kommen könne“. Das militärische Kommando gehöre in die Hände Ḥeydar Ḥāns, „der hierzu alle erforderlichen Qualitäten habe“.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß unter den gegebenen Verhältnissen, abgesehen von eventuell nicht ausreichenden Fachkenntnissen Ḥeydar Ḥāns, eine harmonische Zusammenarbeit zwischen ihm und deutschen Militärs grundsätzlich nicht möglich war. Denn dieser Exiliraner erhob Ansprüche, die Vertreter des kai-

serlichen Deutschlands aus ihrer Sicht nicht akzeptieren konnten. Falls er sie nicht schon bei seiner Reise nach Berlin im Gepäck hatte, dürften die in den Berichten der PK-Missionen an Taqīzādeh figurierenden Tatsachen – sie konnten hier nur bruchstückweise referiert werden – Heydar bewogen haben, seine wohl auf prinzipiellen Überlegungen basierenden Forderungen geltend zu machen. Er versuchte, sich und „seine Männer“ gegen deutsche Fehlkalkulationen abzusichern, und erstrebte darüber hinaus ein hohes Maß an Selbständigkeit.

Andere Iraner, selbst Kāzemzādeh und seine Freunde, meinten, flexibler sein zu müssen. Vassel attestierte den mit den Deutschen kooperierenden Iranern Anfang Mai 1916⁶¹ rückblickend „gefügigste Passivität ... gegenüber dem Anspruch des Oberkommandanten auf Alleinbestimmen, wo er es für nötig hält“. Dies obwohl eine „in starke Selbstüberschätzung“ geratene öffentliche Meinung nie völlig davon zu überzeugen gewesen sei, daß in Iran im Unterschied zur Türkei eine „bloße Mitwirkung“ deutscher Militärs nicht ausreiche. Nachdem nun ein Mißerfolg nach dem anderen eingetreten sei, bilde man sich ein, „daß die Dinge anders gelaufen wären, wenn man die Perser selbst in Polizei, Etappe, Verpflegung, Löhnung und Nachrichtendienst etwas beteiligt hätte“. Es habe sich, so kritisiert der Diplomat Vassel vorsichtig die deutschen Militärs, wieder gezeigt, „daß man Orientalen nur kommandieren kann, wenn man ihnen die Illusion der Mitarbeit zu erhalten versteht“. Wenn man in Zukunft nicht „der unbequemen Tatsache“ Rechnung trage, „daß wir hier weder im eigenen noch in einem eroberten Land sind“, könne man nicht „im Krieg die Bevölkerung auf unserer Seite haben, keinenfalls aber später über persische Sympathien ... verfügen“. Und weiter: „Es ist ja nicht (nur) die russische Herrschaft, die Perser verabscheuen. Jede fremde Autorität in Persien ist ihrem Dünkel zuwider.“

Die Bemühungen der Deutschen um militärische Kooperation waren also, gemessen an den eigenen politischen Zielsetzungen, selbst nach Vassels Einschätzung ungenügend. Noch viel weniger, wenn überhaupt, war man gewillt, die erlittenen Niederlagen gemeinsam mit den verbliebenen iranischen Kombattanten sachlich auszuwerten. Ein Beispiel für die Verhaltensweise der Deutschen vor Ort bietet das erwähnte Telegramm von Dieckhoff⁶². Es ist insofern besonders aussagekräftig, als der Legationssekretär sowohl – zumindest andeutungsweise⁶³ – Vorwürfe der in Bagdad mit den Deutschen zusammenarbeitenden Iraner als auch den Inhalt seiner Entgegnungen wiedergibt. Etwa gleichzeitig gab er an, „über alles Politische und Militärische vollkommen auf dem Laufenden“ zu sein, und erwähnte als eine seiner Aufgaben Verhandlungen mit den „hiesigen Persern“⁶⁴.

„Die hiesigen persischen Demokraten wühlen“, berichtete Dieckhoff, nicht nur gegen Neẓām es-Saltāneh. Sie gäben auch der deutschen militärischen Leitung in Iran einen erheblichen Teil der Schuld am Mißerfolg. Ğamālzādeh und andere (Heydar Hān wird nicht erwähnt) hätten ihm gegenüber von einem „manque d’organisation et de coopération“ gesprochen – ein eher mildes Urteil, wenn man bedenkt, daß die deutsche Seite ihren in der Kooperation mit den Iranern eingegangenen Verpflichtungen hinsichtlich der Lieferung von Waffen, Munition und Geld sowie der Entsendung türkischer oder deutscher Truppen nicht, nicht ausreichend oder erst zu spät nachkam.⁶⁵ Doch Dieckhoff bemängelte, daß „die Herren ... trotz recht ausgiebiger Inanspruchnahme unserer Geldmittel in der letzten Zeit sehr arrogant uns gegenüber“ aufgetreten seien. Er habe daraufhin „in höflicher Form, aber

deutlich” jeden Mangel an Organisation seitens des deutschen Oberkommandos ausgeschlossen und auf die zahlenmäßige Überlegenheit der Russen als einzigen Grund für die Räumung Kermanschahs verwiesen. (Als ob es nicht von Anfang an Sache der deutschen Militärs gewesen wäre, den Einsatz russischer Streitkräfte als Reaktion auf deutsche und türkische Aktivitäten in Iran einzukalkulieren.)

Der Legationssekretär wies nicht nur jede Kritik zurück, sondern konterte: Sichtlich zufrieden mit seinem Schachzug, berichtete er, er habe hinzugefügt, daß die Überlegenheit der Russen weniger ins Gewicht gefallen wäre, wenn die iranischen Streitkräfte, besonders die Stammesreiter, „richtig kooperiert, d.h. anstatt kampfflos davonzureiten, ebenso tapfer gefochten hätten, wie die türkischen Truppen mit ihren türkischen, deutschen und schwedischen Offizieren”. Abgesehen davon, daß Dieckhoff hier unerwähnt ließ, daß neben türkischen Truppen auch iranische Gendarmerieeinheiten in den der Räumung Kermanschahs vorausgehenden Kämpfen nach dem Urteil von Bopp und Goltz viel geleistet hatten⁶⁶, war es ungerechtfertigt, den Iranern um Ğamälzādeh das Versagen von Stammesreitern vorzuwerfen. Hatte doch seinerzeit der inzwischen durch Selbstmord aus dem Leben geschiedene deutsche Militärattaché Kanitz hinsichtlich der Aufteilung der knapp gewordenen finanziellen Mittel eine Entscheidung zugunsten der Stämme und zuungunsten der Gendarmerie getroffen.⁶⁷

Trotz alledem betrachtete Dieckhoff die Kritik der Iraner als „eigenartige Stimmungsmache“. Zum Schluß berichtete er, die Iraner, die ansonsten bei den Türken nicht gut angesehen seien, äußerten sich bei diesen dahingehend, „daß das ‚fremde‘ Oberkommando der Deutschen versagt habe“. Dies könne, so der Legationssekretär, das gespannte deutsch-türkische Verhältnis zusätzlich belasten. Seine Empfehlung: Man möge „auf die persischen Komitees in Konstantinopel und Berlin dahin einwirken..., daß sie ihren hiesigen Freunden eine angemessenere Haltung anempfehlen“. Das Auswärtige Amt folgte dieser Empfehlung. Am 29. März wurde das Berliner PK offenbar über die Haltung der PK-Mission in Bagdad informiert und gebeten, etwas zu unternehmen, was umgehend geschah: Am 30. März bat Taqīzādeh Wesendonk um die Beförderung eines Telegramms an Noubārī und Ğamälzādeh in Bagdad, das den Wünschen des Auswärtigen Amtes Rechnung trug.⁶⁸ Gleichzeitig entsprach die prompte Reaktion Taqīzādehs der im PK-Programm festgelegten Strategie, nach der man im Hinblick auf das angestrebte Ziel weder das Bündnis mit den Deutschen noch die Zusammenarbeit mit Neẓām es-Salṭaneh gefährden durfte.

Am 3. Mai – die Mohāġerīn befanden sich mittlerweile auf osmanischem Gebiet – teilte Taqīzādeh dem Auswärtigen Amt im Namen des PK in der Wiedergabe eines Telegramms aus Bagdad⁶⁹ mit, daß „unsere Freunde“ auf eine entsprechende dringende Forderung des Berliner PK hin geantwortet hätten, sie befänden sich nun in „völliger Übereinstimmung“ mit Neẓām es-Salṭaneh und den deutschen Offizieren. Gleichzeitig beklagten sich die Freunde – so die unüberhörbare Mahnung der Exiliraner, die offenbar noch immer hofften, ihr Land mit deutscher Hilfe befreien zu können, an ihre Verbündeten – aber darüber, daß es an „ernsthaften Anstrengungen“ für die militärischen Organisationen (im Hinblick auf die Rückkehr nach Iran – I.I.) mangle und daß Waffen und Munition noch nicht eingetroffen seien. Auch zum Fall Heydar Hân hätten sie sich geäußert; er habe bisher fast nichts erreicht. Einige Tage später übergab das PK dem Auswärtigen Amt ohne Kommentar die

Übersetzung eines Telegramms von Noubari⁷⁰, wonach „die Sache Haidar Khans“ kein Ergebnis gebracht habe und dieser nun abreisen wolle.

Am 21. Juli 1916 schrieb der deutsche Botschafter in Istanbul, Paul Graf v. Wolff-Metternich, nach Berlin, daß sich nach drei anderen (PK-Missionen angehörenden) Iranern auch Heydar Hân bei der Botschaft gemeldet und um Unterstützung dafür gebeten habe, mit dem Balkanzug nach Berlin zurückkehren zu dürfen.⁷¹ Er habe behauptet, sein Auftrag sei lediglich gewesen, „sich bei der Bildung, Einexerzierung und Führung der persischen Truppen zu betätigen“. Dies sei jedoch „infolge des Verlaufes der Ereignisse, insbesondere infolge Ausbleibens der versprochenen Waffen und Munition(,) unmöglich geworden“. Auf Wunsch von Goltz habe er diesen noch eine Zeitlang in Iran betreffenden Fragen beraten. Nun aber bleibe ihm nichts anderes übrig, als nach Berlin zurückzukehren und Bericht zu erstatten. Wenn es keine weitere Verwendung für ihn gäbe, beabsichtige er, seine Studien in der Schweiz fortzusetzen.

So weit die vermutlich korrekte Wiedergabe der Begründung Heydars für seinen Wunsch, nach Berlin zu reisen. Die von ihm (und den drei PK-Mitgliedern) angeführten Tatsachen würdigte Metternich nicht. Vielmehr gab er pauschal folgende, auf Vermutungen und Halbwahrheiten beruhende Erklärung für den Reisewunsch der Iraner: Die „jungen Nationalisten“ hätten nun erkannt, daß „ihre Kräfte und Fähigkeiten der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen waren ... Diese jungen Leute, die bei Kriegsausbruch meist schon einige Jahre im Ausland gelebt hatten, in ihrer Heimat daher kaum bekannt waren, geschweige denn soviel Ansehen genossen, um dort irgend welchen politischen Einfluß ausüben zu können, mussten naturgemäss (ein) Fiasko erleiden, falls sie mehr und höheres erstrebten, als lediglich unter den an Ort und Stelle schon vorhandenen führenden Persönlichkeiten einfache Handlangerdienste zu tun.“ Abgesehen davon seien sie auch mit ihrer europäischen Bildung und ihren Ansprüchen für solche Dienste viel weniger geeignet gewesen als junge, mit den lokalen Verhältnissen besser vertraute „Hilfskräfte“ vor Ort, an denen es sowohl den „persischen Führern“ als auch „unseren Beamten, Offizieren und Vertrauensleuten in Persien und Bagdad“ nicht gefehlt haben dürfte. Die Anwesenheit der „persischen Nationalisten“, die wegen der ihnen „von amtlicher deutscher Seite gewährte(n) Protektion“ geglaubt hätten, Anspruch auf „besondere Behandlung“ zu haben, sei nicht allein den Türken „nicht genehm“ gewesen, sondern „auch vielfach, wie ich gelegentlichen Äusserungen unserer Offiziere und Beamten entnehme, von den deutschen Stellen selbst als störend empfunden“ worden. Mit Sicherheit wünsche man in Bagdad nicht, daß die Nationalisten dorthin zurückkehren.

Das alles bedeutete keineswegs, daß Heydar Hân problemlos abreisen konnte. Zunächst mußte er, wie Metternich berichtete, beim deutschen Militärbevollmächtigten in Istanbul um Erlaubnis dafür nachsuchen. Dieser habe nach Einholung von Stellungnahmen anderer deutscher Militärs schließlich sein Einverständnis erklärt für den Fall, daß Heydar die Kosten selbst bestreite. Nun erbat Metternich Weisung vom Auswärtigen Amt.⁷² Die auch von Nadolnys Nachfolger als Chef der Sektion Politik Berlin des Generalstabs⁷³, Hauptmann Dietrich v. Hülsen, zur Kenntnis genommene, mit dem PK besprochene Antwort lautete, daß Heydar (und verschiedene andere Iraner) das Eintreffen eines „demnächst abreisenden Vertreters hiesiger Per-

ser“ abwarten möge, der die fraglichen Angelegenheiten regeln werde.⁷⁴ Dieser Vertreter war ‘Ezzatollāh Hedāyat, der sich Ende August nach Istanbul begab.⁷⁵

Inzwischen waren osmanische Truppen erneut auf iranisches Territorium vorgestoßen, und Neẓām es-Saltāneh, dem es mit türkischer Hilfe gelungen war, seine Position unter den emigrierten iranischen Nationalisten zu stärken, hatte sich von Bagdad nach Kermanschah begeben. Mit türkischer und deutscher Unterstützung verwaltete er die besetzten Gebiete. Gleichzeitig oblag es ihm als nominellem militärischem Oberbefehlshaber dort, iranische Truppen aufzustellen.⁷⁶ Diplomatischer Vertreter Deutschlands bei Neẓām wurde (in der Stellung eines Geschäftsträgers) Nadolny, der nun nach Mitteilung Metternichs⁷⁷ vorschlug – sei es, was wenig wahrscheinlich ist, aus Unkenntnis, sei es, um Heydar Hān hinzuhalten –, diesem anheimzustellen, seine Dienste Neẓām direkt anzubieten. Dies habe Heydar jedoch abgelehnt, „da er sich von direkten Schritten bei dem ihm anscheinend nicht wohlgesinnten Nizam keinen Erfolg verspricht“. Zudem habe Heydar Hān, „auch nach Eindruck Hedāyats überhaupt nicht die Absicht, nach Persien zurückzukehren“. Hedayat schlage nach Lage der Dinge vor, ihn „vorläufig nach Berlin reisen zu lassen, da sein weiteres Verbleiben in Konstantinopel unerwünscht sei“. In einem späteren Schreiben⁷⁸ teilte Metternich mit, daß Heydar – möglicherweise, um den von den Deutschen diktierten Spielregeln Genüge zu tun und sein Ziel umso schneller zu erreichen – um Vermittlung und Fürsprache Nadolnys bei Neẓām gebeten habe. Gleichzeitig äußerte der Botschafter die Vermutung, daß „Herr Nadolny mit Rücksicht auf die wenig erfreuliche Rolle, die Haidar Khan nach allen bisherigen Berichten in Persien gespielt hat, es ablehnen wird, zu seinen Gunsten einzutreten“.

In Berlin hatte man sich inzwischen bemüht, den Aufenthalt Heydars hier zu regeln. Wesendonk hielt in einer G(ehorsamen) A(nzeige) vom 18. September⁷⁹ fest, daß Taqīzādeh erklärt habe, Heydar Hān solle hier Elektrotechnik studieren. Und: „Seine Rückkehr in die Schweiz kann nicht in Frage kommen.“ Falls dies ebenfalls eine Äußerung Taqīzādehs und nicht nur die Meinung Wesendonks wiedergibt, ist anzunehmen, daß Taqīzādeh die Aussage zur Beruhigung der deutschen Seite getroffen hatte, vielleicht auch dazu gedrängt worden war.⁸⁰ Kurz darauf erhielt der deutsche Botschafter in Istanbul grünes Licht für die „Abschiebung“ (sic!) Heydars.⁸¹

Bald nach seiner Ankunft in Berlin⁸² schickte Heydar Hān zwei Briefe und ein Telegramm nach Petersburg (wahrscheinlich an Verwandte⁸³) und einen Brief nach Baku⁸⁴, zu denen der Zensor eine kurze Inhaltsangabe lieferte und bemerkte, daß sie wahrscheinlich nichts Politisches enthielten, „es sei denn, daß über den Sinn der harmlosen Sätze Bestimmtes vorher vereinbart worden ist“. Weitere Briefe an dieselben Adressaten⁸⁵ folgten, wobei Heydar als seinen Aufenthaltsort teils Lausanne, teils gar keinen Ort angab – offensichtlich, um die russische Zensur zu täuschen. Denn diese Briefe lagen in einem Umschlag, der in einem Brief an den in der Schweiz lebenden, mit Taqīzādeh in Verbindung stehenden Maḥmūd Afšār (1894-1983) enthalten war. Selbstverständlich wurden auch diese Briefe Heydars zensiert, diesmal mit der Folge, daß sie nicht weitergeleitet wurden. Interessant ist, daß Heydar ankündigte, er werde nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus (!) nach Petersburg bzw. Baku kommen.

„Beste Behandlung“, die Heydar Hān nach Aussage des Auswärtigen Amtes in Deutschland genoß⁸⁶, konnte ihn also nicht bestimmen zu bleiben. Er wollte über

die Schweiz nach Rußland reisen. Anfang März 1917 berichtete Wesendonk⁸⁷, Hedayat habe (natürlich im Auftrag des PK – I.I.) angefragt, ob Heydar sowie der „bekannte persische Dichter“ Ebrāhīm Pūrdāwūd (1886-1968)⁸⁸ „nach der Schweiz entlassen werden könnten“. (Heydar wird von Wesendonk hier charakterisiert als ein „während der Verfassungskämpfe ... bekannter Bandenführer“. Goltz habe ihn nach Bagdad berufen. Seine „weitschweifenden militärischen Pläne“ seien „undurchführbar“ gewesen.) Aber, so Wesendonk: „Beide an sich durchaus einwandfreie Persönlichkeiten würden in der Schweiz Schaden stiften, weil sie der Ansicht sind, Deutschland habe Persien gewissermaßen im Stich gelassen.“ Aus diesem Grunde dürften sie Deutschland während des Krieges nicht verlassen. Hedāyat sei in diesem Sinne verständigt worden.

Nun nahm Taqīzādeh sich persönlich des Ausreisewunsches seines alten Mitkämpfers an und führte einen (bis dahin nicht erwähnten) Diabetes Heydar Ḥāns sowie – im Jahre 1917 durchaus glaubhaft – daraus resultierende Ernährungsschwierigkeiten in Deutschland ins Feld. Taqīzādehs Intervention hatte Erfolg: Nach einer Randbemerkung Wesendonks war, nachdem Heydar „so lange (ca. ein halbes Jahr! – I.I.) in Berlin lebt, ... von hier aus gegen seine Übersiedlung nach der Schweiz wohl nichts einzuwenden“. Eine Anfrage über die deutsche Botschaft in Istanbul⁸⁹ ergab, daß auch Nadolny und General Gressmann⁹⁰ nichts dagegen hatten⁹¹. Taqīzādeh wußte noch nichts von dieser Stellungnahme, als er sich am 5. April im Namen des PK erneut an das Auswärtige Amt wandte.⁹² Noch einmal verwies er eindringlich auf den schlechten Gesundheitszustand Heydar Ḥāns. Dieser beabsichtige, angesichts der „Schwierigkeiten der gegenwärtigen Situation“ Deutschland zu verlassen. Das PK sei im Wissen um die Gründe mit dem Reiseplan Heydars vollkommen einverstanden. Der Brief schließt mit einer vom Stil sonstiger Schreiben des PK abweichenden, außerordentlich dringlichen Bitte an den Minister des Auswärtigen, Heydar in Fragen des Passes, der Visa usw. zu unterstützen. Laut Randbemerkungen Wesendonks wurden entsprechende Schritte umgehend eingeleitet, und Taqīzādeh wurde davon verständigt, daß der Ausreise Heydars entsprechend der Antwort Nadolnys „keine Bedenken mehr entgegenstehen“.

Mitte April ging ein Schreiben an den deutschen Gesandten in Bern, Gisbert v. Romberg⁹³, in dem dieser gebeten wurde, dem (zur Beobachtung von Orientalen in die Schweiz entsandten) Heinrich Jacoby (Direktor der Persischen Teppich-AG und Mitglied der NfdO) von der baldigen Ankunft des „schwer zuckerkrank(e)“ Heydar Ḥān zu verständigen. Goltz habe ihn seinerzeit nach Bagdad berufen. Von dort sei er „missgestimmt“ nach Deutschland zurückgekehrt, da sich – so wieder die verkürzte, die aktive Rolle der deutschen Seite außer acht lassende Darstellung – „seine phantastischen militärischen Pläne als undurchführbar erwiesen“. Am Schluß des Briefes steht die Empfehlung zu beobachten, ob Heydar „sich in der Schweiz in politischer Hinsicht ruhig verhält oder ob er sich dort gegen Deutschland und die Türkei aussprechen wird“.

Romberg wandte sich besorgt direkt an Reichskanzler Theobald v. Bethmann Hollweg⁹⁴: Zwar verfüge Heydar Ḥān nicht über aktuelle politische oder militärische Nachrichten von Bedeutung, doch dürfte er „mancherlei erfahren haben, was für unsere Gegner von Interesse ist und was im neutralen Auslande ... nicht bekannt werden sollte“. Auch würde er sich sicher „nicht in einem für uns günstigen Sinne“ äußern. Schließlich solle er früher zur Pariser Börse Beziehungen gehabt haben, so

daß er bald „Führung mit der Entente haben“ würde. „Derartige für uns unbequeme Elemente sind in der Schweiz bereits in grösserer Anzahl vorhanden. Durch eine Überwachung sind sie nicht unschädlich zu machen“, in Deutschland dagegen „mit Leichtigkeit“. Daher sei zu bedenken, ob Heydar nicht doch weiter in Deutschland zurückgehalten werden solle.

In Berlin zeigte man sich aber nicht geneigt, darauf einzugehen. In dem Antwortschreiben des Auswärtigen Amtes⁹⁵, das auch von Hülsen gebilligt worden war, wurde dem Gesandten erklärt, daß man Heydar Hān die nach langem Zögern erteilte Ausreiseerlaubnis nicht einfach wieder entziehen könne, zumal er schwer leidend sei und in Deutschland nicht die Möglichkeit habe, sich entsprechend zu ernähren. Außerdem werde Heydar in der Schweiz auf eigene Kosten leben, was er in Deutschland nicht könne. Falls er wegen seiner Zurückhaltung in Deutschland sein Vermögen verlieren sollte, müßte er hier sogar dauernd unterstützt werden. Die von Romberg vorgebrachten Bedenken hinsichtlich der zu erwartenden politischen Aktivitäten Heydars in der Schweiz versuchte man zu zerstreuen: Dessen „Verstimmung (sic!) über den Misserfolg seiner Mission“ habe sich „inzwischen anscheinend wieder gelegt“, und „seine hiesigen persischen Freunde“ hätten „in jeder Weise beruhigend“ auf ihn eingewirkt. Das aus der Zeit seines Aufenthalts in Mesopotamien stammende Wissen sei veraltet. Und – besonders beruhigend: Heydar wolle in der Schweiz zunächst ein Sanatorium aufsuchen.

Doch es kam anders: Mitte Mai 1917 erklärte Heydar Hān, daß er statt in die Schweiz lieber nach Dänemark gehen wolle, da er von dort besser mit seinen Angehörigen korrespondieren und von ihnen Geld erhalten könne.⁹⁶ Im Auswärtigen Amt war man offensichtlich erleichtert⁹⁷, daß der ungeliebte ehemalige Kombattant nicht die zahlreichen „unbequemen Elemente“ in der Schweiz verstärken würde, und hinterfragte den neuen Reisewunsch Heydars nicht. Vielmehr tat man schnell das Erforderliche, um ihn zu realisieren.⁹⁸

Anmerkungen

- 1 Eigentlich Heydar Čerāg-Barqī (Tariverdiev). Die Aufarbeitung der Zeit seiner Kooperation mit den Deutschen erscheint auch deshalb wichtig, weil in der iranischen Nationalbiographie von Mehdī Bāmdād, *Šarḥ-e ḥāl-e reğāl-e ĩrān dar qarn-e dawāzdahom va sīzdahom wa čahārdahom-e heğrī*, Teheran 1966 (1345), Bd. 1, S. 471, teils verschwommene, teils unrichtige Angaben zu dieser Zeit im Leben Heydar Hāns gemacht werden. Michael Jennings Lustig, *The Muhajarat and the Provisional Government in Kirmanshah 1915-1917: Conflict and Cooperation between the First Political Parties in Iran and their Participation in the National Liberation Movement during the First World War*. Diss., New York 1987, S. 138f., führt Aussagen verschiedener iranischer Autoren zur Tätigkeit Heydars während des Ersten Weltkriegs an und stellt die Frage, ob er Mitglied des PK war. Lustig hat kein deutsches Archivmaterial benutzt, was er ausdrücklich bedauert (S. 14).
- 2 Taqīzādeh tritt oft unter dem Decknamen „S. Hassan“ auf.
- 3 Zum letzten Punkt vgl. Lustig, a.a.O., S. 139.
- 4 Näheres zum Programm sowie zu Möglichkeiten und Grenzen einer Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reich und zur Möglichkeit eines Kompromisses der iranischen Nationalisten mit Rußland und Großbritannien vgl. in dem demnächst erscheinenden Artikel von Ilse Itscherenska, *Das Programm des Berliner Persischen Komitees vom März 1915. Exiliraner im Spannungsfeld zwischen nationalen Interessen und internationalen Gegebenheiten*. In: *asien, afrika, lateinamerika*, Berlin 27(1999)5.

- 5 Bekannte Ortsnamen werden in der im Deutschen üblichen Schreibweise wiedergegeben.
- 6 Vgl. Programm des PK im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes Bonn, demnächst Berlin (PArchAAB), R 21037, Bl. 37a, S. 7, 17. Ein Teil des Programms ist bei Ulrich Gehrke, *Persien in der deutschen Orientpolitik während des Ersten Weltkrieges*, Stuttgart 1960, Bd. 2, S. 312-314, abgedruckt. Die Arbeit wird auch heute noch allgemein als maßgeblich betrachtet. Gehrke behandelt das PK nur am Rande.
- 7 Vgl. PArchAAB, R 21034, Bl. 22.
- 8 Für diesen Wunsch und eine Weisung des Auswärtigen Amtes an die deutsche Botschaft in Constantinopel vom 25.1.15, Heydar von Taqizādehs Ankunft in Berlin zu verständigen, vgl. ebenda, Bl. 78f.
- 9 Vgl. ebenda, Bl. 77. (In diesem Band springt die Numerierung nach Blatt 87 zurück.)
- 10 Vgl. ein Schreiben Max v. Oppenheims (erster Leiter und Spiritus rector der NfdO) vom 30.1.15 (ebenda, R 21035, Bl. 75f.) sowie eine Anfrage des inzwischen gebildeten PK vom 22.3.15 (ebenda, R 21038, Bl. 102). Die Bitte Taqizādehs Anfang Februar 1915 an den von Berlin nach Den Haag gereisten ‘Ezzatollāh Hedāyat, sich in Istanbul nach der Abreise eines namentlich nicht genannten Mannes zu erkundigen, dürfte sich ebenfalls auf Heydar beziehen. Vgl. ebenda, R 21035, Bl. 69f.
- 11 Für einen entsprechenden Hinweis des PK-Mitglieds Noubarī aus Istanbul vgl. ebenda, R 21042, Bl. 26; für die Mitteilung einer Kontaktadresse in Genf durch Taqizādeh an das Auswärtige Amt ebenda, Bl. 128; für eine Mitteilung über die Ankunft Heydar Hāns in Genf in einem Privatbrief ebenda, Bl. 133, Randbemerkung; für die Mitteilung des PK-Mitglieds Kāzemzādeh aus Teheran an Taqizādeh vom 3.6.15, daß Heydar in Genf postlagernd zu erreichen sei, ebenda, R 21043, Bl. 91.
- 12 Vgl. ebenda, R 21042, Bl. 147.
- 13 Vgl. ebenda, Randbemerkung.
- 14 Vgl. ebenda, R 21043, Bl. 28f. Nach einer Notiz Wesendonks vom 26.5. hatte Taqizādeh gerade einen Brief von Nawwāb erhalten, um den er sich ebenfalls von Anfang an bemüht hatte. Demnach sollte Nawwāb nach Genf kommen, wo Taqizādeh ihn treffen und bei dieser Gelegenheit auch mit Heydar sprechen wollte. Vgl. ebenda, R 21042, Bl. 160. Das Treffen mit Nawwāb hat nach einer Randbemerkung vom 15.6.15 (vgl. ebenda) stattgefunden. Zur Reise Ḥakīms nach Berlin vgl. ebenda, R 21043, Bl. 30.
- 15 Vgl. ebenda, R 21044, Bl. 82.
- 16 Vgl. ebenda, Bl. 95. Eine Randbemerkung besagt, daß die Antwort mit dem PK-Mitglied Hedāyat besprochen wurde.
- 17 Für das aus Bagdad kommende, am 28.8.15 eingetroffene Telegramm Noubarīs vgl. ebenda, R 21047, Bl. 193, für die von Hedāyat übergebene Inhaltsangabe eines Telegramms von Kāzemzādeh durch das PK vom 9.9.15 R 21048, Bl. 105.
- 18 Diese Daten und einige andere sind entnommen aus Yann Richard, *Répertoire prosopographique de l’Iran moderne „Reḡāl“*, Iran, 1800-1953. An dem Nachschlagewerk wird noch gearbeitet. Herr Richard gestattete der Verfasserin freundlicherweise, in die bis September 1999 zusammengestellten Angaben Einblick zu nehmen.
- 19 Vgl. PArchAAB, R 21047, Bl. 194; ebenda, R 21049, Bl. 138.
- 20 Näheres vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 60ff., 64ff., 111ff.
- 21 Heydar Hān war zusammen mit Mīrzā Moḥammad Hān aus Paris gekommen, und beide reisten zusammen weiter.
- 22 Der bisherige Gesandte Howānes Hān Mosā‘ed es-Saltāneh, ein Armenier, galt den Deutschen als „nicht vertrauenswürdig“.
- 23 Vgl. PArchAAB, R 19155, Ges. an AA, Bern, 22.10.15; ebenda, St.S. an Ges. Bern, 23.10.15; ebenda, Ges. an AA, Bern, 25.10.15. Wahrscheinlich trafen die Iraner am 27.10. in Berlin ein. Bei der Einreise wurden zunächst zwei Gepäckstücke der beiden Begleiter Nawwābs zurückgehalten. – Vgl. ebenda, U.St.S. an Ges. Karlsruhe, 4.11.15 und ebenda, Ges. Karlsruhe an Min. der AA, 11.11.15.
- 24 Vgl. ebenda, R 19174. Das Papier ist vom 4.11.15 datiert. Wie viele ähnliche Schriftstücke ist es nicht unterschrieben und an keinen Adressaten gerichtet.
- 25 In einem Telegramm des Auswärtigen Amtes an die deutsche Botschaft in Constantinopel vom 10.11.15 wird im Zusammenhang mit der Empfehlung Heydars außer den „persischen Nationalisten“ (des PK) nur Nawwāb genannt, der, wie erwähnt, über die Schweiz aus Paris

- nach Berlin gekommen war. Vgl. ebenda.
- 26 Die Hoffnung Heydars auf die iranische Kolonie in Istanbul gründete sich offensichtlich auf deren revolutionäre Tradition. Zu ihrer Rolle während der Konstitutionellen Revolution vgl. Pardis Minuchebr, *Homeland from Afar: The Iranian Diaspora and the Quest for Modernity (1908-1909). The Constitutional Movement within a Global Perspective*. Diss., New York 1998, S. 53ff.
- 27 Dort wurden, wie Nadolny in seiner postum erschienenen Autobiografie schrieb, „alle Unternehmungen im Auslande, die der Unterstützung unserer Kriegsführung dienten, vereinigt“. Alle von Wesendonk ausgehenden Erlasse seien ihm zur Kenntnisnahme vorgelegt worden. Vgl. Rudolf Nadolny, *Mein Beitrag*, Wiesbaden 1955, S. 40, bzw. die auch an dieser Stelle leicht veränderte, von Günter Wollstein herausgegebene Ausgabe: *Mein Beitrag. Erinnerungen eines Botschafters des Deutschen Reiches*, Köln 1985, S. 85.
- 28 Für beide Äußerungen vgl. Randbemerkungen auf dem Schreiben des PK vom 4.11.15, a.a.O.
- 29 Vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 181ff. und Bd. 2, S. 318f.
- 30 Vgl. PArchAAB, R 19174, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, 10.11.15.
- 31 Vgl. ebenda, R 19175, Botsch. an AA, Pera, 17.11.15.
- 32 Das genaue Datum der Abreise ist unklar. Vgl. R 19175, PK an Hadji Ismail Amir-Khizi, 25.11.15, wonach Heydar schon abgereist war, sowie ein von Taqizādeh unterzeichnetes Schreiben des PK vom 25.11.15 (ebenda, R 19176), in dem gebeten wurde, Heydar so bald wie möglich 5000 Mark für die Reise von Berlin bis Mossul einschließlich der Ausgaben für zwei Moğāhedīn, die Heydar von Istanbul nach Mossul mitnehmen wolle, zur Verfügung zu stellen. Wesendonk fragte in einer Randbemerkung, ob der nach seiner Meinung angemessene Betrag für den „zur Zeit in Berlin“ befindlichen Heydar bewilligt werden dürfe, was Unterstaatssekretär Arthur Zimmermann noch am selben Tag bejahte. In einer weiteren Randbemerkung bat Wesendonk nun den Mitarbeiter der NfdO Herbert Mueller, 5000 Mark für das PK zu überweisen. Danach erhielt Nadolny den Antrag zur Kenntnisnahme. Ein Telegramm des Auswärtigen Amtes an die Botschaft in Constantinopel vom 26.11.15 (auf Bl. Botsch. an AA, 17.11.15) besagt, daß Heydar nun abreise, nach seiner Ankunft in Istanbul bei der deutschen Botschaft vorsprechen werde und (wohl in Berlin) Reisegeld bis Mossul erhalte.
- 33 Unter den Demokraten, die Teheran verließen, befand sich auch der Leiter der Teheraner PK-Mission Kāzemzādeh.
- 34 Näheres vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 203ff.; Lustig, a.a.O., S. 183ff.; Iraj Tanhaten Nasseri, *The Muhājīrat and the National Government of Kermanshah 1915-1917*. Diss., Edinburgh 1980, S. 216ff.
- 35 Amīr Hīzī war während der Konstitutionellen Revolution eine Zeitlang Sekretär und Berater des Moğāhedīnführers Sattār Hān.
- 36 Vgl. PArchAAB, R 19175, PK an Hadji Ismail Amir Khizi, 25.11.15.
- 37 Vgl. ebenda, R 19176, Botsch. an AA, Pera, 1.12.15, von Ges. Persien, 27.11.15. (Der deutsche Gesandte, Heinrich XXXI. Prinz v. Reuß j.L., befand sich mit den Mohāgerīn in Ghom.)
- 38 Vgl. ebenda, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, 2.12.15. Laut einer Randbemerkung wurde der Inhalt des Telegramms mit Hedāyat besprochen.
- 39 Vgl. ebenda, PK, 30.11.15 bzw. U.St.S. an Botsch. Constantinopel 2.12.15.
- 40 Vgl. ebenda, R 19177, Botsch. an AA, Pera, 17.12.15.
- 41 Vgl. *Der Tag*, Berlin, 17.12.15, in: Ebenda, sowie eine Notiz Wesendonks vom 19.12.15 auf demselben Blatt.
- 42 Vgl. ebenda, R 19157, Botsch. an AA, 30.1.16 (v. Goltz, Bagdad, 24.1.16). Die Mitteilung vermittelt keineswegs den Eindruck, daß die Pläne Heydars, wie Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 244, zusammenfassend einschätzt, „kein Vertrauen erweckten“. Taqizādeh teilte dem Auswärtigen Amt am 29.1.1916 mit, daß Heydar bei Goltz in Bagdad eingetroffen sei. – Vgl. PArchAAB, R 19157, Notiz Wesendonk. Vgl. auch Botschaftsrat an AA, Pera, 2.2.16, von Hadschi Djemal, Bagdad für S. Hassan, ebenda.
- 43 In einigen Gebieten im Süden und Osten Irans konnten sich die mit den Deutschen kooperierenden großenteils unter dem Einfluß der dortigen Komitees der Demokraten stehenden Kräfte länger behaupten, wurden jedoch vom Westen abgeschnitten.
- 44 Einige deutsche Militärs und Diplomaten waren hinsichtlich der weiteren Rolle Irans skepti-

- scher.
- 45 Vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 218f., 234f., 237f., Bd. 2, S. 242f., Anm. 43, 44.
- 46 Nähere Angaben vgl. ebenda, Bd. 1, S. 216f. und für den Text des Vertrages sowie über Annexe ebenda, Bd. 2, S. 334ff.
- 47 Mit den Vorschlägen vom 4.11.15 dürfte der in dem Schreiben des PK zusammengefaßte Plan und seine Bedingungen gemeint sein. Vorschläge Heydars vom 1.12.15 sind in den Akten nicht zu finden. Vielleicht waren darin die in dem PK-Papier vom 4.11. für den Fall der Zustimmung der deutschen Stellen angekündigten Konkretisierungen enthalten. Das PK hätte sie dann erst kurz nach der Abreise Heydars übergeben.
- 48 Vgl. die dem PK-Programm vom März 1915 beiliegende Aufstellung der Personal- und Sachkosten in PArchAAB, R 21037, Bl. 37/2-37/5 sowie den zwischen Neẓām es-Saltāneh und Kanitz ausgehandelten Vertrag vom Dezember 1915, a.a.O..
- 49 Vgl. PArchAAB, R 19157, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, 1.2.16.
- 50 Vgl. ebenda, Abschrift: Lossow an Generalstab Sektion Politik Berlin, 2.2.16; ebenda, Sektion Politik Berlin des Generalstabs an AA, 2.2.16.
- 51 Vgl. ebenda, R 19181, PK, 11.3.16. Das Papier ist nicht unterschrieben. Nadolny, der gebeten wurde, sich dazu zu äußern, vermerkte am Rand, wie man damit umgehen sollte.
- 52 Wahrscheinlich Ġamālẓādeh und Noubarī. Vgl. ebenda, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, für Goltz, 16.3.16.
- 53 Vgl. ebenda sowie R 19182, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, für Goltz, 1.4.16.
- 54 Vgl. ebenda, R 19158, Hassan an Legationssekretaire (v. Wesendonk), 15.3.16 und ebenda, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, für Goltz, für Djemal sade, 16.3.16.
- 55 Vgl. ebenda, R 19159, Bericht Kāẓemẓādehs vom 11.3.16 (pr. 18.5.16) in deutscher Übersetzung von Oskar Mann (besonders S. 7f., 10ff.). Dieser Bericht ist auch bei Gehrke, Bd. 2, a.a.O., S. 366ff. abgedruckt, allerdings ohne die Heydar betreffende Anlage. Im folgenden wird nach der Übersetzung Manns zitiert, weil Gehrke beim Abdruck derartiger Berichte gelegentlich etwas wegläßt oder von sich aus zusammenfaßt.
- 56 Kāẓemẓādeh nannte namentlich Mosāwāt sowie den (später in Qaṣr eingetroffenen) hochgeachteten Prinzen Soleymān Mīrẓā (Eskanderī).
- 57 Die Auseinandersetzungen unter den Mohāġerīn um die Hegemonie, wie sie sich in diesem Bericht Kāẓemẓādehs und anderen Berichten widerspiegeln, werden in einer späteren Veröffentlichung behandelt.
- 58 Vgl. dazu Kāẓemẓādehs Bericht vom 11.3.16, a.a.O., S. 2, 4f. Hervorhebungen hier und im folgenden im Original.
- 59 Vgl. PArchAAB, R 19158, Botsch. an AA, Pera, 25.3.16, von Dieckhoff, Bagdad, 19.3.16.
- 60 Dieckhoff sprach in diesem Zusammenhang sowohl von „persischen Nationalisten“, als auch von „persischen Demokraten“.
- 61 Vgl. PArchAAB, R 19159, Botsch. an AA, Pera, 12.5.16, von Ges. in Persien für AA, 2.5.16.
- 62 Vgl. Dieckhoffs Telegramm vom 19.3.16, a.a.O.
- 63 Ausführlichere Erörterungen über die Ursachen des Mißerfolgs der militärischen Kooperation in Berichten von PK-Mitgliedern werden in einer späteren Veröffentlichung behandelt.
- 64 Vgl. PArchAAB, R 19182, Dieckhoff an seine Eltern, Bagdad, 12.3.16. Der Brief wurde zensiert und nicht weitergeleitet.
- 65 Näheres dazu für die hier behandelte Zeit der Mission von Goltz vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 209, 217, 235, 248.
- 66 Vgl. ebenda, S. 220.
- 67 Vgl. ebenda, S. 170f.
- 68 Vgl. PArchAAB, R 19158, Hassan an Legationssekretaire (v. Wesendonk), 30.3.16 und Hassan an Nowbari und Djamalẓādeh, 30.3.16. Laut Vermerk wurde das Telegramm am 1.4.16 abgeschickt. Bei der Übersetzung und Deutung des schwer verständlichen persischen Textes in lateinischer Transkription hat A. Schirazi der Verfasserin geholfen. Die Randbemerkung Wesendonks, daß es sich um eine Aufforderung handelt, „alle Intriguen pp. zu unterlassen und den K. Ges. Vassel in jeder Weise zu unterstützen“ gibt in allgemeiner Form die deutsche Sicht auf den wahrscheinlichen Inhalt wieder. Vgl. auch die Mitteilung, daß die „persischen Nationalisten“ von ihren „hiesigen Freunden zur Ruhe ermahnt wurden“, in PArchAAB, R 19182, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, für Goltz, 1.4.16.
- 69 Vgl. PArchAAB, R 19182, PK, 3.5.16.

- 70 Vgl. ebenda, R 19159, PK, 6.5.16.
- 71 Vgl. ebenda, R 19161, Botsch. an Reichskanzler, Therapia, 21.7.16.
- 72 Vgl. ebenda, Botsch. an AA, Therapia, 20.8.16.
- 73 Die Bezeichnungen für die Sektion wechselten im Laufe des Krieges.
- 74 Vgl. PArchAAB, R 19161, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, 22.8.16.
- 75 Vgl. ebenda, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, 24.8.16. Zur Rückkehr Hedâyats vgl. ebenda, R 19162, Botsch. an AA, Therapia, 21.9.16.
- 76 Näheres vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 249ff., 271ff.; Lustig, a.a.O., S. 259ff. Ende Februar 1917 mußten Neẓâm und die Mohāġerîn, sofern sie nicht untertauchten, sich dem Rückzug der türkischen Truppen anschließen und Iran verlassen.
- 77 Vgl. PArchAAB, R 19161, Botsch. an AA, Therapia, 13.9.16.
- 78 Vgl. ebenda, R 19162, Botsch. an AA, Therapia, 24.9.16.
- 79 Vgl. ebenda, G.A. Wesendonk 18.9.16. Die G.A. wurde auch Eugen Mittwoch, dem Leiter der NfdO, zur Kenntnis gebracht.
- 80 Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Randbemerkung Wesendonks auf dem Begleitschreiben der deutschen Ges. Bern vom 18.10.16 zu einem Bericht Jacobys über den Iraner Hoseyn ‘Alî Faṭḥ es-Saltāneh: Dessen (äußerst kritisches) Urteil (über Deutschland und sein Vorgehen in Iran) decke sich mit dem zahlreicher anderer Iraner, die seinerzeit aus Bagdad abgereist seien. Wie dieser in die Schweiz gelangt sei, „ist hier unbekannt. Wir sollten jedenfalls keinen der Nationalisten dorthin lassen.“ Jacoby hatte in seinem Bericht konzediert, daß der Iraner Grund zu kritischen Bemerkungen gehabt haben könnte. Doch sei es „nicht erwünscht, daß er diese hier in neutralem Lande macht“. Und: „Wäre es deshalb nicht angezeigt, daß man ihn in Deutschland zurückhält, wo er sich jetzt befinden dürfte?“ ‘Alî Faṭḥ es-Saltāneh konnte indes von Deutschland aus in seine Heimat in der Nähe von Hamadan zurückreisen, nachdem die Türken in den Westen Irans zurückgekehrt waren. Vgl. PArchAAB, R 19162, Ges. an Reichskanzler, Bern, 18.10.16 und Anlage vom 15.10.16. Näheres zu Hoseyn ‘Alî Faṭḥ es-Saltāneh vgl. ebenda, R 19161, Ges. an Reichskanzler, Bern, 8.9.16 mit Anlagen vom 29.8.16 und 7.9.16.
- 81 Vgl. ebenda, R 19162, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, 20.9.16. Die Mitteilung ging am 22.9. mit einem Feldjäger aus Berlin ab. Laut einer Randbemerkung wurde sie mit Taqîzādeh besprochen, der ankündigte, später Vorschläge zur weiteren Unterstützung Heydars zu machen. Wie diese aussahen, konnte nicht ermittelt werden.
- 82 Estmals erwähnt wurde die Anwesenheit Heydar Hâns in Berlin in den zu Rate gezogenen Akten des Auswärtigen Amtes in ein oder zwei Briefen Taqîzādehs an Iraner in Istanbul, die v. Wesendonk am 18.10.16 über das Chiffrierbüro, das die Briefe öffnete, an Eugen Mittwoch zur „Prüfung“ schickte. Mittwoch gab die Briefe an den Mitarbeiter der NfdO Sebastian Beck weiter, der am 21.10. eine Inhaltsangabe vorlegte. Vgl. PArchAAB, R 19162, Wesendonk an Chiffrierbüro und Mittwoch, 18.10.16. Die Inhaltsangabe befindet sich auf demselben und dem folgenden Blatt.
- 83 Ein Brief war an Musa Tariverdiev, ein Brief und ein Telegramm an (den Bruder?) Abbas Tariverdiev gerichtet. Der Empfänger des Briefes nach Baku war Mahmed Ali Rasul-Zade.
- 84 Vgl. PArchAAB, R 19162, Cossak an Mittwoch, 22.10.16. Die Schriftstücke landeten zunächst mit den in Anmerkung 82 erwähnten Briefen Taqîzādehs bei Beck, wurden dann aber, da sie in russischer Sprache geschrieben waren, Harald Cossak, ebenfalls Mitarbeiter der NfdO, zur Zensur übergeben.
- 85 Die russischen Briefe, die deutschen Inhaltsangaben, ein Begleitschreiben ‘Ezzatollāh Heydâyats an Legationssekretär (v. Wesendonk) zu dem Brief an Afšâr mit der Bitte um Weiterbeförderung vom 7.12.17 sind als Anlage zu einer G.A. Mittwochs vom 16.2.17 zu finden in PArchAAB, R 19164. In einer Randbemerkung auf der G.A. empfahl v. Wesendonk, die Sendung anzuhalten. Das erklärt, warum die russischen Briefe Heydars ebenso wie ein französisch geschriebener Überweisungsauftrag an die Nationale Diskontobank in Paris zugunsten von Musa Tariverdiev in Petersburg im Original vorliegen. Ein Brief Heydars ist vom 26.12.1917 (offensichtlich irrtümlich, wie auch der Zensor bemerkte, für 1916), ein anderer vom 8.2.1917, ein dritter gar nicht datiert.
- 86 Vgl. PArchAAB, R 19164, Dirigent an Ges. Bern, 16.4.17.
- 87 Vgl. ebenda, G.A. Wesendonk, 4.3.17.
- 88 Seine Erfahrungen im Dienst des PK werden in einer späteren Veröffentlichung behandelt.

-
- 89 Vgl. PArchAAB, R 19164, U.St.S. an Botsch. Constantinopel, für Ges. Persien, 30.3.17.
- 90 Gressmann war der Deutsche Bevollmächtigte für die Irakgruppe und vertrat die deutschen Interessen beim Oberkommando der VI. türkischen Armee, an die die Deutsche Irakgruppe angegliedert war. Vgl. Gehrke, Bd. 1, a.a.O., S. 259.
- 91 Vgl. PArchAAB, R 19164, Geschäftsträger an AA, Mossul, 3.4.17 (pr. 6.4.17).
- 92 Vgl. ebenda, PK, 5.4.17. Dem Schreiben ist ein ärztliches Attest über den Diabetes Ḥeydars und über die Notwendigkeit einer „besonders guten Ernährung“ beigelegt.
- 93 Vgl. ebenda, Dirigent an Ges. Bern, 16.4.17.
- 94 Vgl. ebenda, R 19165, Ges. an Reichskanzler, Bern, 24.4.17.
- 95 Vgl. ebenda, U.St.S. an Ges. Bern, 5.5.17.
- 96 Vgl. ebenda, G.A. Wesendonk v. 15.5.17.
- 97 Vgl. ebenda, U.St.S. an Sektion Politik Berlin des Generalstabs, 21.5.17.
- 98 Zur Regelung der Ausreiseformalitäten vgl. ebenda; zur Benachrichtigung des deutschen Ges. in Bern mit der Bitte, Jacoby entsprechend zu informieren, vgl. ebenda, U.St.S. an Ges. Bern, 21.5.17. Ḥeydar Ḥān gelangte in der Folgezeit nach Rußland, wurde von den Bolschewiki nach Zentralasien geschickt, trat in der Kommunistischen Partei Irans in Auseinandersetzung mit der linkssektiererischen Position Solṭānzādehs für eine realistischere Sicht ein, wurde mit dieser Orientierung Ende 1920 Sekretär eines neuen Zentralkomitees der KPI, wurde Mitglied der unter Führung des nationalen Revolutionärs Kūček Ḥān stehenden Regierung in der iranischen Provinz Gilan, geriet – im Hinblick auf den iranisch-sowjetischen Vertrag vom Februar 1921 – in Widerspruch zur offiziellen sowjetischen Außenpolitik einerseits und – im Kampf um die führende Rolle – mit Kūček Ḥān andererseits, wurde im Herbst 1921 ermordet.

Muslimische Kriegsgefangene in Deutschland im Ersten Weltkrieg – Ansichten und Absichten

Margot Kahleyss

„Wenn zwei Muslims einander mit dem Schwerte in der Hand gegenüberreten, so kommen sowohl der Tötende wie der Getötete in die Hölle. Demgemäß ist es den Muslims nicht erlaubt, sich gegenseitig zu bekämpfen, was auch zur natürlichen Folge hat, daß die Kriegsgefangenschaft unter ihnen verboten ist. Deutschland als unser Verbündeter behandelt Euch darum nicht als Gefangene, sondern als Gäste...“¹

Mit diesen Worten trat ein türkischer Prediger 1916 während der Feier eines islamischen Festes vor mehrere tausend muslimische Kriegsgefangene. Sie befanden sich in deutscher Gefangenschaft, in die viele von ihnen schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges geraten waren, hatten sie doch in den Armeen ihrer Kolonialherren an vorderster Front kämpfen müssen.

Eine Fotoserie aus dem Berliner Museum für Völkerkunde bildete den Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der Hintergründe dieser Gefangenschaft und für die Klärung von Fragen der damaligen Lebenssituation dieser Gefangenen unterschiedlichster Nationen, Religionen und Kulturen sowie vor allem zur Erarbeitung von Methoden hinsichtlich der Nutzung von Fotografien als ethnohistorisches Quellenmaterial. Die Bearbeitung der Fotografien verfolgte damit verschiedene Zielrichtungen:

- die Rekonstruktion historisch-politischer Zusammenhänge mit Hilfe der Fotografien,
- eine Auseinandersetzung mit damaligen ethnologischen Standorten, Positionen und ethnologischer Praxis (an den Kriegsgefangenen wurden auch entsprechende Untersuchungen durchgeführt),
- die Nutzung von Fotografie als ethnohistorisches Primärquellenmaterial und damit die Erarbeitung von entsprechenden Methoden sowie das Herausarbeiten von Wirkungsweisen visuellen Materials. Dieser Aspekt wird im weiteren anhand ausgewählter Fotografien expliziert.

Im Zentrum der folgenden Ausführungen soll weniger die Darstellung der historischen Zusammenhänge stehen; vielmehr geht es darum, die Arbeit an und mit den Fotografien exemplarisch vorzustellen.

Fotografien als Quellenmaterial

Wir gehen mit Bildern meist unreflektiert um. Die hier vorzustellenden Aufnahmen sind ein sehr anschauliches Beispiel dafür, was Fotografien bedeuten und bewirken können oder zumindest bewirken wollen – und wie sie (auch wenn das bisher eher ungewöhnlich ist) als historisches Quellenmaterial in der Forschung nutzbar zu machen sind.

Im europäischen Wissenschaftsverständnis wurden lange Zeit verbale, schriftlich niedergelegte Äußerungen als primäre genuine Quellenmaterialien privilegiert und einer rationalen, objektiven und damit wissenschaftlichen Erschließung zugänglich erachtet. Zwar wurden im Zuge positivistischer Betrachtungsweisen auch Zeugnisse materieller Kultur, wie z.B. ethnographische Artefakte, als Quellen herangezogen, visuellem Material in Form von Fotografien jedoch lange Zeit kaum Aufmerksamkeit gewidmet, sieht man einmal von deren – häufig unkritischen Verwendung, z.B. als illustrative Beigaben zu historischen Studien, ab. Angeregt durch Arbeiten zur Kultur- und visuellen Anthropologie² sind in den letzten Jahren jedoch eine Reihe theoretischer und methodischer Ansätze entstanden, welche die Forschung *über* visuelles Material in den Mittelpunkt stellen und sich dabei insbesondere auf folgende Aspekte konzentrieren:

Fotografien werden als Zeugnisse selektiv wahrgenommener und perspektivisch dargestellter bzw. imaginerter Realität betrachtet. Die Existenz eines Beziehungsgeflechtes zwischen Fotograf, dem oder dem Dargestellten und dem Betrachter und die sich daraus ergebende Bedeutung der jeweiligen biographischen und kulturellen Hintergründe für die Bildinterpretation werden grundsätzlich anerkannt.

Theoretische Grundlagen für eine Methodik der quellenkritischen Interpretation visueller Materialien sind in der Entwicklung begriffen. Neben der Einordnung der fotografischen Zeugnisse in den historischen und kulturhistorischen Kontext sind dabei auch die (foto)technischen Entwicklungen zu berücksichtigen.

Im Hinblick auf den Stellenwert von Fotografien als historischem Quellenmaterial lassen sich zwei Ansätze differenzieren. Fotografien können zum einen für die Rekonstruktion historischer – und hier insbesondere (alltags)kultureller Zusammenhänge nutzbar gemacht werden. Dabei sind sie einer quellenkritischen Analyse zu unterziehen, im Zuge derer anderweitiges Quellenmaterial wie mündliche und schriftliche Überlieferungen, biographisches und autobiographisches Material, Zeugnisse materieller Kultur etc. vergleichend herangezogen wird. Dies erlaubt auch die Korrektur stereotyper Aussagen hinsichtlich der Bildmotive und -darstellungen. Fotografien lassen sich zum anderen aber auch für wissenschaftstheoretische und -historische Forschungen nutzen, deren Erkenntnisinteresse sich auf den subjektiv und kulturell geprägten Blickwinkel des Fotografen/des fotografierenden Ethnologen richtet, um davon ausgehend die Entwicklung und ideologische Ausrichtung einer wissenschaftlichen Disziplin wie z.B. der europäischen Ethnologie im historischen Längsschnitt zu untersuchen.

Einordnung des Materials in den historischen Zusammenhang

Eine geschlossene Serie von 136 Glasplatten und Glasdias zeigt Belegung und Lebenssituation in zwei Gefangenenlagern aus dem Ersten Weltkrieg, südlich von Berlin bei Zossen und Wünsdorf gelegen. In einem der Lager, dem „Weinberglager“ (auch „Mühlenlager“ genannt), wurden ca. 12 000 Muslime aus Rußland, vor allem Kasan-Tataren, aber in der ersten Zeit auch christliche Georgier und Armenier (sowie Franzosen) interniert. Im anderen Lager, dem sogenannten Halbmondlager für ca. 4000 Kriegsgefangene überwiegend islamischen Glaubens aus den Kolonien der Westmächte (also Großbritanniens und Frankreichs), befanden sich

neben Nord- und Westafrikanern Inder, unter ihnen auch Hindus und Sikhs. Insgesamt waren dort etwa 19 000 Kriegsgefangene interniert [vgl. *Fotos 1, 2*]. Beide Lager waren aufgrund einer politischen Entscheidung des Auswärtigen Amtes in Berlin bis Ende 1914 als Sonderlager eingerichtet worden:

„Die mohammedanischen, indischen und georgischen Kriegsgefangenen sind durch geeignete Behandlung und Propaganda derart zu beeinflussen, dass sie die Sache unserer Feinde verlassen, für jetzt und möglichst auch für die Zukunft unsere Anhänger werden und sich bereit erklären, für uns gegen unsere Feinde zu kämpfen“³

In den Lagern wurde also das Ziel verfolgt, diese Kriegsgefangenen als Verbündete und Mitstreiter der Deutschen zu gewinnen, nicht zuletzt, um die feindlichen Kolonialmächte der Entente in ihrem Vertrauen zu ihren Kolonien und zu ihren kolonialen Hilfstruppen zu erschüttern.⁴

Vor dem Hintergrund des deutschen Weltmachtstrebens war die „Niederringung Englands“ eines der wichtigsten deutschen Kriegsziele: Die Türkei sollte das von den Briten besetzte Ägypten als strategisch äußerst wichtiges Land erobern, und in Indien sollten Aufstände gegen die britische Herrschaft ausbrechen. Daneben sollten Frankreich und Rußland geschwächt werden, um einer gefürchteten „Einkreisung“ entgegenzuwirken, was man zu erreichen suchte durch „Landkrieg der Türkei gegen Rußland im Kaukasus; Revolutionierung der französischen Gebietsteile, Tunesien, Algerien und Marokko“⁵. Außerdem erhoffte man sich die „Erweckung deutschfreundlicher Gesinnung behufs Erlangung handelspolitischer Vorteile nach dem Kriege für das deutsche Reich“⁶.

Das mit Deutschland verbündete Osmanische Reich unterstützte dieses Vorgehen, um Freiheit für die islamischen Völker einzufordern bzw. die eigene Einflußnahme auf sie stärken zu können. Die Türkei trachtete danach, das nach den Balkankriegen 1912 und 1913 stark geschwächte Osmanische Reich zu konsolidieren. Dem lag allerdings weniger die Idee eines Panislamismus zugrunde als vielmehr das Streben nach einem großtürkischen Reich „Turan“. Der Kampf gegen die Kolonialmächte wurde jedenfalls als heilige Pflicht angemahnt.

Die Arbeit mit den muslimischen Gefangenen in Deutschland war Teil dieser politischen Strategien und schlug sich in entsprechender Propaganda nieder. Lagerzeitungen – darunter insbesondere die ab März 1915 im Zweiwochenrhythmus erscheinende „El Dschihad“ – sollten in den verschiedenen Sprachen der Gefangenen Propagandainhalte vermitteln; in den Lagern wurden u.a. deutsche und muslimische Propagandisten beschäftigt [vgl. *Foto 3*]. Insofern unterschieden sich die beiden Sonderlager in der Art der Behandlung der Gefangenen wesentlich von allen anderen Kriegsgefangenenlagern, wobei zu bedenken ist, daß es im Ersten Weltkrieg immerhin insgesamt 8,4 Millionen Kriegsgefangene gab, die – im Gegensatz zu den Gefangenen der Sonderlager – in keiner Weise an irgendwelchen Privilegien teilhaben konnten. Aber auch für die Gefangenen der Sonderlager standen diese „Privilegien“ unter dem Zeichen der Gefangenschaft, werden also als solche kaum wahrgenommen worden sein können.

Eine entsprechende intensive religiöse Betreuung der muslimischen Gefangenen schlug sich 1915 sogar im Bau der ersten Moschee zu kultischen Zwecken auf deutschem Boden nieder, die im Halbmondlager errichtet wurde [vgl. *Fotos 2, 20*].

Im Lager verstorbene Gefangene aller Nationen und Religionen wurden auf einem Soldaten- bzw. Ehrenfriedhof in der Nähe begraben. Die Reste der steinernen Grabmale mit arabischen, tatarischen, englischen und anderen Inschriften verbergen sich heute im Unterholz, sind aber teilweise noch gut lesbar.

Die uns vorliegenden das Lagerleben dokumentierenden Fotografien dürften in ihrer Geschlossenheit und Breite ein einmalig überliefertes Zeugnis jener historischen Ereignisse sein.

Das fotografische Material – der Fotograf

Als ich vor einigen Jahren im Zuge der Einrichtung eines nutzbaren Fotoarchivs im Völkerkundemuseum die besagte Foto-Serie fand⁷, war zunächst die einzige Information, daß sie als „Gefangenenlager“ betitelt und in klarer Strukturierung in einer Holzkiste verwahrt worden war. Die Aufnahmen waren auf einer beiliegenden Liste in vier Hauptgruppen mit fortlaufender Numerierung eingeteilt worden:

„I. Anlage des Lagers“ (mit sieben Aufnahmen zu Aufbau und Infrastruktur der beiden Kriegsgefangenenlager)

„II. Belegung des Lagers“ (mit 77 Aufnahmen, davon 54 vorhanden; Portraits einzelner Gefangener unterschiedlichster Nationalitäten und Ethnien aus beiden Lagern)

„III. Lagerleben“ (Aufnahmen von beiden Lagern; weiterhin unterteilt in)

„a) religiöses“ (mit sechs Aufnahmen zu religiösen Objekten, Bauten, Stätten - u.a. Altar, Minarett, Friedhöfe)

„b) Arbeit und Spiel“ (mit elf Aufnahmen, davon neun vorhanden, zum Lebensalltag in den Lagern, u.a. Ernährung, Entlohnung, Kartenspiel etc.)

„c) Sport“ (mit 15 Aufnahmen, davon 14 vorhanden, wobei neben der Ausübung uns geläufiger Sportarten auch spezifische akrobatische Figuren und Formationen gezeigt werden)

„d) Bairamsfeste“ (mit zehn Aufnahmen, von denen nur acht mit einer Originalnummer versehen sind)

„IV. Kunstbetrieb“ (mit 36 vorhandenen Aufnahmen – die Originalliste ist unvollständig und weist nur 33 Nummern auf; sie zeigen Plastiken, verzierte Orts- und Straßenschilder, geschnitzte Möbel etc. mit jeweils kulturspezifischen Ornamenten).

Die Liste [vgl. Foto 4] enthält zu fast jeder Fotografie einen schlagwortartigen Hinweis zum Bildmotiv bzw. bei den Porträtaufnahmen Namen (!) und Herkunft des Gefangenen. Die Strukturierung der Serie sowie die Liste selbst stammt mit allergrößter Wahrscheinlichkeit vom Fotografen selbst. Allerdings ist die Liste später mit Bleistiftnotizen versehen worden, wie z.B. „Sprache!!“ oder „Vielsprachigkeit“ oder „Ahnendienst“ usw., was auf die Verwendung der Fotografien für einen Diavortrag schließen läßt. Bevor die Aufnahmen in das Berliner Völkerkundemuseum kamen, befanden sie sich im Besitz der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU).

In dem alten Foto-Katalog der Berliner Gesellschaft, der auch dem Museum für Völkerkunde übergeben wurde, sind die Fotografien eingetragen als „Kriegsgefange-

gene aus deutschen Gefangenenlagern, aufgenommen von O. Stiehl in den Jahren 1915 – 1918. Geber: Stiehl“.

Im Verlauf der Recherchen kam übrigens dann noch eine ganze Reihe weiterer Aufnahmen sowohl aus dem Archiv der BGAEU als auch aus dem privaten Nachlaß des Fotografen dazu.

Der Fotograf Otto Stiehl (24.6.1860 – 4.6.1940) [vgl. *Foto 5*] lebte in Berlin und war seit Mitte/Ende 1915 Oberleutnant, später Hauptmann, bei der Kommandantur des „Weinberglagers“. Er war von Hause aus Architekt und Baurat sowie Professor an der Technischen Hochschule Berlin und hat im Bereich Architektur und Baukunst viel publiziert, wobei er die Bücher vielfach mit seinen eigenen Fotografien illustrierte – er kannte sich also in diesem Metier aus. Als ambitionierter Amateurfotograf hatte er sich mit fotografischen Techniken und Entwicklungen intensiv auseinandergesetzt. Im Lager hat er das Schnitzen der Straßenschilder und Wegweiser angeregt und, wie aus einer der Fotografien hervorgeht, auch den Tatarengedenkstein für den Friedhof entworfen. Seit 1924 bis zu seinem Tode im Jahre 1940 war er übrigens selbst Mitglied der BGAEU.

Die Bedeutung des Materials im zeitgeschichtlichen Kontext

Zunächst ist die Serie ein Beispiel dafür, wie mit visuellem Material, zu dem außer einer sehr knappen Liste und einer rudimentären Eintragung im Katalog zunächst keinerlei sonstige Informationen vorlagen, Geschichten und Geschichte aufgerollt und rekonstruiert werden können. Die Fotografien von geschnitzten Ortsschildern waren in diesem Fall der Schlüssel, den Bildinhalt geografisch-regional einordnen zu können und, von diesem Punkt ausgehend, die inhaltlichen Recherchen zu betreiben [vgl. *Fotos 6, 7*]. Allererste Informationen erhielt ich so von der früheren Bürgermeisterin von Zossen, Susanne Michler, die mich weiter an die Ortschronistin, Hildegard Happe, verwies. In diesem Zusammenhang entstand auch der Kontakt zu Gerhard Höpp (Zentrum Moderner Orient), der zu den Lagern ausführlich geforscht und publiziert hat.

Hinsichtlich der Rekonstruktion historischer Zusammenhänge können die Fotografien eindeutig als Quellenmaterial mit dokumentarischem Charakter genutzt werden: Gegenüber dem geschriebenen Wort in der Geschichtsforschung streicht dieses Material visuell den nach außen wenig bekannten bzw. heute vielfach vergessenen Aspekt der Sonderbehandlung der muslimischen Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg heraus.

In den Lagern lebten Angehörige unterschiedlichster Nationen, Kulturen und Religionen auf engem Raum zusammen, und sie alle sind fotografisch erfaßt. Es ist auch zunächst die dargestellte vermeintliche kulturell-religiöse Freiheit im Lager, die den Betrachter der Aufnahmen fesselt: die Ausübung religiöser Zeremonien, teilweise im Beisein von deutschen Militärs, die als Ehrengäste anwesend waren [vgl. *Foto 8*], oder die anscheinend ganz freie Betätigung auf künstlerischem Gebiet [vgl. *Fotos 9, 10*], sportliche und spielerische Aktivitäten jeder Art [vgl. *Fotos 11, 12*].

Der Fotograf konnte durch seine tägliche Anwesenheit „Innenansichten“ aus den Lagern liefern, die als vermeintlich realistische Abbilder ein Bild von abwechslungs-

reicher Lebensgestaltung, Gemeinsamkeit und Freiheit zu vermitteln trachteten [vgl. *Foto 13*].

Etliche Aspekte lassen jedoch bei genauerer Betrachtung der Aufnahmen und ihrer Einordnung in den historischen Kontext eher auf eine politisch-propagandistische Ausrichtung der Fotografien denn auf einen rein dokumentarischen Charakter schließen. Dabei sind die Aufnahmen unter dem Gesichtspunkt ihrer subjektiven „Wirkungsfunktion“ zu betrachten:

Zum einen war der Fotograf, Otto Stiehl, Angehöriger der Lagerkommandantur im „Weinberglager“. Man kann also davon ausgehen, daß er die politischen Ziele, die zur Einrichtung der „Sonderlager“ geführt hatten, mittrug. Ein Schreiben des Kriegsministeriums untermauert diese Annahme: „Das Aufsichtspersonal für diese Gefangenen wird nach Möglichkeit aus Personen gebildet, die ... den vorliegenden Aufgaben, über die sie nach Massgabe ihrer Kompetenz zu informieren sind, Interesse entgegenbringen.“⁸

Zum anderen verdeutlicht ein Vergleich mit den in damaligen Zeitungen und sonstigen Presseerzeugnissen veröffentlichten Aufnahmen und Fotopostkarten zu den Lagern, die wohl sämtlich von registrierten Pressefotografen stammen, die spezifisch andere Bildsprache Stiehls. Aus der persönlichen Annäherung an die Gefangenen heraus (die Porträtierten sind alle namentlich erfaßt) sind Aufnahmen entstanden, die für den Außenstehenden den Eindruck einer scheinbar umfassenden und damit vermeintlich objektiven Präsentation der vorwiegend muslimischen Kriegsgefangenen vermitteln [vgl. *Fotos 14, 15, 16, 17*]. Die Pressefotografien zu den beiden Lagern unterscheiden sich in der Mehrzahl thematisch erheblich von den Aufnahmen Stiehls: Häufig handelt es sich um gestellte Gruppenaufnahmen [vgl. *Fotos 18, 19*].

Die Aufnahmen Stiehls wirken trotz Verwendung von Stativ und Plattenkamera in ihrem Ausdruck selten bewußt gestellt. Das kommt natürlich der Intention entgegen, die „Authentizität“ des Lagerlebens darzustellen und Angehörige islamischer Völker als Freunde der Deutschen zu zeigen [vgl. *Fotos 20, 21*].

Berücksichtigt man die verschiedenen thematischen Gruppen, so wird deutlich, daß mit der Serie offensichtlich eine Dokumentation aller Aspekte des Lagerlebens der Gefangenen angestrebt was. Die klare inhaltliche Strukturierung deutet auf die Verwendung für öffentliche und damit im zeitgeschichtlichen Zusammenhang zwangsläufig politische Zwecke hin. Die Anfertigung von Glasdias ist ein Indiz dafür, daß eine Auswahl der Aufnahmen zu Vortragszwecken eingesetzt wurde.

Was die Motivation des Fotografen anbelangt, so erlaubt das aus Recherchen zu Otto Stiehl gewonnene persönliche Bild die Annahme, daß er nicht ein primär bewußt politisch handelnder Mensch war, sondern vielmehr aus persönlichem Interesse an den Menschen und aus seiner Liebe zur Fotografie heraus begonnen hat, in den Lagern zu fotografieren. Der Gedanke an die „Verwertung“ der Aufnahmen in dem oben genannten Sinne dürfte erst danach entstanden sein. Als ein in preußischer Tradition stehender Staatsbeamter und Militär kam natürlich an seiner Loyalität der offiziellen Politik gegenüber kein Zweifel auf.

1916 veröffentlichte Stiehl etliche dieser Porträts in einem Buch mit dem Titel „Unsere Feinde“. Für diese Publikation, seinen beiden gefallenen Söhnen Walter und Karl gewidmet, verwendete er auch Fotografien aus anderen Lagern. Im Vorwort schreibt er: „Der im einzelnen getroffenen Wahl lag die Absicht zugrunde,

eine wirkliche Anschauung unserer Gegner zu gewinnen...“⁹. Mit diesem Buch unternahm Stiehl den Versuch, einen umfassenden Überblick über die gegen Deutschland kämpfenden Völker zu geben – so wurden auch Muslime aus den Kolonien Großbritanniens und Frankreichs sowie aus dem russischen Staatsgebiet gezeigt. Der Fotoband wurde „in die europäischen neutralen Länder und nach Nordamerika“ geliefert und soll „in Holland außergewöhnlichen Anklang“ gefunden haben. Er erreichte eine Auflage von 40 000 Stück. Allerdings wurden bald auch seitens der Reichskanzlei Bedenken gegen eine allzu großzügige Verbreitung geäußert, da das Buch dazu angetan sein könnte, Muslime in ihrem Wertgefühl zu verletzen. So wird mit Datum vom 15. September 1917 berichtet, daß es „bei unseren türkischen Bundesgenossen starke Verstimmung hervorgerufen hat“¹⁰.

Mit seiner Veröffentlichung soll sich Stiehl den Ruf eines „Ethnografen“ erworben haben. Offensichtlich war diese Publikation mit einer anderen Absicht verbunden, als sie der öffentlichen Präsentation der Dia-Serie zugrunde lag. Dieses parallele Vorgehen verwundert nicht: Es war eine immer wieder und im Kriegsverlauf zunehmend von der Presse aufgegriffene Strategie, es als Schande und Schwäche darzustellen, daß die mächtigen Staaten Großbritannien und Frankreich den Krieg mit „farbigen Hilfsvölkern“ gegen ein „zivilisiertes Volk“ des Abendlandes wie die Deutschen führten.

Hier wird das Spannungsverhältnis deutlich, das aus der Ambivalenz eines offiziell angestrebten Bündnisses mit Völkern der islamischen Welt und eines allgegenwärtigen Rassismus entsprang.

Die Fotografien der Serie machen deutlich, daß Bilder als suggestives Material eingesetzt werden können, mit subtilerer Wirkung, als Wort und Schrift das leisten könnten; Bilder sind konkreter bzw. einprägsamer als Text. Im Detail liefern uns fotografische Aufnahmen reale Informationen, die durch Sprache und Schrift nur schwer in der gleichen Dichte vermittelt werden könnten. Durch die Zugehörigkeit einzelner Aufnahmen zu einer Serie entsteht nun aber eine Sequenz, innerhalb derer die Fotografien gewissermaßen eine eigene Geschichte erzählen und gegenüber welcher der Informationsgehalt für den Betrachter in den Hintergrund gerät.

Der Einsatz von visuellem Material war damals eine bewußt gewählte Form politischer „Information“. So schreibt beispielsweise die der Zentralstelle für Auslandsdienst und damit dem damaligen Auswärtigen Amt unterstehende „Bilder-Zentrale“ in ihrem Tätigkeitsbericht vom Juni 1916: „Nach Film- und Lichtbildern macht sich fortgesetzt eine starke Nachfrage geltend. Serien für Vorträge wurden u.a. für Spanien, Vereinigte Staaten und Südamerika geliefert.“¹¹ Im Bericht für September und Oktober 1916 heißt es, daß eine „Militärische Film- und Photostelle“ eingerichtet worden sei, und es wird angemerkt: „Der Vertrieb von Photographien und photographischen Vergrößerungen hat eine weitere Ausdehnung erfahren.“¹² In einer vorliegenden Fotoliste der Zentralstelle für Auslandsdienst sind zwei Aufnahmen zum Halbmondlager bzw. zum Friedhof vermerkt, außerdem in einer Ergänzungsliste zwei weitere Aufnahmen zum Halbmondlager bzw. zum Friedhof. In einem Bildband zum Krieg aus dem Jahr 1915 heißt es:

„Die Freude am Bilde ist das charakteristische Zeichen dieses Krieges. Der Soldat an der Front, der Nichtkämpfer daheim, sie alle greifen zuerst nach den Illustrationen, die vom Kriegsschauplatz gebracht werden. Das Bild ist alles, der Text ist fast zur Nebensächlichkeit herabgerückt. Das Bild ist das naive

Anschauungsmittel, es prägt sich leichter in das Verständnis ein, beflügelt die Phantasie und bietet, bei dem hohen Stande der heutigen photographischen Technik und dem stark entwickelten Verständnis für künstlerische Aufnahmen, einen Genuß für das Auge“¹³.

Man muß davon ausgehen, daß die Betrachter (nicht nur) zur damaligen Zeit Fotografien als objektive Widerspiegelung von Realität gesehen haben. Verschiedene zeitgenössische Bildpublikationen zum Kriegsgeschehen heben auf den Wahrheitsgehalt von Fotografien ab:

„Tatsachen kündigt nur die Photographie ... Keine Beschreibung vermag so unmittelbar den Eindruck des Lebendigen und Wirklichen zu vermitteln wie die Photographie, die just den Augenblick des Geschehens mit all seinen Einzelheiten naturgegeben erfaßt“¹⁴.

Richtet man also, davon ausgehend bzw. darüber hinausgehend, an die Fotografien die Frage nach Wahrheit und Wirklichkeit, so bedeutet dies auch, nach dem Zurückgehaltenen, dem nicht Dargestellten zu suchen, also nach dem, was *nicht* fotografiert wurde.

Zu den konkreten Lebensbedingungen in den Lagern geben die Fotografien nur begrenzt und selektiv Auskunft. Wie sah es z.B. mit der materiellen Versorgung aus, wie stellte sich die Infrastruktur in den Lagern tatsächlich dar, wie war die tägliche Arbeitssituation, waren die kulturell-religiösen Entfaltungsmöglichkeiten auch im täglichen Ablauf gegeben? Wie also sah der Alltag der Gefangenen im eigentlichen Sinne aus? Welche Aspekte dieser Gefangenschaft standen für sie im Mittelpunkt? Zur Klärung dieser Fragen gibt auch anderweitiges Quellenmaterial in Form von schriftlichen Dokumenten nur begrenzt und relativ einseitig Auskunft. Leider sind Zeugnisse der Internierten selbst offensichtlich nicht vorhanden bzw. waren mir nicht zugänglich. Hier wird ein Dilemma hinsichtlich der Quellenlage deutlich: Was die Gefangenen erlebt, wie sie es erfahren und empfunden haben, dürfte sich mit den Aussagen der Fotografien kaum decken. Einen kleinen Einblick gewähren uns lediglich Zeichnungen eines Gefangenen französischer Nationalität namens Gorrier, die überliefert worden sind [vgl. *Fotos 22, 23, 24, 25, 26*].

Aus den hier zusammengestellten und kommentierten Fotografien, deren „Ausparungen“ hinsichtlich konkreter Lebensbedingungen in den Lagern, sowie den aus der Perspektive des Gefangenen Gorrier diesbezüglich eingetragenen bildlichen „Ergänzungen“, die wiederum *einer* persönlichen und situationsbedingten Wahrnehmung entstammen, wird deutlich, wie unabdingbar bei aller bildzentrierter Bearbeitung der Fotografien der Einbezug bildexterner Zusammenhänge, der historisch-kulturellen Hintergründe ist, um spezifische Aspekte interpretieren zu können. Erst vor diesem Hintergrund lassen sich im Bild festgehaltene, auf den ersten Blick scheinbar authentische Abläufe in ihrer Zweckgebundenheit bzw. als absichtsvolle Inszenierungen erkennen. Dies soll abschließend am Beispiel der religiösen Zeremonien im Lager gezeigt werden.

Wie in einer Studie zur Bedeutungsentwicklung von Fotografien seit dem Ersten Weltkrieg festgestellt, wurden Fotografien während dieses Krieges „zur Informationsquelle ersten Ranges“, „wenn auch ihre ‚Nachrichten‘ in der Regel keine waren, sondern Inszenierungen“¹⁵. Eine solche Funktion kann auch für die in den Gefangenenlagern abgehaltenen religiösen Zeremonien angenommen werden, welche in engem Zusammenhang mit den allgemein verfolgten politischen Zielen standen –

daher erklärt sich auch die Anwesenheit deutscher Militärs als Ehrengäste anlässlich wichtiger religiöser Feste. Die Gefangenen selbst standen bei solchen Ereignissen nie im Zentrum des Interesses, sondern tauchten gewissermaßen lediglich als „Statisten“ auf. Es ging nicht wirklich um sie, sondern darum, das Bündnis zwischen Deutschland und der Türkei zu unterstreichen. Die Diskrepanzen der so inszenierten religiösen Praktiken zu einer authentischen religiösen Praxis werden deutlich. [Vgl. *Foto Nr. 27*] Etliche Aufnahmen aus der Serie legen nahe, daß sich Abläufe und Lebensgestaltung in den Lagern weniger am kulturellen Hintergrund der Gefangenen orientierten, als vielmehr an Vorgaben von deutscher Seite gebunden waren. D.h. auch, daß die kulturell-religiöse Freiheit, welche die Fotografien zu vermitteln trachteten, letztlich doch immer extern festgelegten politisch-militärischen Zielsetzungen untergeordnet worden ist.

Zusammengefaßt läßt sich festhalten, daß Fotografien als historische Quellen uns zwar wichtige Aussagen, gewissermaßen Zustandsbeschreibungen, liefern können, daß zur Bewertung ihres Aussagegehaltes aber eine Einbettung in den bildexternen historisch-kulturellen Kontext unerlässlich ist, werden doch so nicht Auswahl und Absicht deutlich, mit der der Fotograf Wirklichkeit zeigen will.

Anmerkungen

- 1 Walter Lehmann, Feier des Beiramfestes im Gefangenenlager zu Zossen. In: *Die islamische Welt* 1 (1916) 1, S. 61.
- 2 Melissa Banta/Curtis Hinsley, *From Site to Sight. Anthropology, Photography and the Power of Imagery*. Cambridge, MA, 1986; Roland Barthes, *Die Helle Kammer: Bemerkungen zur Photographie*, Frankfurt/M. 1985; Pierre Bourdieu u.a., *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt/M. 1983; Martin Brauen (Hg.), *Fremden-Bilder*, Zürich 1982; James Clifford/George E. Marcus (Hg.), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley 1986. Edwards, Elizabeth (Hg.): *Anthropology and Photography 1860-1920*. New Haven, London 1992. Christraud Geary, *Photographs as Materials for African History: Some Methodological Considerations*. In: *History in Africa* 13 (1986); dies., *Images from Bamum: German Colonial Photography at the Court of King Njoya, Cameroon, West Africa, 1902-1915*. Washington D.C., 1988; dies., *Photographie als Kunst-Historische Quelle. Das nja-Fest der Bamum (Kamerun) im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*. In: Miklós Szalay (Hg.), *Der Sinn des Schönen. Ästhetik, Soziologie und Geschichte der Afrikanischen Kunst*. München 1990; dies., *Text und Kontext: Zu Fragen der Methodik bei der quellenkritischen Auswertung historischer Photographien aus Afrika*. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch*, 40 (1990) 3; dies., *Impressions of the African Past: Interpreting Ethnographic Photographs from Cameroon*. In: *Visual Anthropology* 3 (1990); Christraud Geary/Adamou Ndam Njoya, *Mandu Yenu: Bilder aus Bamum, einem westafrikanischen Königreich*, München 1985; Christian Kaufmann, *Wo Schatten Leben spenden: Historische Photographien vermitteln kulturelles Wissen*. In: *Museumskommission der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft* (Hg.), *Das subjektive Objektiv*, Bern 1997; Diethart Kerbs, *Methoden und Probleme der Bildquellenforschung*. In: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst* (Hg.): *Revolution und Fotografie Berlin 1918/19*, Berlin 1989; Macintyre, Martha/Maureen MacKenzie: *Focal Length as an Analogue of Cultural Distance*. In: Elizabeth Edwards (Hg.), *Anthropology and Photography 1860-1920*. New Haven und London 1992; Margaret Mead, *Visual Anthropology in a Discipline of Words*. In: Paul Hockings, *Principles of Visual Anthropology*, The Hague 1975; Annegret Nippa, *Lesen in alten Photographien aus Baalbek*, Zürich 1997; Christopher Pinney, *The Parallel Histories of Anthropology and Photography*. In: Elizabeth Edwards (Hg.), *Anthropology and Photography 1860-1920*, New Haven, London 1992. Eva Ch. Raabe/Herbert Wagner (Hg.), *Kulturen im Bild*, Frankfurt/M. 1994. Jo-

- anna Cohan Scherer, Historical Photographs as Anthropological Documents: A Retrospect. In: Visual Anthropology, 3 (1990). Susan Sontag, Über Fotografie, Frankfurt/M. 1980; Thomas Theye (Hg.), Der geraubte Schatten. Eine Weltreise im Spiegel der ethnographischen Photographie, München 1989; Bernd Weise, Pressefotografie. In: Fotogeschichte, 10 (1990) 37; Michael Wiener, Ikonographie des Wilden, München 1990.
- 3 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn (PArchAAB), R 21244, Bl. 133.
- 4 Alexander Backhaus, Die Kriegsgefangenen in Deutschland. Gegen 250 Wirklichkeitsaufnahmen aus dt. Gefangenenlagern mit e. Erl. von Professor Dr. Backhaus, Siegen, Leipzig, Berlin 1915; Wilhelm Doegen, Kriegsgefangene Völker, Berlin 1919; L. Fees, Welt-Krieg 1914 - 1916. Bilder vom Kriegsgefangenenlager „Gänsewiese“ in Ulm an der Donau, Ulm o.J.; G. Gorrier, Weinberge, o.O. 1915; Felix von Luschan, Kriegsgefangene. 100 Steinzeichnungen von Hermann Struck, Berlin 1917; Gotthold Weil, Tatarische Texte nach den in der Lautabteilung der Staatsbibliothek befindlichen Originalplatten, Berlin, Leipzig 1930.
- 5 PArchAAB, R 20938; Bl. 2f.
- 6 PArchAAB, R 21251, Bl. 97
- 7 Margot Kahleiss, Der Blick in die Fremde - Aufbau eines Photoarchivs im Museum für Völkerkunde Berlin. In: Markus Schindlbeck (Hg.), Die ethnographische Linse, Berlin 1989; dies., Muslime als Gefangene. In: Rundbrief Fotografie. N.F. 7, 3. Quartal, Dresden 1995; dies., Muslime in Brandenburg. Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg. In: Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie, (1996) 11/12; dies., Halbmond über der Mark. Muslimische Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg, Medienpädagogisches Zentrum Land Brandenburg, Potsdam 1997; dies., Muslime in Brandenburg – Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg. Ansichten und Absichten, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1998.
- 8 PArchAAB, R 21244, Bl. 134
- 9 Otto Stiehl, Unsere Feinde. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern, Stuttgart 1916, S. 6.
- 10 Bundesarchiv Potsdam (BArchP), Zentralstelle für Auslandsdienst, Nr. 1539, Bl. 22ff., 69.
- 11 BArchP, Reichsministerium des Innern, Nr. 12324, Bl. 9
- 12 Ebenda, Bl. 49.
- 13 Ein Jahr Weltkrieg in 100 Bildern, Hamburg 1915.
- 14 Der Weltkrieg im Bild, Berlin, Oldenburg 1926.
- 15 Ursula Breymayer/Rainer Rother, Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges. In: Museumsjournal, Berlin 8 (1994) 3, S. 78f.

Verzeichnis der Fotografien

Die Fotografien befinden sich, soweit nicht anders angegeben, im Besitz des Museums für Völkerkunde in Berlin; Fotograf ist, wenn nicht anders vermerkt, Otto Stiehl; von ihm stammen auch die Titel der Aufnahmen.

Foto 1: „Lager Weinberge, 1.5.15“. Das Motiv ist von einem der Wachtürme („Maschinengewehrturm“) aus aufgenommen worden.

Foto 2: „Kriegsgefangenenlager Wünsdorf bei Berlin, 1917“ (*Halbmondlager*) (Fotograf: unbekannt; Quelle: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz)

Foto 3: „Scheik –Abdurreschid“. Scheich Abdurreschid Ibrahim war bis 1916 für die Propaganda unter den Tataren zuständig und galt als der wichtigste Propagandist unter ihnen im Weinberglager. Nachfolger Abdurreschids als Lager-Imam wurde Mullah Alim Idris.

Foto 4: *Liste* (Reproduktion: Waltraud Schneider-Schütz)

Foto 5: *Portrait Otto Stiehl, „1930, 70 Jahre alt“* (Foto: Verlag Scherl)

Foto 6: „Friedhof der Araber“. Aufnahmen dieser Art geben keinen Hinweis auf eine Lokalisierung des Motivs.

Foto 7: „Wegweiser Töpchin“

Foto 8: „Friedhof der Tataren“. Feier des Bairamfestes am 1.8.1916 und gleichzeitig Einweihung des Tatarengedenksteins. Auf dem Podest ist vorne der Imam Hafiz Schükri, Obergeistlicher der türkischen Botschaft, zu sehen.

Foto 9: „Tatarische Schnitzwerkstatt“. Die Entwürfe für die Schilder gehen auf Otto Stiehl zurück

Foto 10: *Holzkrise*, hergestellt von einem Gefangenen des Weinberglagers (Foto: Waltraud Schneider-Schütz; Kiste: privater Nachlaß O. Stiehl)

Foto 11: „Hochsprung“. Die Aufnahme während eines Sportfestes zeugt von den fototechnischen Kenntnissen des Fotografen!

Foto 12: „Algerier beim Kartenspiel“

Foto 13: „Tatarische Musikkapelle. Lagermusik“. Am rechten Bildrand sind übrigens die Schienen der Transporteisenbahn zu sehen; im Hintergrund steht das Minarett des Weinberglagers.

Foto 14: „Abdul Wagal Maljutoff. Gouv. Perm, Inf.-Reg. 56 in Omsk; Tatare“

Foto 15: „Ziyadi ben Elhadj. Araber“. Dieser Gefangene gehört aufgrund seiner Kleidung bzw. Uniform den algerischen „Spahis“ an (Reiterregimenter französischer Kolonialtruppen).

Foto 16: „Gemini Amar. Constantine; Araber“ (*Algerier*). Dieser Gefangene gehört offensichtlich dem III. Bataillon an, in dem neben Kriegsbeschädigten u.a. auch Angehörige einer freiwilligen Reitergruppe aus Algerien zusammengefaßt wurden.

Foto 17: „Serg. Dingal Singh. Pandschab, Sikh“

Foto 18: „Angehörige der Hilfstruppen der Entente im Gefangenenlager Zossen“ (Fotograf: Alfred Grohs; Quelle: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz). Alfred Grohs war zu damaliger Zeit ein bekannter selbständiger Pressefotograf, der ein „Illustrationsbüro“ betrieb.

Der Zensurstempel weist die Aufnahme zur Verwendung in der Presse aus. N.V.E.: Postkartenverlag „Neuheiten-Vertrieb Elektra“. Hier ist sogar die Reihenfolge der „Typen“-Bezeichnungen anfänglich durcheinander geraten! „Turko“: Angehörige der nordafrikanischen Fußtruppen der französischen Kolonialarmee, abschätzig klingende Bezeichnung. „Zuaven“: meist algerische Regimenter in der französischen Kolonialarmee, standen im Ruf großer Tapferkeit.

Es war sicher auch ein Anliegen bei Presseaufnahmen, die Vielfalt der Herkunft der Gefangenen zu zeigen, gewissermaßen als Ausdruck dafür, wie viele verschiedene Völker von Deutschland beherrscht werden können.

Foto 19: „Afrikanische Mohammedaner“. Die Gruppenaufnahme Stiehls zeigt im Vergleich zur arrangierten und statisch wirkenden Fotopostkarte, daß sie aus dem täglichen Zusammenhang heraus entstanden war – obwohl sich die Gefangenen auch hier für den Fotografen bereitstellten, (da er Stativ und Kamera aufbauen mußte). Mit Stiehls Aufnahme werden aber keine „Typen“ präsentiert, sondern Menschen in ihrem gegenwärtigen Lebenszusammenhang gezeigt. Dennoch wird auch bei dieser Aufnahme eine Distanz zwischen Fotograf und Fotografierten deutlich.

Foto 20: Moschee. Die Moschee im Halbmondlager wurde zu einem wichtigen Zentrum gemeinsamer Feierlichkeiten und propagandistischer Aktivitäten.

Foto 21: „Mullahs und Bauer“

Foto 22: „Toilette intime“ (G. Gorrier, Reproduktion: Waltraud Schneider-Schütz; Quelle: Museum für Völkerkunde, Berlin)

Foto 23: „Grand Nettoyage“ (G. Gorrier, Reproduktion: Waltraud Schneider-Schütz; Quelle: Museum für Völkerkunde, Berlin)

Foto 24: „Soupe...? nix...“ (G. Gorrier, Reproduktion: Waltraud Schneider-Schütz; Quelle: Museum für Völkerkunde, Berlin)

Foto 25: Bad (Fotograf: Otto Stiehl)

Foto 26: Wasch-Küche (Fotograf: Otto Stiehl)

Foto 27: „Bairam 1915“. Das Fest des Fastenbrechens wurde hier am 13.8.1915 im Weinberglager begangen: Die Gefangenen sind in einigem Abstand zu den Gästen in militärischer Aufreihung zu sehen. Nach religiösem Gebot müßten die Betenden aber in lockeren Reihen und ohne Lücke aufgeschlossen sein, denn hierarchisierende Unterschiede, wie sie hier zu sehen sind, soll es doch in der Gemeinschaft der Gläubigen im Islam nicht geben! Solche Feierlichkeiten in den Lagern waren ein idealer Anlaß zur Propagierung eines deutsch-türkischen „Freundschaftsverhältnisses“ nach außen.

Foto 3: Scheik-Abdurrechid

Foto 4: Liste

Foto 5: Portrait Otto Stiehl

Foto 7: „Wegweiser Töpchin“

Foto 11: „Hochsprung“

Foto 14: „Abdul Wagal Maljutoff. Gouv. Perm, Inf.-Reg. 56 in Omsk; Tatare”

Foto 15: „Ziyadi ben Elhadj. Araber“

Foto 16: „Gemini Amar, Constantine; Araber”

Foto 17: „Serg. Dingal Singh. Pandschab, Sikh“

Foto 20: Moschee

Foto 22: „Toilette intime“

Foto 24: „Soupe...? nix...”

Abschied vom „Heiligenland“. Ein georgischer Schriftsteller als Kriegsgefangener und Gefangenenbetreuer in deutschen Lagern während des Ersten Weltkrieges

Steffi Chotiwari-Jünger

Konstantine Gamsachurdia (1893-1975), der Begründer der modernen georgischen Literatur, bekannt als Romanautor, Verfasser von Erzählungen, Gedichten und Essays¹, übersiedelte im Juni 1914 als Einundzwanzigjähriger nach München, um dort seine in Königsberg und Leipzig begonnenen Studien fortzusetzen. Gamsachurdia bezeichnete die in Deutschland verbrachte Zeit – in Anlehnung an Goethe – treffend als seine „Lehr- und Wanderjahre“.

Der Aufenthalt des Georgiers in München und Berlin in der Zeitspanne 1914 bis 1919, in die seine uns interessierende Gefangenschaft und die Gefangenenbetreuung fällt, ist dem georgischen Leser aus einer Autobiographie aus dem Jahre 1965, aus dem autobiographischen Werk "Landebtan laci" (dt: Liebkosung mit den Schatten) aus dem Jahre 1967 sowie in eingeschränktem Maße aus literarischen Werken bekannt. In den geschichtswissenschaftlichen Veröffentlichungen über den 1. Weltkrieg haben sich diese Darstellungen des georgischen Autors jedoch noch nicht niedergeschlagen, so daß sie – außer in Georgien – wohl als unbekannt gelten dürfen. Im folgenden können über diese Zeugnisse hinaus noch neu aufgefundene Materialien aus dem Bayrischen Hauptstaatsarchiv München sowie dem Archiv des Auswärtigen Amtes herangezogen werden, welche die Darstellungen und Aussagen von Gamsachurdia bestätigen, ergänzen, konkretisieren und in einen größeren Zusammenhang stellen. Im Jahre 1991 erschien darüber hinaus ein bis dahin unveröffentlichter Teil von Gamsachurdias Werk „Liebkosung mit den Schatten“.

Unmittelbar nach Beginn des 1. Weltkrieges im August 1914 erklärte der zaristische Botschafter, Gamsachurdia möge so schnell wie möglich nach Rußland zurückkehren, um „Zar und Vaterland“ zu verteidigen. Der Student weigerte sich jedoch und erklärte: „Ich fahre nirgendwohin, denn ich erkenne Ihren Zaren nicht an.“³ Bald verschlechterten sich die Bedingungen, so daß er sich mal als Italiener, mal als Ungar ausgeben mußte. Nach langer Überlegung entschied er sich jedoch, mit seiner georgischen Frau, die er kurz zuvor geheiratet hatte, in München zu bleiben. Es war keine leichte Zeit für Gamsachurdia, und seine Unruhe und Angst, die sich auch im Werk „Liebkosung mit den Schatten“⁴ mitgeteilt hat, kommt wohl am augenscheinlichsten in seinem 1914 in München entstandenen Gedicht "DE PROFUNDIS" zum Ausdruck. Hier eine wörtliche Übersetzung:

DE PROFUNDIS

Schilfrohr. Lache. Dornengestrüpp
Verwob das Ufer des Sees,
Sieh, den Kobold, diesen Einäugigen,

Wie er ein Spinnennetz webt.
 Der See bewegte sich, der See schäumte,
 Die Schlange piepst, der See flimmert.
 In der Ferne begann ein Stern zu funkeln,
 Die Schlange beginnt mit dem Zauberstein zu spielen.
 Das Rohr begann zu zittern,
 Die Wellen des Sees brausen,
 Der Augenblick verwandelte sich in ein Jahrhundert,
 Ich habe Angst, ich habe Angst...⁵

Binnen kurzem wurde der Student Gamsachurdia in München verhaftet. In einem im Münchner Archiv aufgefundenen, eigenhändig verfaßten Brief findet sich zu den Vorgängen folgende Erklärung:

„Am 3. August ging ich zu einem Maler in Schwabing, den ich in der letzten Zeit kennengelernt habe. Da ich mich in München nicht gut auskannte, habe ich nach der Hausnummer gefragt. Ein Unbekannter hat mich deswegen zur Polizei gebracht. Nachdem die Polizei meine Bücher und Handschriften untersucht hatte, ließ sie mich frei, aber gleich am Ausgang wurde ich von der Menge als ein Serbe angesehen und zum zweiten Mal festgenommen. Von dieser Zeit an bin ich in Gefangenschaft. Meine Frau wurde in den Kaukasus geschickt.“⁶

Zunächst war Konstantine Gamsachurdia (in den Dokumenten finden sich die Namen Konstantin Gamsachurdia oder Konstantin von Gamsachurdia) einige Monate im Schloß Ismaning interniert. Dort lernte er viele hochgebildete französische, russische und belgische Wissenschaftler, Schriftsteller, Ingenieure und Publizisten kennen und studierte die Werke Schopenhauers, Bergsons, Nietzsches, Swedenborgs und Thomas Manns, dessen Talent ihn besonders begeisterte. Gamsachurdia nannte diese kurze Zeit zurückblickend eine „Idylle“.⁷

Ende September 1914 wurde er – wie aus den aufgefundenen Dokumenten hervorgeht – mit achtzehn weiteren bürgerlichen Kriegsgefangenen in eine umfunktionierte Fabrik nach Traunstein gebracht. Damit war Konstantine Gamsachurdia einer der ersten Gefangenen in diesem gerade erst für Zivilgefangene eingerichteten Lager. In diesem Lager verbrachte Gamsachurdia ein ganzes Jahr.

„Das war eine demontierte Ziegelfabrik⁸. Im Raum waren keine Fenster. Auf dem Fußboden und Pritschen lagen Matratzen herum. Die Ratten liefen weg, nachdem sie das Stampfen unserer Stiefel hörten. An den Türen standen bewaffnete Soldaten. Ein rothaariger Feldwebel Fritz brachte uns „Ordnung“ bei. Uns Gefangene nannte man nicht anders als Schweine und „Schweinehund“. Man gab uns Fraß zu essen.... Einmal, zu Mitternacht, kam ein ganzes Regiment Gendarmen, ausgerüstet mit Gewehren, herbeigeritten. Allen Gefangenen – wir waren mehr als 5000 Menschen – befahl man, sich im Hof des Konz(entrations)lagers aufzustellen, und dann brachte man uns in den Tiroler Wald; die Gendarmen begannen mit den Gewehren zu knacken. Wir waren alle überzeugt, daß man uns Unbewaffnete erschießen wird. Wie sich herausstellte, sollte das eine „Psychologische Einwirkung“ sein, und letzten Endes befahl man uns, ins Lager zurückzukehren. Die Menschen fielen vor Freude in Ohnmacht. Solche „Examen“ wurden noch fünfmal durchgeführt. Das alles ging nachts vor sich, vor dem Morgengrauen. Es war Frost und die Gefange-

nen, kraftlos, blieben auf dem Schnee liegen, aber die Gendarmen und Soldaten hoben die Gefallenen mit den Bajonetten auf ...

Neun Monate dauerte diese Qual. Einmal, in später Nacht, brachte man mehr als 100 Neger. Sie waren in Lumpen gehüllt, zitterten vor Hunger. Die gefangenen Franzosen, Engländer und Belgier lehnten es ab, sie bei sich unterzubringen. Nur Prof. Emeri, Bagir, ich und die Polen erlaubten, diese Unglücklichen bei sich zu beherbergen, die nicht nur durch die Gendarmen, sondern auch durch die ganze Bevölkerung Traunsteins auf den Straßen geschlagen und bespuckt wurden.“⁹

In den Jahren 1914 und 1915 wandte sich der Gefangene Gamsachurdia mit zwei Gesuchen um Freilassung an den Chef des Kriegsgefangenenlagers und mit einem Brief an die Polizeidirektion. aus diesen Schriftstücken ist sehr viel über die Persönlichkeit des Georgiers, sein Denken und Fühlen in dieser Zeit zu erfahren: Das erste Gesuch richtete Gamsachurdia am 21. November 1914 an das G. C. Kriegsgefangenen-Depot zu Traunstein, um zu erwirken, in Traunstein frei leben zu können – wo er sich jeden Tag zum Appell melden und keine öffentliche Gebäude betreten werde außer Buchhandlungen und Leihbibliotheken.¹⁰ Über sein Verhältnis zum zaristischen Rußland und zu Deutschland schreibt er:

„Die deutsche Presse hat längst davon berichtet, daß im Kaukasus Aufstand herrscht. Schon in den Jahren 1906/1907 hat man versucht, sich von der russischen Gewaltherrschaft zu befreien, aber das mißlang damals. Selbst mein Vater starb in Verbannung, weil er Mitglied eines antirussischen Komitees gewesen war: Auf diesem Standpunkt beharrend kann ein einfacher Kaukasier auch nie der russischen Regierung treu sein. Und besonders ich. Aber selbst wenn ich kein Kaukasier wäre, würde ich trotzdem deutsch-freundlich sein ...“¹¹

Gegenüber Deutschland hegte Gamsachurdia unbedingtes und unerschütterliches Vertrauen, „weil ich ein Zögling der deutschen Kultur und Literatur bin. Nach Deutschland bin ich gepilgert wie nach einem Heiligenland, weil hier die Heimat von Goethe, Nietzsche, Schiller und Dehmel ist. Ich habe auch schon ein wenig gearbeitet, um das Werk des deutschen Geistes in meiner Heimat zu verbreiten.“¹²

Am 21.11.1914 befürwortete das Gefangenen-Depot Traunstein das Gesuch des Gefangenen:

„Der Gesuchsteller ist ein feingebildeter, überaus bescheidener Mensch, der ein Anrecht auf Glaubwürdigkeit hat. Geld besitzt er augenblicklich keines. Wenn solches von der literarischen Gesellschaft Stockholm eingetroffen ist, erblickt das Kommando in der Freilassung des Gefangenen und seinem Aufenthalte in Traunstein unter polizeilicher oder militärischer Beaufsichtigung durchaus keine Gefahr für die Sicherheit des Reiches.“¹³

Der Chef des Stabes antwortete am 22.11.1914, beim Nachweis eines gesicherten Lebensunterhaltes unter Stellung einer mäßigen Kautions könne die Entlassung in Aussicht gestellt werden.¹⁴ Offensichtlich traf das Geld erst im Januar ein, denn am 22. Januar 1915 richtete der Student nochmals ein ähnliches Gesuch, diesmal an den Hauptmann des Traunsteiner Gefangenendepots:

„Unterzeichneter erlaubt sich, Herrn Hauptmann die Bitte zu unterbreiten, mir meine Freilassung aus dem Gefangenenlager zu erwirken. Da ich hier mein li-

terarisches Studium nicht fortsetzen kann, wäre es mir lieb, wenn mir Traunstein als Wohnort zugewiesen würde.“¹⁵

Er könne sich verpflichten, während des Aufenthaltes in Traunstein gar keine Politik zu betreiben. Und hier ein wichtiger Hinweis zu Thomas Mann, den er vor seiner Verhaftung in München kennengelernt hatte:

„Ich werde aus München von meinem Bekannten Herrn T. Mann Bücher erhalten und mich ständig nur mit Philosophie und Literatur beschäftigen.“¹⁶

Bereits am 23. Januar erhielt der Antragsteller Antwort:

„Die darin gemachten Angaben entsprechen der Wahrheit. Konstantine Gamsachurdia ist tatsächlich Stipendiat einer literarischen Gesellschaft in Kutais (Kaukasus). Er hat vor ein paar Tagen durch die dieser Gesellschaft nahestehenden „Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien=Gesellschaft Hochöfen“ den Betrag von M 400 als Stipendialrate ausgezahlt erhalten und kann mit großer Wahrscheinlichkeit auch mit der weiteren Auszahlung dieser Beträge rechnen, wie er auch auf die Unterstützung seitens seiner vermögenden Familie vertrauen darf.“¹⁷

Am 29. Januar 1915 wurde Gamsachurdia schließlich die Umsiedelung nach Traunstein unter den üblichen Bedingungen genehmigt.¹⁸

Wie er später in seiner Autobiographie berichtete, habe er sich dann entschlossen, Thomas Mann zu bitten, sich für ihn zu verwenden.

„Endlich, nach Schwanken, schrieb ich eine Postkarte an Thomas Mann: ‚Ich habe mein ganzes Leben Nikolai II. und seine Clique gehaßt, aber man hat mich verhaftet und in ein Konz(entrations)lager eingesperrt.‘ Ich bat Thomas Mann zu bürgen, damit man mich auf Ehrenwort freilasse und an der Münchener Universität den Unterricht fortzusetzen erlaube.“¹⁹

Offensichtlich konnte Gamsachurdia dank der Vermittlung Thomas Manns damals ganz freikommen und nach München und an die Universität zurückkehren:

„Eine Woche später erhielt ich einen sehr herzlichen Brief. Thomas Mann sprach mir Mut zu und teilte mit, daß er den Bayerischen König Ludwig III. besucht hat, der versprochen habe, die Bürgschaft zu erhören. Zusammen mit dem Brief wurden mir frische Wäsche, Bücher und Schokolade geschickt. Genau 10 Tage später erschien der Feldwebel Fritz, der mich bis dahin nicht anders als ‚Schweinehund‘ bezeichnet hat, richtete sich auf und sagte: ‚Auf Befehl Seiner Königlichen Majestät, des Bayerischen Königs Ludwig, werden Sie aus der Gefangenschaft entlassen.“²⁰

Wie aus den Lagerpapieren²¹ hervorgeht, wurde Gamsachurdia am 18. August 1915 entlassen. Gleich am nächsten Tag siedelte er nach München über, wo er angewiesen worden war, sich sofort nach Eintreffen bei der Polizeidirektion zu melden.

In einem Gesuch an die Königliche Bayerische Polizeidirektion zu München bat er schließlich am 2. Oktober 1915 darum, seine Frau, die an einem georgischen Frauengymnasium als Sprachlehrerin tätig war, zu sich nach München kommen lassen zu dürfen. In seinen Ausführungen bezog er nochmals Stellung zu Deutschland, seinem Lieblingsland, dem Land der von ihm verehrten Dichter und Philosophen:

„... das Land, von welchem nicht nur ich allein, sondern alle meine Landsleute eine Rettung aus der Knechtschaft erwarten. (Als Beweis dafür füge ich ein Buch bei, das vom georgischen Komitee herausgegeben werden soll).“²²

Eine Akte des Kriegsarchivs bezeugt, daß Gamsachurdias Gesuch am 9.11.1915 von der Polizeidirektion, Abteilung Fremdenamt, weitergeleitet wurde.

„Gamsachurdia (...) wurde aus dem Gefangenenlager Traunstein nach München entlassen. Seine Ehefrau Rebekka G. hat sich anfangs Oktober 1914 über Sassnitz nach Rußland begeben. Nachteiliges ist über beide hier nichts bekannt (...)“²⁴

Der um Stellungnahme gebetene stellvertretende Generalstab der Armee Berlin NW 40 lehnte das Gesuch jedoch am 25.11.1915²⁵ ab, was Gamsachurdia gegen Unterschrift mitgeteilt wurde.

Inzwischen, nämlich unmittelbar nach Kriegsbeginn, war vom Auswärtigen Amt und der Sektion Politik des Stellvertretenden Generalstabs der Armee die „Nachrichtenstelle für den Orient“ (NfO) ins Leben gerufen worden; mit ihr waren ideologische Zielsetzungen verbunden:

„Dieser Krieg muss, wenn es noch eine Logik gibt, dazu beitragen, dass allerorten, wenn auch vielleicht erst nach langer Zeit, die von unseren Feinden unterdrückten Völker, die Marokkaner und Algerier, die Tunesier und Ägypter, die Inder muhammedanischen und hinduistischen Glaubens, die Tataren und Kaukasier, sich gegen ihre Tyrannen erheben. An uns ist es jetzt, die Vorbedingungen zu schaffen, dass diese Völker in der kommenden Stunde in Deutschland ihren Freund und Befreier erblicken.“²⁶

Wie aus Archivunterlagen hervorgeht, hatte der Münchner Philologe Friedrich von der Leyen²⁷ Gamsachurdia als geeigneten Mitarbeiter der Nachrichtenstelle nach Berlin empfohlen²⁸. Gamsachurdia selbst bestätigte dies 1965 in seiner Autobiographie: „Später empfahl mich Prof. Friedrich von der Leyen einer orientalischen Zeitschrift nach Berlin. Ich beschäftigte mich mit Übersetzungen.“²⁹

In einem Telegramm vom 14.12.1915 bat das stellvertretende Generalkommando M(ünchen) die Kommandantur Berlin um Zustimmung: „Georgier (Russe) Gamsachurdia soll Nachrichtenstelle Berlin beschäftigt werden. Telegramm der Nachrichtenstelle liegt vor. Zusageerlaubnis wird auch telegraphisch erbeten.“³⁰

Ende 1915 siedelte Gamsachurdia nach Berlin über, wo er in der NfO für 150 Mark Monatsgehalt arbeitete.³¹ Gleichzeitig studierte er ab Januar 1916 an der Friedrich-Wilhelms-Universität³² und war später an der Gesandtschaft der Republik Georgien³³ tätig. Als seine Wohnadresse wird Tauentzienstraße 10 angegeben³⁴, nahe der Nachrichtenstelle (Tauentzienstr. 19a) gelegen. Wie aus den Dokumenten hervorgeht, war Gamsachurdia in der NfO ursprünglich für schriftliche Tätigkeiten vorgesehen, „um die Propagandisten (d.h. Tseretheli, Matschabeli, aber auch G. Ker(r)eslidse, Achalkazi und Tavgiridse – S.Ch.-J.) nur für die Lager frei zu haben“.³⁵

Darüber hinaus setzte man ihn zunächst auch für die Korrespondenz ein, eine Aufgabe, über die er später schrieb: „Täglich mußte ich einige Hunderte Briefe lesen, den Unglücklichen antworten, die sich in Konzentrationslagern, Irrenanstalten, im Gefängnis und Krankenhäusern befanden.“³⁶ Hinzu kamen Übersetzungen, für die er sich jedoch, schenkt man den Archivadokumenten Glauben, als nicht brauch-

bar erwies.³⁷ So verlautete beispielsweise, seine Übersetzungen ins Deutsche liessen zu wünschen übrig, er könne kein gutes Russisch. Vielleicht war dies der Grund dafür, daß man ihn mit anderen Aufgaben betraute. Wie auch immer: Als nach der Abreise zweier Georgien-Propagandisten ein neuer Propagandist eingesetzt werden sollte, brachte man seinen Namen ins Spiel und verwies dabei auf seine megrelische Herkunft. Dies sei von Vorteil, da fast alle georgischen Soldaten, die bald darauf vom Lager Sagan nach Frankfurt überführt werden sollen, Megrelier seien.³⁸ Was nun auch den Ausschlag gegeben haben mag, jedenfalls wurde Gamsachurdia mit diesem neuen Aufgabengebiet betraut.

In den Dokumenten des Archivs des Auswärtigen Amtes finden sich Hinweise darauf, daß Gamsachurdia zusammen mit dem Propagandisten Tseretheli im Gefangenenlager Frankfurt/Oder unterwegs war, um georgische Kriegsgefangene für die deutsche Sache zu werben.³⁹ Da die hier untergebrachten 38 Georgier aber nach den Aussagen der Propagandisten dafür nicht zu gewinnen gewesen waren, wurde die Reise zum Mißerfolg. Die Georgier seien unter den Einfluß der Russen geraten – so das Fazit der Reise in den Dokumenten⁴⁰.

Möglicherweise war Gamsachurdia, dessen Propagandatätigkeit in geschichtswissenschaftlichen Arbeiten bisher nicht erwähnt worden ist, darüber hinaus noch in vielen anderen Lagern unterwegs, denn er schrieb später in „Die Liebkosung mit den Schatten“, er habe ungefähr 30 Lager gesehen⁴¹. Und er ergänzt: „Manchmal auch fuhr ich durch ganz Deutschland, um sie (die Kriegsgefangenen – S.Ch.-J.) aufzuspiiren und in unser Verzeichnis aufzunehmen.“⁴²

In den deutschen und österreichischen Gefangenenlagern waren über eine Million russische Gefangene untergebracht, davon in den über 100 deutschen Lagern⁴³ etwa 3300 georgische Soldaten und 45 Offiziere, unter denen sich auch in Georgien lebende Vertreter anderer Nationalitäten befanden. Ab Frühjahr 1917 begann man, gemäß einer Anordnung des Kriegsministeriums nach und nach die Kriegsgefangenen nach Nationen zu trennen, mit der Begründung, „weil sonst Freundschaften gegen Deutschland entstehen“ und „zukünftige Geschäftsbeziehungen aufgebaut werden.“⁴⁴ Aus diesem Grund wurden auch die gefangenen Georgier, mit Ausnahme von 2000 Mann, in einem Lager zusammengefaßt, zunächst in Zossen, dann bei Sagan. Gamsachurdia hat möglicherweise vor allem am Prozeß der Auffindung und Registrierung der Georgier in den Lagern mitgewirkt.

Sein Fazit über die Kriegsgefangenenlager formuliert Gamsachurdia später in „Die Liebkosung mit den Schatten“ folgendermaßen:

„Ich behaupte: die Ergebnisse des ersten Weltkriegs hat noch niemand in der Literatur dargestellt. Ich denke nicht, daß in diesen Konz(entrations)lagern weniger schreckliche Dinge vorkamen als in den durch Hitler eingerichteten entsetzlichen Konzlagern. Ich habe in Deutschland ungefähr 30 Konz(entrations)lager gesehen und muß sagen, daß alles viel schrecklicher war als in Dante Alighieris Hölle. Jenseits des Stacheldrahtes wimmerten eingesperrt halbnackte und hungrige Menschen kläglich, bettelten: Rettet uns vorm Hunger. Der Hunger – das war noch gar nichts, die Wächter und Feldwebel schlugen sie mit Peitschen, in den Karzern hungerten die, die ihre Unzufriedenheit aussprachen. Wenn ich in einige Konz(entrations)lager hineinging, so umringelten sie mich und (sagten): Wenn du ein Christ und Georgier bist, befreie uns aus dieser Qual, auch das bemerkte ich: ich schien ihnen ein Allmächtiger zu sein.“⁴⁵

Diese drastische Schilderung des Lebens und der Zustände der Lager ist sehr interessant, denn sie unterscheidet sich sehr stark von den Darstellungen in den Dokumenten, die im Archiv des Auswärtigen Amtes zum Georgierlager Sagan einzusehen sind. Vor diesem Hintergrund ist es angebracht, zwischen den sogenannten „normalen“ Lagern, die Gamsachurdia im Auge hat, und dem Georgier-Sonderlager Sagan und anderen Sonderlagern zu differenzieren. In den ersteren waren Strafen⁴⁶ und z.B. sofortiger und rücksichtsloser Waffengebrauch bei Meuterei⁴⁷ an der Tagesordnung.

Im Lager Sagan dagegen, das zur ideologischen Beeinflussung der Kriegsgefangenen vorgesehen war, gehörten den Dokumenten zufolge Feldarbeiten, Spaziergänge, Theateraufführungen (z.B. Die Hochzeit des Gogi), Sport (Fußball, Geräteturnen), Gesang (dreistimmiger Männerchor), Zeitungs- und Buchlektüre u.ä. zum Alltag. Sogar die georgische Sprache wurde ab dem Jahr 1918 für die Gefangenekorrespondenz zugelassen.

Nachdem sich Gamsachurdia in politischem Auftrag längere Zeit in der Schweiz,⁴⁸ in Frankreich, England, Norwegen, Rußland und Georgien⁴⁹ aufgehalten hatte, kehrte er nach Deutschland zurück und organisierte schließlich die Rückführung eines Kontingentes georgischer Kriegsgefangener nach Georgien. Dieser Schiffsüberfahrt widmet er in „Die Liebkosung mit den Schatten“ eine sehr ausführliche Beschreibung:

„Dann war die Zeit für die Freilassung gekommen. Am ersten September schickte mich die Berliner Botschaft nach Kopenhagen. Dort mietete ich ein um die 40 000 Deplacement-Schiff „Kristian(i)a“ und bestellte es nach Hamburg. Im Verlaufe von mehreren Tagen sammelte ich in Hamburg an die 3 000 ehemalige Kriegsgefangene. Jetzt stand die Frage: wer sollte das Schiff nach Georgien bringen? Jeder wußte, daß die Meere noch nicht von schwimmenden Granaten und Bomben gesäubert waren. Kein einziges Mitglied der Botschaft wollte so etwas auf sich nehmen. Schließlich halste ich mir diese sehr gefährvolle Sache auf.“⁵⁰

Bei dieser, von Gamsachurdia später als „Odyssee“ bezeichneten Überfahrt wurden neben den genannten 3 000 Georgiern auf sein Betreiben hin auch etwa 300 Russen, Armenier, und Osseten aus Tbilissi befördert, nach Vollbelegung des Schiffes nutzte man auch das Deck und die Rettungsboote zur Unterbringung der Passagiere.

Neben vielen Details bezüglich finanzieller Fragen und der Schiffsausrüstung, mit den an Bord befindlichen Waffen, Medikamente und etwa 40 Waggons Waren sowie der Notwendigkeit, Vorkehrungen gegen Diebstähle zu treffen, berichtet Gamsachurdia auch von diversen, zunächst nur kleinen, sogar belustigenden Zwischenfällen wie diesem: So habe der schöne Gesang der Kriegsgefangenen Hunderte deutscher Frauen angelockt, welche die Gefangenen am liebsten nach Georgien hätten mitnehmen wollen.

Nach der Abfahrt sah sich Gamsachurdia dann aber nach und nach mit anderen, ernsthaften Schwierigkeiten konfrontiert: Er wurde angefeindet und als Agent des georgischen Präsidenten bezeichnet; nur mit Mühe und Not gelang es ihm, bei einer öffentlichen Aussprache die Aufgebrachten von seinen loyalen politischen Absichten zu überzeugen. Unmittelbar danach setzte eine Rattenplage ein, derentwegen man sogar zögerte, die für die Verproviantierung wichtigen Häfen anzusteuern.⁵¹

Neben der allgegenwärtigen Gefahr durch Granaten und Bomben, auf die man schon vorbereitet war, waren es vor allem Krankheiten bzw. die schlechte gesundheitliche Verfassung der Rückkehrer, von denen viele zusätzlich seekrank wurden, die den Alltag erschwerten: an Bord befanden sich Lungenkranke, an die 40 geistig Verwirrte, die schwer zu betreuen und deshalb angebunden waren, und eine Reihe Syphiliskranker.

Nach einer Odyssee von 35 Tagen landete das Schiff im georgischen Poti an. Da sich im Hafen niemand für die Angekommenen und die 40 Waggons Ware interessierte, wollten die durch den Krieg verrohten ehemaligen Gefangenen, Megrelier und Gurier, die Ware unter sich aufteilen. Doch auch dieses letzte Hindernis wurde letztlich überwunden, und die Kriegsgefangenen konnten in ihre Heimatbezirke zurückkehren.

Ingesamt betrachtet, hat sich das Verhältnis Gamsachurdias zu Deutschland während des Ersten Weltkrieges und in der Folgezeit deutlich gewandelt. Hatte der 21jährige Student Deutschland noch als Heiligenland gesehen, wo er Wissen anhäufen konnte und von dem er die Befreiung von Rußland erhoffte, so ging er aus dem 1. Weltkrieg mit einem zwiespältigen Verhältnis zu dem Land, dessen Zögling er einst sein wollte, hervor. Während explizite Aussagen seinerseits aus der Zeit nach dem Krieg nicht bekannt sind,⁵² gelangte er in der späteren autobiographische Aufarbeitung seiner Kriegserfahrungen zu eindeutigen Schlußfolgerungen: „Nun, in historischer Perspektive wird es ganz klar sichtbar, daß der teuflische Faschismus schon in jenen Jahren mit unheilverkündenden Trieben sproß.“⁵³

In gewisser Weise kommt sein zwiespältiges Verhältnis auch durch den symbolischen Titel seiner Autobiographie „Liebkosung mit den Schatten“ zum Ausdruck. Man muß annehmen, daß einer oder mehrere dieser Schatten, und gewiß sehr dunkle, Gamsachurdia während des 1. Weltkrieges in Deutschland berührten und erkalten ließen.

Anmerkungen

- 1 Er schrieb u.a. „Das Lächeln des Dionysos“ 1925, „Die Entführung des Mondes“ 1935, „Die rechte Hand des großen Meisters“ 1939 (deutsch 1969), „Dawit der Erbauer“ 1942-1962, „Die Blüte der Weinrebe“ 1956, „Tamar“ (unvoll.). Gedichte, Novellen, Erzählungen, Skizzen, Nachdichtungen (u.a. Goethe, Heine, Rilke), Essays u.a. über Goethe, Thomas Mann, Rilke). 1958-1967 erschien eine achtbändige georgischsprachige Werkausgabe, 1964-1968 eine sechsbändige russischsprachige Werkausgabe und 1972-1981 eine achtbändige russischsprachige Ausgabe. Letztere ist aber weniger umfangreich als die georgische achtbändige Ausgabe.
- 2 Konstantine Gamsaxurdia, *Receuli txzulebani*, Bd. 8, Tbilisi 1967, S. 56-118 (über die uns interessierende Zeit S. 104-118). Es existiert keine russische Übersetzung.
- 3 Konstantine Gamsachurdia, *Izbrannye proizvedeniya*. Bd. 6, Tbilisi 1968., S. 478 (alle Übersetzungen aus dem Georgischen und Russischen von der Autorin).
- 4 Gamsaxurdia, *Receuli...*, a.a. O., S. 109f.
- 5 Ebenda, S. 122.
- 6 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München (BHStArch), Abt. IV. Kriegsarchiv, Bestand Stv. Gen. Kdo I. AK., Nr. 2002/1 (die Textdokumente wurden von mir korrigiert oder ergänzt, wenn durch Fehler das Verständnis erschwert wird).

-
- 7 Gamsachurdia, Izbrannye..., a.a.O., S. 478. Ausführlichere Variante bei Gamsaxurdia, Receuli..., a.a.O., S. 112f.
- 8 Eigentlich eine ehemalige Saline; auch bei der Angabe der Gefangenenzahl irrt sich Gamsachurdia. Es können höchstens 1 500 gewesen sein. Eine Beschreibung des Lagers bei: Franz Haselbeck, Das Gefangenenlager Traunstein-Au. In: Traunsteiner Salzgeschichte, Traunstein 1995, S. 241-290.
- 9 Gamsachurdia, Izbrannye..., a.a. O., S. 479. Ausführlicher bei: Gamsaxurdia, Receuli..., a.a.O., S. 113-116.
- 10 BHStArch, Nr. 2002/2.
- 11 Ebenda.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda, Nr. 2002/4.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda, Nr. 2002/3.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda, Nr. 2002/5.
- 18 Ebenda, Nr. 2002/6.
- 19 Gamsachurdia, Izbrannye..., a.a.O., S. 480.
- 20 Ebenda.
- 21 BHStArch, Nr. 2002/1.
- 22 Ebenda, Nr. 2118/3. Hier verweist Gamsachurdia auf das Manuskript „Georgien und der Weltkrieg“, bei dem es sich offensichtlich um einen Entwurf der später in Weimar gedruckten Broschüre „Der Kaukasus im Weltkrieg“ von Kaukasielli (Gamsachurdia) handelt, nicht zu verwechseln mit der Broschüre „Georgien und der Weltkrieg“ von Tseretheli (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PArchAAB), R 21015, Bl. 127f.).
- 24 BHStArch, Nr. 2118/3.
- 25 Ebenda, Nr. 2118/4.
- 26 Bundesarchiv Berlin (BArchB), Auswärtiges Amt (AA), Nr. 64101 (68159).
- 27 Friedrich von der Leyen war Professor für älteste deutsche Philologie in München und führte Gamsachurdia in die orientalische Geschichte und Mythologie ein.
- 28 PArchAAB, R 21016, Bl. 93f.
- 29 Gamsachurdia, Izbrannye..., a.a.O., S. 480.
- 30 BHStArch, Nr. 2118/5.
- 31 PArchAAB, R 21016, Bl. 93f.
- 32 Universitätsarchiv der Humboldt-Universität (UArchHUB), Philosophische Fakultät/Dekanat, Nr. 588, Bl. 47; vgl. auch Steffi Chotiwari-Jünger. Konstantine Gamsachurdia. Ein bekannter georgischer Schriftsteller – einst Student der Berliner Universität. In: Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität Berlin 1982, S. 58-88.
- 33 Über die Gesandtschaft vgl. Steffi Chotiwari-Jünger, Georgier in Berlin, Berlin 1999, S.23-26.
- 34 PArchAAB, R 21258, Bl. 45.
- 35 Ebenda, R 21252, Bl. 34.
- 36 Lit'erat'uruli sakartvelo, Tbilisi, 12.6.1991, S. 8-9. Die Bezeichnung „Konzentrationslager“ war auch vor dem Zweiten Weltkrieg bekannt.
- 37 PArchAAB, R 21016.
- 38 Ebenda, R 21256, Bl. 61.
- 39 Rudolf Nadolny. der Leiter der Sektion Politik im Stellvertretenden Generalstab der Armee, schrieb dazu: „Es handelt sich darum, die mohammedanischen, indischen und georgischen Gefangenen durch geeignete Behandlung und Propaganda derart zu beeinflussen, dass sie die Sache unserer Feinde verlassen, für jetzt und möglichst auch für die Zukunft unsere Anhänger werden und sich bereit erklären, für uns gegen unsere Feinde zu kämpfen. Als Mittel der Propaganda kommt für die Mohammedaner hauptsächlich die Idee des heiligen Krieges und ihrer nationalen Selbständigkeit für die Georgier und Inder in erster Linie der letztere Gedanke in Frage.“ Ebenda, R 21244, Bl. 103-106.
- 40 Ebenda, R 21256, Bl. 141, 165 und R 21258, Bl. 20f.
- 41 Lit'erat'uruli sakartvelo, a.a.O.

-
- 42 Ebenda.
- 43 BArchB, Reichsamt des Innern, Nr. 12387.
- 44 Ebenda, Nr. 12388.
- 45 Lit'erat'uruli sakartvelo, a.a.O.
- 46 Z.B. in Traunstein leichter und mittlerer, aber auch strenger Arrest, d.h. Dunkelhaft mit Nahrungsentzug, gegebenenfalls Schlafentzug bis zu mehreren Wochen. Vgl. Haselbeck, a.a.O.
- 47 BArchB, Reichsamt des Innern, Nr. 12388.
- 48 Gamsachurdia war auf der Lausanner Nationalitätenkonferenz im Juni 1916 neben Tseretheli und einem dritten Georgier als Vertreter des Verwaltungskomitees Unabhängiges Georgien anwesend. Zu dieser Zeit entstanden zwei Sonette aus dem Zyklus „Das 20. Jahrhundert“, Graf Zeppelin und Emile Verhaeren gewidmet. Vgl. Gamsaxurdia, *Receuli...*, a.a.O., Bd. 7, S. 170f. Danach war er zur Genesung in der Schweiz. Aus Genf trifft der letzte Brief (vom Oktober 1916) des Georgiers in München ein, in dem er den Kommandanten des Gefangenlagers Traunstein bittet, seinen dort zurückgebliebenen Paß nachzusenden. Gleichzeitig äußert er den Wunsch, den Inhalt des Briefes niemandem mitzuteilen, auch nicht seinen Bekannten. Offensichtlich wurde er bereits von der russischen Regierung beobachtet. Vgl. BHStArch, R 2118/6 und 2118/7.
- 49 Im Jahre 1917 reiste Gamsachurdia über Frankreich, England und Rußland nach Georgien. In England verhaftete man ihn als „deutschen Spion“. In Rußland angekommen, wurde er in Petrograd als „verdächtige Person“ ins Gefängnis geworfen. Durch die Revolution kam er frei. UArchHUB, Philosophische Fakultät/Dekanat, Nr. 588, Bl. 47.
- 50 Lit'erat'uruli sakartvelo, a.a.O.
- 51 Zur Beschaffung von Proviant wurden eigene Geldmittel, aber auch Spenden des Roten Kreuzes verwendet. Teilweise mußten aber auch Privatspenden in den Häfen eingeworben werden.
- 52 In den zwanziger Jahren war Gamsachurdia in Haft; bis zu den fünfziger Jahren sprach man in der UdSSR am besten nicht über seine westeuropäischen Erlebnisse und Beziehungen.
- 53 Gamsachurdia, *Izbrannye...*, a.a.O., S. 479.

Abb. 1. Konstantine Gamsachurdia während seiner Lehr und Wanderjahre in Deutschland

Aus: Lit'erat'uruli Sakartwelo, 12. Juli 1991, S. 8

Abb. 2 Unterbringung der Zivilgefangenen in der „Fünferpfanne“ im Gefangenenlager Traunstein.

Aus: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV, Kriegsarchiv, BS-N 22/-4, Staudingersammlung.

Abb. 3 Anstellen zur Essensausgabe im Gefangenenlager Traunstein.

Aus: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV., Kriegsarchiv, BS-,N 22/-4, Staudingersammlung

Abb. 4 Die Pension Siegesthor, Kaulbachstr. 71 in München, in der Gamsachurdia nach seiner Freilassung wohnte.

Foto: M. v. Esbroeck

Abb. 5 Ein unbekannter georgischer Kriegsgefangener

Aus: „Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern“ Frankfurt am Main 1916, 2. Folge, S. 148.

Frontenwechsel: Muslimische Deserteure im Ersten und Zweiten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit

Gerhard Höpp

Desertion oder Fahnenflucht, die gewöhnlich als Synonyme verwendet werden, sind in der sozial- und militärgeschichtlichen Forschung bisher kaum thematisiert worden. Wenn es überhaupt geschah, dann als vorwiegend juristisch oder moralisch zu bewertende Abweichung von der Norm, wobei im ersteren Falle ihre Ahndung bzw. Prävention bezweckt, im letzteren ihre politische Umwertung zu einer Art Antiheldentum vorgenommen wurde. Über die Deserteure selbst, so heißt es in einer jüngst erschienenen Publikation, „schweigen die meisten Geschichtsbücher“ indes-¹

Für einen Orientalisten, der sich mit muslimischen Deserteuren aus europäischen Heeren befaßt, ist das eine methodologisch wenig verheißungsvolle Situation. Glücklicherweise veröffentlichten der Soziologe Ulrich Bröckling und der Historiker Michael Sikora kürzlich eine Textsammlung über „Armeen und ihre Deserteure“, in der sie neue und, wie sie meinen, fruchtbarere Zugänge zum Thema anbieten. Obwohl ihre Beispiele auf Europa und ihr Fokus auf das Militärische beschränkt sind, betrachten die Herausgeber die Desertion doch „in ihren komplexen Abhängigkeiten“. Dazu zählen sie gleichermaßen die „Geschichte des Militärs“ und den „Prozeß der modernen Staatsbildung“: Deserteure seien demzufolge Menschen, die den Anspruch des Staates auf Ausübung legitimer Gewalt in Frage stellen, und zur selben Zeit Produkte seiner militärischen Organisation. Jede, man sollte wohl sagen, historisch konkrete, Armee bringe also ihre eigenen Deserteure hervor; Desertion sei folglich der Spiegel, in dem sich die „charakteristischen Merkmale der Armeen“ analysieren ließen.²

Das erscheint durchaus hilfreich, um den Zusammenhang zwischen meinem Thema und dem des Workshops zu verdeutlichen, in dem es ja um die Deserteure von Armeen geht, die koloniale Untertanen des Staates rekrutierten, um sie unter ihrer Fahne gegen Armeen anderer Staaten oder Staatenkoalitionen in Europa kämpfen zu lassen; muslimische Fahnenflüchtige spiegeln bis zu einem bestimmten Grad Charakter und Erscheinungsformen kolonialer Heere bzw. Formationen.

Für meinen Beitrag unmittelbar relevant erscheint jedoch die Vermutung Bröcklings und Sikoras, Desertion sei kein objektiver Tatbestand, sondern würde erst durch die „Wahrnehmung der Zeitgenossen“³ konstituiert, nämlich durch die juristische, politische, moralische und gelegentlich sogar medizinische Bewertung des Phänomens durch die jeweils Betroffenen: Mir geht es vor allem um die Motive, die muslimische Soldaten und Offiziere der britischen, französischen, russischen und – mit Einschränkung – der osmanischen und deutschen Armeen im Ersten und Zweiten Weltkrieg sowie in der Zwischenkriegszeit bewogen haben, „von der Fahne zu laufen“⁴.

Warum ausgerechnet Muslime? Weil im Ersten Weltkrieg Deutschland und Österreich-Ungarn eine speziell auf muslimische Kombattanten der Entente-Armeen zielende („Ġihād“-)Propaganda betrieben haben, die sie zur Fahnenflucht und, wie bereits Margot Kahleyss erläutert hat, nach ihrer „Umerziehung“ in Sonderlagern zum Eintritt in das (islamische) Heer des mit ihnen verbündeten Osmanischen Reiches bewegen sollte.⁵ Im Zweiten Weltkrieg war das ähnlich: Wenngleich dort die nicht minder intensive Desertionspropaganda der Achse weniger auf die religiöse als auf die nationale Identität⁶ der muslimischen Kombattanten in den alliierten Heeren und ihre Verwendung in „nationalen“ Kontingenten der Wehrmacht und der Waffen-SS abhob, sind doch auch Aufforderungen zur Fahnenflucht bekannt geworden, die an die „Kameraden Muselmanen“ gerichtet waren.⁷

Diese Praxis schuf die Voraussetzungen, daß wir überhaupt verwertbare Informationen über muslimische Deserteure erhalten konnten: Der zivile und militärische Apparat namentlich in Deutschland produzierte zahlreiche Quellen, die über ihre Person, die Umstände und Motive ihrer Fahnenflucht sowie gelegentlich auch über ihre Schicksale Auskunft geben; sie vermitteln zugleich Propagandainhalte, vor deren Hintergrund sich gegebenenfalls die persönlichen Fluchtgründe der Deserteure abheben können.

Zunächst einige Worte zur deutschen Desertionspropaganda. Im Ersten Weltkrieg wurde sie von der zivilen „Nachrichtenstelle für den Orient“ (NfO) koordiniert, auf die schon Ilse Itscherenska in ihrem Beitrag hingewiesen hat, und zusammen mit der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und der Sektion Politik des Stellvertretenden Generalstabs der Armee praktiziert⁸. Ihr hauptsächliches Medium war das Flugblatt. Die Texte wurden von muslimischen Emigranten und Überläufern, darunter dem algerischen Oberleutnant Būkabūya Rabaḥ (geb. 1875), genannt El Hadj Abdallah, bisweilen auch von deutschen Orientalisten verfaßt⁹ und in europäischen und orientalischen Sprachen an der West- und der Ostfront¹⁰ von Flugzeugen und Ballons abgeworfen oder mit speziellen Granaten verschossen. An der Westfront kam es auch zu spektakulären Lautsprechereinsätzen prominenter muslimischer Politiker und Religionsgelehrter. So berichtet der Kommandeur der 6. Armee, Kronprinz Rupprecht von Bayern, in seinem Kriegstagebuch, daß es der Tunesier Ṣāliḥ aš-Šarīf (1869-1920) im Dezember 1914 bei Lille verstanden habe, gefangene indische Muslime „derart zu fanatisieren“, daß zwei von ihnen die britischen Linien überquerten, um Landsleute zum Überlaufen zu bewegen; leider seien sie beim Rückmarsch „von unseren Mannschaften versehentlich erschossen oder verwundet“ worden.¹¹

Im Zweiten Weltkrieg wurde neben Flugblättern, die von deutschen Propagandisten oft gemeinsam mit Mitgliedern der im Reich installierten nordafrikanischen, kaukasischen, mittelasiatischen und indischen „Nationalkomitees“ sowie mit muslimischen Kriegsgefangenen formuliert wurden und auch als „Passierscheine“ durch die deutschen Linien dienen sollten¹², insbesondere der Rundfunk für die Desertionspropaganda eingesetzt; in den Sendungen nach dem Maghreb, so konstatiert Charles-Robert Ageron, waren „die Aufrufe zur Desertion und Sabotage“ statistisch gesehen die häufigsten¹³.

Gemessen am Aufwand war das Resultat dieser Bemühungen in beiden Kriegen jedoch sehr gering. Offizielle Zahlen über Deserteure fehlen indessen; die betroffenen Heere der jeweiligen Kriegskoalitionen haben sie im Unterschied zu ihren Verlusten an Toten, Verwundeten und Vermißten nicht veröffentlicht. Gilbert Meynier wurde, als er nach algerischen Überläufern im Ersten Weltkrieg forschte, noch Ende der siebziger Jahre der Zugang zu wichtigen französischen Archivbeständen verwehrt.¹⁴ Dieser Umstand bestätigt Bröckling und Sikora, wenn sie schreiben, daß hier in der Tat ein „archimedischer Punkt politischer Herrschaft“ berührt wird.¹⁵ Recherchen französischer und britischer Historiker brachten bisher nur fragmentarische Ergebnisse hervor: Meynier fand heraus, daß zwischen Frühjahr 1915 und Frühjahr 1917 insgesamt etwa 130 Algerier die Front gewechselt hatten¹⁶, und David Omissi stellt fest, daß etwa 220 indische Muslime, vornehmlich Afridis, im Frühjahr 1915 zu den Deutschen desertiert waren¹⁷. Informationen über muslimische Deserteure im Zweiten Weltkrieg sind noch spärlicher: Belkacem Recham erwähnt einzelne Nordafrikaner, die namentlich während des Italienfeldzuges im Frühjahr 1944 zu den Deutschen übergelaufen waren; ansonsten, so behauptet er, habe die deutsche Propaganda keine „kollektiven Desertionen“ unter den nordafrikanischen Kombattanten der Alliierten zu bewirken vermocht.¹⁸

Auch in deutschen Quellen finden sich keine, geschweige denn genauere Angaben. Die von mir bisher konsultierten Archivalien ziviler Provenienz gaben nur vage Daten preis: Während der ehemalige Leiter der NfO, Karl Schabinger von Schowingen, im April 1916 noch berichtete, daß aufgrund ihm „vertraulich“ mitgeteilter Aussagen nordafrikanischer und indischer Überläufer „mit Sicherheit“ darauf geschlossen werden könne, „dass unsere Flugblätter ihr Ziel erreichten und Beachtung gefunden haben“¹⁹, tauchte der Hinweis auf Desertionen in späteren Berichten der NfO überhaupt nicht mehr auf. Die auch von Meynier erwähnte Fahnenflucht Būkabūya Rabahs²⁰ im April 1915 und von etwa 20 Nordafrikanern bei Verdun im Juni 1916 waren offenbar so einmalig, daß sie in den deutschen Akten ausdrücklich erwähnt wurden²¹.

In beiden Kriegen war die Zahl der desertierten Muslime im Vergleich zu den riesigen Massen der gefangenen offenbar so gering, daß Angaben über sie, weil kriegspropagandistisch kaum verwertbar, nicht eigens bzw. gesondert erhoben wurden. Hinweise auf die Überläufer finden sich deshalb vornehmlich in den Akten der einzelnen Armeeoberkommandos, wo sie von den Ic-Offizieren nachrichtendienstlich vernommen worden waren. Deren Aufzeichnungen sind fast die einzigen nennenswerten Quellen, die uns über die Person der muslimischen Fahnenflüchtigen in den beiden Kriegen sowie über die Umstände und Gründe ihrer Desertion Auskunft geben können.

Stichproben, die ich in den Aktenbeständen der 2. Armee aus der Zeit des Ersten Weltkrieges machte, bestätigen das. Die nicht immer gleichförmigen Protokolle der Nachrichtenoffiziere umfaßten neben dem deutlich dominierenden Teil „Sachliches“, der militärische Angaben enthielt, den Teil „Allgemeines“, dem persönliche Daten der Deserteure sowie, unter dem Stichwort „Stimmung“, Hinweise auf Desertionsgründe zu entnehmen sind. Der Syrer Abdallah ibn Hadje Chalil Chabanni²² etwa, der, durch den Kriegsausbruch an der Rückreise in seine Heimatstadt Aleppo gehindert, in Tunis für das 4. (tunesische) Tirailleurs-Regiment

gehindert, in Tunis für das 4. (tunesische) Tirailleurs-Regiment rekrutiert worden war, nutzte die „erste günstige Gelegenheit“, um am 18. April 1916 zu den Deutschen überzulaufen.²³ Im Juni 1916 desertierte aus dem 3. (algerischen) Tirailleurs-Regiment der Soldat Ben Cherif, nachdem er wegen Anstiftung zur Fahnenflucht zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war.²⁴ Aus dem selben Regiment lief am 12. März 1918 ein namentlich nicht genannter Algerier über, der sich bei seiner Vernehmung „sehr über die Franzosen“ beklagte, von denen „die Araber schlecht behandelt würden“; er sei 1916 mit vier weiteren Landsleuten in Haft genommen worden, weil er sich geweigert hatte, ins französische Heer einzutreten.²⁵

Diese Vernehmungspraxis wurde von den Nachrichtenoffizieren auch im Zweiten Weltkrieg ausgeübt. Einer Meldung der Abteilung Ic der 1. Armee ist z.B. zu entnehmen, daß am 21. Mai 1940 zwei Soldaten des 4. marokkanischen Tirailleurs-Regiments durch ein grünes Flugblatt „zum Überlaufen veranlaßt worden“ waren, welches in Arabisch und Französisch u.a. die Aufforderung enthielt: „Wer zu den Deutschen freiwillig kommen will, der soll kommen, er hat Pardon. Er hat zu essen und zu trinken...“²⁶. Ein Telegramm des Vertreters des Auswärtigen Amtes beim Afrikakorps, Constantin Alexander von Neurath, vom 31. Juli 1942 besagte:

„Wirkung indischer Flugblätter durch Überlaufen von circa 40 Indern, geführt von Sikh-Offizier, bestätigt. Anrege sofort Ausarbeitung weiterer Flugblätter in Form von Geleitschein mit Bild Generalfeldmarschall Rommels, Hakenkreuz und indischem Spinnrad. Farbe keinenfalls gelb oder sandfarben. Text möglichst kurz, nur Appell an Macht unserer Waffen und Aufforderung, Kampf einzustellen, sowie Versprechen freier Ausübung der Religion.“²⁷

Diese wenigen, nicht unbedingt repräsentativen Beispiele lassen immerhin ahnen, daß Desertion in beiden Kriegen nicht allein auf propagandistische Appelle an religiöse oder nationale Gefühle, sondern auch oder vielleicht sogar vielmehr auf andere, „profane“ Gründe zurückzuführen war. Omissi behauptet, daß nur ein Teil der im Ersten Weltkrieg übergelaufenen indischen Muslime der deutschen Propaganda gefolgt sei, viele hingegen aus „weniger erhabenen Motiven“ die Front gewechselt hätten. Zu diesen zählt er wie Meynier vor allem Heimweh, schlechte Nachrichten aus der Heimat, Todesangst und Stammesfehden; dabei räumt er ähnlich wie Jeffrey Greenhut ein, daß derartige Gründe eher noch zur Selbstverstümmelung als zur Desertion bewegt hätten, weil der Überläufer aus Asien in Europa keinen „sicheren Ort“ wußte.²⁸ Philip Mason belegt, daß gefangene indische Muslime die deutsche Propaganda auch benutzten, um durch Scheindesertionen der Einlieferung in ein Lager zu entgehen und sogar in die Heimat zurückgeschickt zu werden.²⁹

„Schlechte Behandlung“ im britischen Heer scheint demzufolge kein dominierendes Motiv indischer Deserteure gewesen zu sein; für nordafrikanische aus dem französischen Heer war es das, wie soeben oben angedeutet, indessen ebenso gewiß wie für Überläufer aus der „muslimischen“ türkischen Armee. Stefan Velikov hat dort anhand bulgarischer Akten – Bulgarien war Verbündeter der Mittelmächte gewesen – neben allgemeiner Kampfmüdigkeit vor allem schikanöse Behandlung durch Vorgesetzte und Hunger als Gründe für die besonders in der zweiten Kriegshälfte massenhaft aufgetretenen Fälle von Fahnenflucht feststellen können.³⁰ Einflüsse von „antimilitaristischer“ Desertionspropaganda bemerkte er erst seit den

russischen Revolutionen vom Februar und Oktober 1917, durch die Soldaten und Offiziere zum Frontwechsel bewegt worden wären³¹; bis dahin seien die Deserteure seltener zum Feind übergelaufen, vielmehr in unzugängliche, „sichere“ Orte abseits der Kampfgebiete geflohen, wo sie sich in „Banden“ organisierten und oft die ländliche Bevölkerung ausplünderten. Hinweise auf die ethnische oder religiöse Zugehörigkeit der Deserteure bzw. aus ihr womöglich ableitbare differenzierte Motive für die Fahnenflucht fand Velikov allerdings nicht.

Im Unterschied zu den beiden Weltkriegen treten die Motive muslimischer Deserteure, die in der Zwischenkriegszeit die Fahne verließen, offener zutage. Den Truppen der Entente, die gemäß dem Versailler Vertrag die linksrheinischen Gebiete Deutschlands besetzt hatten, gehörten auch koloniale Kontingente mit muslimischen, vorwiegend nordafrikanischen Soldaten an. Einige von ihnen desertierten ins unbesetzte Gebiet: 1926 schätzten deutsche Behörden ihre Zahl auf etwa 100, doch dürfte die Dunkelziffer wesentlich höher gelegen haben.³² Sie waren, anders als zu Kriegszeiten, keiner staatlich bzw. zentral organisierten Desertionspropaganda gefolgt; den Deutschen war vielmehr durch Artikel 4 des Rheinlandabkommens auferlegt worden, Deserteure unverzüglich den Besatzungsbehörden auszuliefern.³³ Lediglich französische und deutsche Kommunisten agitierten in der Besatzungsarmee für Fahnenflucht bzw. Fraternalisierung.³⁴

Dem Umstand, daß nach dem „Ruhreinbruch“ 1923 im Zuge des deutschen passiven Widerstandes die nordafrikanischen Deserteure nicht automatisch ausgeliefert, sondern zeitweilig im Reich zurückbehalten, z.T. interniert, dann in der Regel abgeschoben wurden, verdanken wir ein Konvolut reichseinheitlicher Fragebögen, die in nachrichtendienstlichen und polizeilichen Vernehmungen gewonnene Aussagen der Deserteure, darunter zu ihren Fluchtmotiven, enthalten. Ich habe sie und einige andere Quellen ausgewertet³⁵; da die Ergebnisse der vorläufigen Analyse in einem Aufsatz veröffentlicht worden sind³⁶, sollen hier einige zusammengefaßte Mitteilungen genügen.

Bisher konnten aus den Akten 37 nordafrikanische Muslime eindeutig identifiziert werden, die zwischen März 1923 und Februar 1925 aus der französischen Rheinlandarmee desertiert sind, davon 28 im Jahre 1923, drei 1924 und einer 1925. 19 von ihnen waren Soldaten, sieben Unteroffiziere und zwei Gefreite. 16 Deserteure stammten aus Marokko, 15 aus Algerien, zwei aus Arabien. Die meisten, nämlich 29, waren Analphabeten, acht gaben an, lesen und schreiben zu können. 17 hatten „städtische“ Berufe, nur fünf landwirtschaftliche; vier Deserteure waren ohne Beruf.

Von diesen Menschen gaben 12, also etwa ein Drittel an, wegen „schlechter Behandlung“ durch die französischen Vorgesetzten desertiert zu sein; eine gleichgroße Anzahl nannte Überdruß als Fluchtmotiv, wozu die Militärpflicht, die Schwere des Dienstes, unzureichende Ernährung und Heimweh gezählt wurden. Sieben Überläufer führten „besondere Vorkommnisse“ als Desertionsgründe an, also tätliche Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten und infolgedessen drohende Haftstrafen. Nur sehr wenige ließen, von einer diffusen antifranzösischen bzw. antikolonialen Haltung abgesehen, politische Motive oder den Einfluß politischer Agitation erkennen;

einer trug am Hals die Tätowierung „Français par force“³⁷. Frontenwechsel bedeutete also in den vermutlich seltensten Fällen auch Kulturenwechsel.

Der offensichtliche Mangel an religiösen bzw. politischen Desertionsgründen und die Dominanz „profaner“, besser wohl vitaler Motive für die Fahnenflucht, die ihrerseits, was zu untersuchen wäre, durchaus mit dem im allgemeinen unterprivilegierten Status muslimischer Kombattanten in europäischen (kolonialen) Heeren korrespondieren mögen, werfen die Frage auf, was aus den Überläufern in den Aufnahmeländern in und nach den Kriegen geworden ist. Antworten darauf fallen noch schwerer als auf die Frage nach Umständen und Gründen ihrer Flucht; denn nach ihrer oft heimlichen „Verwendung“ im Kriege wurde ihre Anwesenheit danach als lästig empfunden und ihr in aller Regel jämmerliches Schicksal im Frieden zumeist peinlich verschwiegen.

Den meisten Deserteuren dürfte die Einweisung in ein Gefangenen- bzw. Internierungslager nicht erspart geblieben sein; es gibt Hinweise darauf, daß manche dieses Verfahren nicht erwartet hatten, es enttäuscht mißbilligten und ihre Freilassung verlangten³⁸. Einigen wenigen war letzteres vornehmlich während des Ersten Weltkrieges vergönnt, wenn sie, wie der schon erwähnte Bukabuya Rabah oder seine Landsleute Ben Rabah ben Djaafar und Bel Abbas Rabah³⁹, als Propagandisten eingesetzt wurden; in der Regel jedoch wurde diese Leistung nicht mit der Freiheit belohnt.

Um das Gefangenenlager zu vermeiden bzw. hinter sich lassen zu können, bedurfte es in beiden Kriegen eines wesentlich schwerer wiegenden Schrittes: des Eintritts in eines der gegnerischen Heere bzw. in eine der Koalitionen. Schwerwiegend war er vor allem deshalb, weil, von der Desertion einmal abgesehen, der Dienst in fremden Heeren von den Behörden der Herkunftsländer in Kriegszeiten als Landesverrat betrachtet und verfolgt wurde. Im Ersten Weltkrieg gingen die Deutschen und Österreicher ziemlich leichtfertig mit diesem Risiko der Überläufer bzw. Gefangenen um: Während erstere offenbar gar nicht über mögliche Folgen für die Betroffenen nachdachten, kamen letztere zu dem – formal richtigen – Schluß, daß gegen den Eintritt kriegsgefangener Muslime aus Entente-Armeen ins türkische Heer – man nannte diese Menschen Dschihadisten – „vom völkerrechtlichen Standpunkte kein Anstand“ obwalte; sie schränkten allerdings vorsichtig ein, daß es „einer rigorosen Auffassung“ besser entspräche, wenn die Dschihadisten „nach ihrer Ankunft in der Türkei von den dortigen Behörden nicht nach einem Kriegsschauplatz dirigiert werden, wo sie gegen ihr eigenes Vaterland kämpfen würden“⁴⁰. Im Zweiten Weltkrieg beantwortete das Auswärtige Amt die Anfrage der Abteilung Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht, „ob der Einsatz kriegsgefangener Mohammedaner gegen England politisch angängig sei“, ganz ähnlich: „Eine Völkerrechtsregel, die einem Kriegsführenden verbietet, Kriegsgefangene, die sich dazu bereit erklären, gegen ihr eigenes Land einzusetzen“, ließe sich nicht nachweisen; es sei jedoch verboten, „Zwang anzuwenden, um einen solchen Einsatz zu erzielen“. Allerdings fügte das Amt hinzu, es könne „mit Sicherheit“ angenommen werden, „daß kriegsgefangene Mohammedaner, die während des Krieges unter britischer Flagge gekämpft haben und nunmehr auf deutscher Seite

kämpfen, im Falle ihrer Gefangennahme durch die Engländer zur Verantwortung gezogen werden“⁴¹.

Während sich die Zahl der Dschihadisten, die im Ersten Weltkrieg ins türkische Heer eintraten, mit etwa 2000 in Grenzen hielt⁴², war die der muslimischen Legionäre, die im Zweiten Weltkrieg in der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS dienten, mit einigen Hunderttausend unvergleichlich größer⁴³. Der Anteil von Überläufern an ihnen ist unbekannt, dürfte aber in beiden Fällen gering gewesen sein. Manche der Dschihadisten und Legionäre flohen erneut vor allem wegen „schlechter Behandlung“, sobald sich ihnen die Gelegenheit dafür bot: im Ersten Weltkrieg meist zu den Briten⁴⁴, im Zweiten Weltkrieg aus Furcht vor Bestrafung in den Herkunftsländern oft zu den Partisanen, oder sie schlossen sich Marodeuren an⁴⁵.

Diejenigen Deserteure, die nach den Kriegen in Deutschland zurückblieben, wurden dort bald als doppelt lästig empfunden: Man konnte sie nicht wie die übrigen Kriegsgefangenen ohne weiteres repatriieren⁴⁶, und manche von ihnen stellten unbequeme Forderungen für ihre im Krieg geleisteten Dienste. Da Einbürgerungen für „Farbige“ nicht vorgesehen waren⁴⁷, wurden die muslimischen Überläufer nach finanzieller „Abfindung“ in der Regel abgeschoben. Die Schicksale einiger von ihnen sind bekannt geworden und verdeutlichen diese Praxis.

Anfang Dezember 1918, einen Monat nach dem Waffenstillstand, verfügte der Wünsdorfer Soldatenrat, daß zehn „mohammedanische Ueberläufer, die den dringenden Wunsch geäußert hatten, baldmöglichst von Wünsdorf weggebracht zu werden, weil sie fürchten, den Engländern in die Hände zu fallen“, in einem Gut im westpreußischen Cadinen untergebracht werden; sie – es handelte sich um Afridis – sollten dort „frei Wohnung und Beköstigung“ und monatlich zehn Reichsmark für Landarbeit erhalten „bis zu der Zeit, da sie in ihre Heimat zurückkehren können“⁴⁸. Ein knappes Jahr später schlug der damalige Leiter der ehemaligen NfO, Eugen Mittwoch, dem Auswärtigen Amt vor, die „'indische Frage' einschließlich derjenigen der Afghanen, Ägypter und Araber“, die im Reich verblieben waren, „zur allseitigen Zufriedenheit“ dadurch zu lösen, daß ihnen „Darlehen von privater Seite“ gegeben werden⁴⁹, wodurch, wie er an anderer Stelle hinzufügte, „von vornherein weitere Forderungen unterbunden“ werden könnten⁵⁰. Die besagten Afridis, von denen jeder bereits 3000 Reichsmark erhalten hatte, sollten noch einmal den gleichen Betrag bekommen, was ihnen ermöglichen würde, „sich eine Existenz zu gründen, da sie schon eine Grundlage hierfür gelegt“ hätten⁵¹. Ob und wo ihnen das gelang, geht aus den Unterlagen nicht hervor.

Am 10. Dezember 1919 richtete der Afghane Schawachan Lalagei, der in Frankreich zu den Deutschen übergelaufen war, ein Gesuch an die Fürsorge-Abteilung für zurückgekehrte Kriegsgefangene im preußischen Heeresabwicklungsamt, in welchem er bat, „etwas für mich zu tun“. Der in einem Berliner Barackenlazarett untergebrachte Deserteur war offenbar nicht von Mittwochs Abfindungsprogramm erfaßt worden. „Ich habe keine Kleider und kein Geld. Ich bin ein Fremder hier und kann nicht die Sprache“, klagte er. „Für meine Existenz möchte ich gern eine Sicherheit haben. Ich möchte gern einmal Geld bekommen, daß ich ein Geschäft eröffnen kann, denn viele andere haben kleine Läden aufgemacht und ich möchte auch gern das tun“⁵². Nachdem das Hilfsersuchen Lalageis zunächst an das Reich-

samt des Innern „zur gefälligen weiteren Veranlassung ergebenst übersandt“ und von dort an die Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilgefangene weitergeleitet worden war, die die Angelegenheit der Deutschen Wohlfahrtsstelle übergab, welche sich jedoch nur für russische Kriegsgefangene zuständig sah, teilte die Reichszentralstelle endlich am 22. April 1920 dem Reichsinnenministerium mit, daß sie „den Obengenannten eingekleidet und seine Unterbringung auf einer Arbeitsstelle veranlasst“ habe⁵³. Lalagei scheint noch einmal am 4. November 1922 in den Mitgliederlisten der Islamischen Gemeinde zu Berlin auf⁵⁴, die von dem Inder Abdel Jabbar Kheiri (1880-1958) geleitet wurde, der zu jenen gehörte, die man für ihre Dienste im Kriege abgefunden hatte⁵⁵.

Nichts dürfte dagegen der algerische Überläufer Edin Bey Hamdun (geb. 1894) erhalten haben, der sich am 10. Dezember 1919 dem Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin, Eduard Sachau, unter Beifügung einer rührenden arabischen Schriftprobe als Spachlehrer anbot; die Bewerbung wurde „mündlich erledigt“⁵⁶. Etwas mehr Glück hatten dagegen drei ägyptische Offiziere, die zu den Türken übergelaufen waren und sich Ende 1919 „völlig mittellos“ in Süddeutschland aufhielten. Da sie „weder nach Aegypten, noch jetzt in die besetzte Türkei reisen“ und nicht in die Schweiz könnten, weil sie keinen britischen Paß besaßen, erhielten sie auf Antrag Mittwochs den „einmaligen Betrag“ von je 500 Reichsmark; damit sollten sie nach Tripolis abgeschoben werden⁵⁷.

Wesentlich mehr Mühe bereitete den deutschen Stellen der Algerier Bükabüya Rabah (El Hadj Abdallah). Dieser hatte im Herbst 1919 zu den Begünstigten des Mittwochschen Abfindungsprogramms gehört und 7500 Reichsmark erhalten; der Betrag war als hinreichend angesehen worden, um sich „hier eine Existenz zu gründen“ oder in die „Heimat“ zurückzukehren⁵⁸. Offenbar gelang ihm weder das eine noch das andere, denn Rabah wurde im Juli 1924 ausdrücklich in einem Dokument genannt, mit welchem das Auswärtige Amt das Reichsfinanzministerium aufforderte, Mittel für eine „endgültige“ Abfindung bedürftiger „Orientalen“ bereitzustellen. In dem geheimen Papier wurde darauf verwiesen, daß sich im Reich derzeit eine „größere“ Anzahl von Personen in „stellen- und mittellosem Lage“ befände, die während des Krieges „zum Teil auf unmittelbare Aufforderung nach Deutschland gekommen und zum Teil aus der englischen und französischen Armee übergelaufen sind.“ Angesichts dessen, daß eine Abschiebung oder Ausweisung dieser Menschen „nach Lage der Dinge“ nicht in Frage käme und es sich „in vielen Fällen“ als unmöglich herausgestellt habe, „ihnen in Deutschland dauernd Arbeit zu vermitteln“, böte sich nun die Chance, einen Teil von ihnen, „deren Aufenthalt hier nutzlos und unerwünscht ist, nach dem Orient (Egypten) abzubefördern“. Neben Rabah waren weitere fünf nordafrikanische Deserteure genannt, die sich bereit erklärt hätten, über Ägypten nach Marokko auszureisen und dafür Reisemittel erbäten. Doch nur Bukabuya Rabah reiste, ausgestattet mit 210,60 Reichsmark in bar, im November des selben Jahres mit dem deutschen Dampfer „Galilea“ nach Ägypten aus⁵⁹; die anderen hatten aus Protest dagegen, daß man ihnen das Geld erst an Bord des Schiffes aushändigen wollte, auf die Reise verzichtet⁶⁰. Als Rabah in Alexandria eintraf, wurde ihm, der hier „blacklisted“ war, jedoch die Einreise verweigert, und er kehrte nach Deutschland zurück⁶¹. Was bis 1940 dort mit ihm geschah, entzieht sich bisher

unserer Kenntnis. Erst im Juli des genannten Jahres wird der Algerier wieder aktenkundig, als er beim Auswärtigen Amt gegen die Einstellung der ihm bisher gewährten Arbeitslosenunterstützung protestierte. Das Amt, das ihn offenbar in den Irak abschieben wollte, was durch den Ausbruch des Krieges verhindert worden sei, erreichte beim Berliner Arbeitsamt eine Fortzahlung der Unterstützung; es wollte sich auch bemühen, Rabah „als Dolmetscher für orientalische Sprachen“ unterzubringen⁶². Seitdem verliert sich seine Spur.

Vergleichsweise noch schlechter erging es den muslimischen Deserteuren aus der französischen Rheinlandarmee, die weder gerufen worden waren, noch sonstige Verdienste für das Reich vorzuweisen hatten. Sie wurden, seit ihre automatische Auslieferung an die Franzosen eingestellt worden war und ihr Abschub nach Spanisch-Marokko, dem Hidjaz bzw. die Sowjetunion sich als nicht realisierbar erwiesen hatte, entweder ihrem Schicksal überlassen oder, sobald sich ein juristischer Grund bot, inhaftiert bzw. als „lästige Ausländer“ von einem in ein anderes deutsches Land ausgewiesen. Der deutschen Sprache meist nicht mächtig, irrten diese Menschen auf der Suche nach Arbeit und Unterhalt durch das Reich. Einige hinterließen dabei Spuren: der unglückliche Algerier Ali Bouzet (geb. 1895), der 1924 in Berlin eine Prostituierte erwürgte und dafür zu sechs Jahren Zuchthaus mit „Ehrverlust“ verurteilt wurde; seine Landsleute Mohamed Darani und Ramdani Boswar (geb. 1895), die 1933 in Brandenburg als Landarbeiter bzw. „ausländischer Deserteur“ aufscheinen; der Marokkaner Djelleli ben Mohamed (geb. 1905), der 1928 beim Kanalbau im niedersächsischen Uelzen arbeitete, und sein Landsmann Abdeslam ben Mohamed (geb. 1898), der 1931 als Kutscher bei einem Gutspächter in der Harzgemeinde Starsiedel unterkam⁶³, weil er sich als Pflegesohn des seinerzeit in Deutschland populären Führers der Rif-Kabylen, Abd al-Krim, ausgegeben hatte⁶⁴.

Andere fanden ihr Schicksal in Österreich. Am 13. Mai 1939 wurde der Marokkaner Ali ben Mohammed (geb. 1903), „mohammedanisch, ledig, unsteten Aufenthalts“, in Graz wegen des „Verbrechens der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens“ zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt; er habe, so heißt es in der Anklageschrift, „bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit für den Kommunismus Stimmung (ge)macht und gegen den Nationalsozialismus (ge)hetzt und dabei auch vor Beschimpfungen des Führers nicht zurück(ge)schreckt“⁶⁵. Als erschwerend war erkannt worden, daß Ben Mohamed, der in Strasbourg desertiert war und sich seitdem als „Handelsangestellter und später als Artist, Jongleur und Feuerfresser“ durchgeschlug, bereits im August 1938 wegen „Schmähungen zur Verachtung gegen Staatsbehörden und einzelne Organe der Regierung“ fünf Monate Arrest erhalten hatte⁶⁶. Zu zwei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus sowie drei Jahren „Ehrverlust“ wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ wurde am 9. Januar 1940 in Klagenfurt sein Landsmann Othmar (sic!) Ben Mohamed (geb. 1901) verurteilt. Der Marokkaner, der seinerzeit im Saargebiet desertiert war, 1923 nach Österreich kam, sich dort 1929 nach katholischem Ritus taufen ließ und eine Österreicherin heiratete, hatte im Lavanttal beim Straßenbau gearbeitet; ihm und einem mitangeklagten Österreicher wurde in der Anklageschrift vorgeworfen, „als überzeugte Kommunisten“ in „fortgesetzten Hetzreden“ ihre Arbeitskameraden „im kommunistischen Sinne“ beeinflusst zu haben, indem sie die „nat. soz. Verhältnisse in Deutschland in

gehässigster Weise herabsetzten“. Als strafverschärfend für Ben Mohamed wurde angeführt, daß er „gegenüber dem Gastlande zu grösserer Dankbarkeit verpflichtet gewesen wäre“⁶⁷.

Die Forschung über muslimische und andere afrikanische und asiatische Deserteure aus europäischen Heeren steht noch ganz am Anfang. Sie erscheint nützlich, insofern sich in ihrem Spiegel nicht nur Armeen, wie Bröckling und Sikora meinen, sondern auch ganze Gesellschaften besser erkennen lassen: diejenigen, die die Deserteure hervorgebracht, und die, die sie gerufen, aufgenommen, „verwendet“ und schließlich abgeschoben oder „repatriert“ haben.

Anmerkungen

- 1 Ulrich Bröckling/Michael Sikora (Hg.), *Armeen und ihre Deserteure*. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1998, S.7.
- 2 Ebenda, S.8f.
- 3 Ebenda, S.10.
- 4 Ebenda, S.7.
- 5 Vgl. auch Margot Kahleyss, *Muslime in Brandenburg: Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg*. Ansichten und Absichten, Berlin 1998, S.17ff.; Gerhard Höpp, *Muslime in der Mark. Als Kriegsgefangene und Internierte in Wünsdorf und Zossen, 1914-1924*, Berlin 1997, S.69ff.
- 6 Vgl. Gerhard Höpp, *Der Koran als „Geheime Reichssache“*. Bruchstücke deutscher Islampolitik zwischen 1938 und 1945. In: Holger Preißler/Hubert Seiwert (Hg.), *Gnosisforschung und Religionsgeschichte*. Festschrift für Kurt Rudolph zum 65.Geburtstag, Marburg 1994, S.437f.
- 7 Flugblatt in kasachischer Sprache Nr.613N/Kas/XII,42 in: Bundesarchiv, Militärisches Zwischenarchiv, Potsdam (BA/MZwArchP), WF-03/32001, Bl.505f.
- 8 Vgl. Herbert Landolin Müller, *Islam, gihad („Heiliger Krieg“) und Deutsches Reich*. Ein Nachspiel zur wilhelminischen Weltpolitik im Maghreb 1914-1918, Frankfurt/M. u.a. 1991, S.193ff.
- 9 Vgl. *Kriegsurkunden*. 10. Ein arabisches Flugblatt. In: *Die Welt des Islams*, Berlin 3 (1915) 2, S.121ff.; El Hadj Abdallah, *Les Turcos à la...Turquie!* O.O., o.J.; Abd ar-Rasid (Ibrahim), *Ey mü'minler ey düsman askeri icinde bulgan müslümanlar*. In: *Deutsche Gefangenenlager, o.O. 1915-1918*, Nr. 73; Bundesarchiv Berlin (BArchB), Auswärtiges Amt (AA), Film 64001, von Wesendonk an Schabinger, 19.12.1915. Siehe auch Gottfried Hagen, *Die Türkei im Ersten Weltkrieg*. Flugblätter und Flugschriften in arabischer, persischer und osmanisch-ürkischer Sprache aus einer Sammlung der Universitätsbibliothek Heidelberg eingeleitet, übersetzt und kommentiert, Frankfurt/M. u.a. 1990, S.46.
- 10 Vgl. BArchB, AA, Film 64001, Telegramm aus Trapezunt, 9.10.1915; Telegramm aus Erserum, 10.10.1915.
- 11 Vgl. Eugen von Frauenholz (Hg.), *Kronprinz Rupprecht von Bayern, Mein Kriegstagebuch*. Bd. 1, Berlin 1929, S.277ff.
- 12 Vgl. BA/MZwArchP, WF-03/32001, Bl.507; BArchB, AA, Film 15124, Bl.E512308f. Sonderführer Hoenerbach von der 16.Armee hatte z.B. zusammen mit einem algerischen Gefangenen „auf Grund von Briefstudien und Gesprächen“ den „Text eines neuen algerischen Flugblattes aufgesetzt“ und ihn dem Auswärtigen Amt zugeleitet. Vgl. BA/MZwArchP, WF-01/2149, Bl.7080.
- 13 Charles-Robert Ageron, *Les populations du Maghreb face à la propagande allemande*. In: *Revue d'Histoire de la Deuxième Guerre Mondiale*, Paris 29 (1979) 113, S.35. Vgl. auch ebenda, S.13ff.
- 14 Vgl. Gilbert Meynier, *L'Algérie révélée. La guerre de 1914-1918 et le premier quart du XXe*

- siècle, Genf 1981, S.452.
- 15 Bröckling/Sikora, a.a.O., S.7.
 - 16 Vgl. Meynier, a.a.O., S.452ff.
 - 17 Vgl. David Omissi, *The Sepoy and the Raj. The Indian Army, 1860-1940*, London 1994, S.121.
 - 18 Vgl. Belkacem Recham, *Les Musulmans Algériens dans l'armée française (1919-1945)*, Paris 1998, S.174.
 - 19 BArchB, AA, Film 64001, Aufzeichnung des früheren stellvertretenden Leiters der Nachrichtenstelle für den Orient in Berlin betreffend Wirkung der von dieser bisher entfalteten Propaganda, 19.4.1916, S.2.
 - 20 Vgl. Meynier, a.a.O., S.453.
 - 21 Vgl. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn (PArchAAB), R 21258, Bl.184.
 - 22 Die Schreibweise der muslimischen Namen wurde, um allen Lesern die Identifizierung der betreffenden Personen zu ermöglichen, unverändert aus den Quellen übernommen.
 - 23 Vgl. Bundesarchiv, Militärarchiv, Freiburg (BA/MArchF), PH 3/546, Bl.87.
 - 24 Vgl. PArchAAB, R 21258, Bl.201f.
 - 25 Vgl. BA/MArchF, PH 3/559, Vernehmung eines Gef. vom I/3. Turko-Rgt., 37. Div., der am 12.7. morgens östl. Cachy überlief, 14.7.1918.
 - 26 Vgl. BA/MZwArchP, WF-10/21763, Bl.7099.
 - 27 Vgl. BArchB, AA, Film 16181, Bl.114703.
 - 28 Vgl. Omissi, a.a.O., S.115ff.; Jeffrey Greenhut, *The Imperial Reserve: The Indian Corps on the Western Front, 1914-15*. In: *Journal of Imperial and Commonwealth History*, London 12(1983)1, S.57.
 - 29 Philip Mason, *A Matter of Honour. An Account of the Indian Army, Its Officers and Men*, London 1975, S.417f.
 - 30 Vgl. Stefan Velikov, *Mouvement antimilitariste dans les rangs de l'armée turque pendant la première guerre mondiale*. In: *Études Balkaniques*, Sofia 7 (1971) 4, S.23ff.
 - 31 Zur bolschewistischen Propaganda unter den „farbigen“, darunter muslimischen Angehörigen der Interventionstruppen der Entente in Sowjetrußland und Räteungarn vgl. K. soldatam kolonial'noj armii. In: *Istoriceskij archiv*, Moskau 4 (1958) 1, S.38; K.L. Seleznev, *Revoljucionnaja rabota bol'sevikov v vojskach interventov (1918-919gg.)*. In: *Istorija SSSR*, Moskau 4 (1960) 1, S.125-137; E.I. Patlazan, *Agitacija bol'sevikov sredi kolonial'nych vojsk antanty na juche Ukrainy*. In: *Narody Azii i Afriki*, Moskau (1972) 2, S.130-136; Laszlo Kövágó, *Internacionalisták a tanácsköztársaságést*, Budapest 1969, S.140ff.; Stefan Velikov, *Participation d'internationalistes turcs à la défense de la République Soviétique Hongroise (1919)*. In: *Études Balkaniques*, 10 (1974) 1, S. 86-91.
 - 32 Vgl. BArchB, Reichsministerium des Innern, Nr. 14039, Bl.225.
 - 33 Das Rheinlandabkommen und die Ordonnanzen der Interalliierten Rheinlandkommission in Coblenz, Berlin 1924, S.6.
 - 34 Vgl. BArchB, Reichsministerium für die besetzten Gebiete, Nr.1523, 1639 und 1640.
 - 35 Landesarchiv Magdeburg (LArchM), Rep. C 20 I, Ib, Nr.2178; ebenda, Rep. C 20 XIII, Ib, Nr.4772; BArchB, Reichsministerium für die besetzten Gebiete, Nr.2404; ebenda, Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung, Nr.67112, 67114, Film 67320; ebenda, AA, Film 16014; Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam (BrLHArchP), Rep. 2A I Pol 2838.
 - 36 Gerhard Höpp, *Die Schuldigkeit der Mohren. Muslimische Deserteure im Deutschland der Zwischenkriegszeit, 1919-1926*. In: *Études Germano-Africaines*, Dakar (1997/98)15-16, S.192-202.
 - 37 Vgl. LArchM, Rep. C 20 XIII, Ib, Nr.4772, Bl.228.
 - 38 So war der am 27.November 1939 aus dem französischen Heer desertierte Marokkaner Salah ben Mohammed im Stalag XX A (Thorn) untergebracht worden, von wo aus er im August 1940 die spanische Botschaft in Berlin ersuchte, seine Freilassung zu erwirken; der zuständige Abwehroffizier befürwortete das Gesuch u.a. mit der Bemerkung: „Er ist ein fleißiger, stiller und ruhiger Arbeiter, dem man Vertrauen schenken kann“. Vgl. BArchB, AA, Film 57408,

- Bl.385122ff. Zwei Marokkaner, die am 21.Mai 1940 im Bereich der 1. Armee übergelaufen waren, zeigten sich „sichtlich darüber enttäuscht, dass man sie jetzt wie die Gefangenen in ein Gefangenenlager („ins Gefängnis“) gebracht hat...“ BA/MZwArchP, WF-10/21763, Bl.7099.
- 39 Beide waren am 20.12.1914 bei Tracy-le-Mont übergelaufen und ins Wünsdorfer „Halbmondlager“ eingeliefert worden; dort hatten sie verlangt, in die Türkei überstellt zu werden. Stattdessen wurden sie jedoch im April 1915 als Propagandisten an der Westfront eingesetzt. Vgl. PArchAAB, R 21245, Bl.143ff. Im Dezember 1915 sollten sie nach Wünsdorf zurückgeschickt werden, wurden dann jedoch dem ersten Trupp der Dschihadisten zugeteilt, der am 8.2.1916 in die Türkei ging. Vgl. ebenda, R 21252, Bl.229ff. In der Transportliste hatten sie die laufenden Nummern 164 und 165. Vgl. ebenda, R 21254, Bl.63.
- 40 Vgl. Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Politisches Archiv I 937 Krieg 19b, Bl.69f.
- 41 Vgl. BArchB, AA, Film 14203, Bl.E226412ff.
- 42 Vgl. Höpp, *Muslimen in der Mark*, a.a.O., S.83.
- 43 Allein die Zahl der aus der Roten Armee stammenden Legionäre der Wehrmacht wird auf über 200.000 Mann beziffert. Vgl. Gerhard von Mende, *Erfahrungen mit Ostfreiwilligen in der deutschen Wehrmacht während des Zweiten Weltkrieges*. In: *Vielvölkerheere und Koalitionskriege*, Darmstadt 1952, S.25.
- 44 Vgl. Höpp, *Muslimen in der Mark*, a.a.O., S.85.
- 45 Vgl. von Mende, a.a.O., S.32f., und *Erfahrungen eines Betreuungsoffiziers für Freiwillige aus den Völkern der Sowjetunion in der Deutschen Wehrmacht*. In: *Vielvölkerheere und Koalitionskriege*, a.a.O., S.37. Die Desertionsrate in diesen Verbänden sank von 8 bis 10 Prozent im Jahre 1943 auf 2 bis 3 Prozent im Jahre 1945. Vgl. Hans Werner Neulen, *An deutscher Seite. Internationale Freiwillige von Wehrmacht und Waffen-SS*, München 1992, S.331. Eine eigene Erhebung in der Deutschen Dienststelle (ehem. Wehrmachtsauskunftsstelle) in Berlin, der an dieser Stelle für ihr Entgegenkommen gedankt sei, über ca. 720 arabische Wehrmachtslegionäre ergab einen Anteil von etwa 2,4 Prozent Fahnenflüchtigen. Die meisten dürften beim Einsatz in Tunesien desertiert sein. Vgl. BArchB, AA, Film 4030, Bl.363166.
- 46 Ein Sonderfall ist die Repatriierung muslimischer Legionäre, darunter Überläufer, die aus der Roten Armee stammten, in die Sowjetunion durch die amerikanischen und britischen Alliierten 1945. Vgl. Nicholas Bethell, *The Last Secret. Forcible Repatriation to Russia 1944-7*, London 1974.
- 47 Vgl. die Verfügung des Kriegsministeriums vom 28.November 1917 in: BArchB, Reichsministerium des Innern, Film 22488, Nr. 7678, Bl.51. Im August 1918 wurde der Antrag des in einem rumänischen Lager kriegsgefangenen indischen Leutnants Fazl Dut Khan, ihn in Rumänien einzubürgern, von den zuständigen militärischen und zivilen deutschen Stellen unterstützt. Vgl. ebenda, Nr.12389, Bl.237ff.
- 48 Vgl. PArchAAB, R 21262, Aktennotiz Graetsch, 11.12.1918.
- 49 Vgl. BArchB, AA, Film 62324/65905, Bl.L368630.
- 50 Vgl. ebenda, Bl.L368633.
- 51 Vgl. ebenda, Bl.L368631.
- 52 Vgl. ebenda, Reichsministerium des Innern, Nr. 12395, Bl.263.
- 53 Vgl. ebenda, Bl.262; Nr. 12396, Bl.71, 107ff.
- 54 Vgl. Amtsgericht Charlottenburg, 95 VR 3906, Bl.7.
- 55 Vgl. BArchB, AA, Film 62324/65905, Bl.L368631.
- 56 Vgl. Geheimes Staatsarchiv Berlin, I, Hauptabteilung, Rep. 208 A, Bl.125f.
- 57 Vgl. BArchB, AA, Film 62324/65905, Bl.L368667.
- 58 Vgl. ebenda, Bl.L368632.
- 59 Vgl. ebenda, Film 43461, Bl.L318162ff.
- 60 Vgl. ebenda, Bl.L318280f. Es handelt sich um Mohammed ben Ahmed, Musa ben Bark, Belkhir Hadj Muhammed, Othman ben Ahmed und Mahmud Ossmann (Othman). Letzterer, ein Tunesier, wandte sich am 7. Februar 1925 an Außenminister Gustav Stresemann mit der dringenden Bitte, „mir irgendwie unter die Arme zu greifen“; die „wenigen Arbeitsmöglichkeiten

für mich hier treiben mich zur Hungersnot. An eine Rückkehr in meine Heimat ist nicht im Entferntesten zu denken“. Obwohl er durch den seinerzeitigen Verzicht auf die Ausreise nach Ägypten „keine Ansprüche gegen eine deutsche amtliche Stelle auf Unterstützung“ mehr hätte, verwies ihn das Auswärtige Amt an das Berliner Arbeitsamt. Vgl. ebenda, Bl.L318278ff.

61 Vgl. ebenda, Bl.L318219f.

62 Vgl. ebenda, Film 57341, Auswärtiges Amt an Abdullah, 1.8.1940; Auswärtiges Amt an Arbeitsamt Berlin, 1.8.1940; Arbeitsamt Berlin an Auswärtiges Amt, 5.9.1940; Auswärtiges Amt an Abdullah, 7.9.1940.

63 Zu Details vgl. Höpp, Schuldigkeit der Mohren, a.a.O., S.201f.

64 Vgl. hierzu Hubert Land, Die Darstellung Abd el-Krims in der zeitgenössischen deutschen Publizistik. In: Herbert Popp (Hg.), Die Sicht des Anderen – Das Marokkobilid der Deutschen, das Deutschlandbild der Marokkaner, Passau 1994, S.65-69.

65 Vgl. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Wien, Nr.6939.

66 Vgl. ebenda, Nr.11.240.

67 Vgl. ebenda, Nr.7384.

- I.
- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.

25.

26.

27.

28.

29.

30.

31.

32.

33.

34.

35.

36.

37.

38.

39.

40.

41.

42.

43.

44.

45.

46.

47.

48.

49.

50.

51.

52.

53.

54.

55.

56.

57.

58.

59.

60.

61.

62.

63.

64.

65.

66.

67.

Die Muslime Rußlands in Deutschland während der Weltkriege als Subjekte und Objekte der Großmachtpolitik

Iskander Giljazov

In den russisch-deutschen Konflikten während der beiden Weltkriege entstanden für kriegsgefangene Muslime vergleichbare Situationen. In beiden Kriegen gerieten Tausende von muslimischen Soldaten der russischen bzw. der Roten Armee in deutsche Gefangenschaft, und in beiden Fällen reagierte Deutschland mit einer besonderen Politik gegenüber diesen Gefangenen. Beide Male bezog Rußland bzw. die Sowjetunion eine bestimmte Position in dieser Frage. Schließlich interpretierten auch die Muslime ihrerseits die Situation, wobei die Wolgatataren vor allem im Ersten Weltkrieg eine besondere Rolle spielten. Ich möchte die Positionen der drei Seiten jeweils kurz vorstellen und die Lage im Ersten und Zweiten Weltkrieg vergleichen.

Zunächst zur russischen Position im Ersten Weltkrieg. Die offizielle Politik Rußlands hatte sich schon seit der ersten Revolution von 1905 mit der politischen Emanzipationsbewegung der Muslime auseinandersetzen müssen. Politisch zählte die Regierung die muslimische Bewegung zur Opposition, zudem galten die Muslime in breiten Kreisen der russischen Gesellschaft als rückständig.¹ Während vor dem Krieg etwa 40 000 muslimische Soldaten in der Armee dienten, davon neun Generäle und 343 Offiziere (etwa 3 Prozent der Truppen)², stieg ihre Zahl durch die kriegsbedingte Mobilisierung auf 800 000 bis 1,5 Millionen (bis etwa 10 Prozent der Armeestärke) an³. Dennoch gab die russische Führung ihren Loyalitätsvorbehalt gegenüber den muslimischen Soldaten nicht auf: Ungeachtet einzelner Berichte in der Presse über ihr Heldentum⁴ und die Fürsprache aus liberalen Kreisen – so etwa des Historikers Savin und des Turkologen Gordlevskij⁵ – verstärkten die osmanischen Massaker an den Armeniern und der Aufstand der Kasachen und Turkestaner gegen die Mobilisierung als Schanzsoldaten 1916 das Mißtrauen. Kurz, die russische Seite konnte ihre negativen Vorurteile gegenüber den muslimischen Bürgern bis Februar 1917 nicht überwinden, obwohl sie damit den Zerfall der eigenen Armee riskierte.

Die Muslime selber schwankten während des Krieges zwischen Hoffnung und Enttäuschung.⁶ Die Briefe mobilisierter Muslime von der Front bezeugen eine gedrückte Stimmung: obwohl sie ihr Blut für Rußland vergossen, erfuhren sie eine Behandlung wie Menschen zweiter Klasse (Sprachprobleme, Ernährung, geistliche Betreuung).⁷ Ungeachtet dessen betonten Vertreter der muslimischen Eliten ihren Patriotismus gegenüber Rußland und hofften dabei auf politische Zugeständnisse, die aber nicht gewährt wurden. Beispielsweise reagierte die Zeitung der muslimischen Dumafraktion, *Millät*, auf den Kriegsbeginn mit einer Adresse, die betonte, daß „die Muslime zu allen Opfern bereit sind und bis zum Ende mit allen rußländischen Bürgern für die Einheit Rußlands kämpfen werden. In den Tagen dieser schweren Prüfung fühlen wir uns ausschließlich als Söhne Großrußlands“⁸. Aber an

der allgemeinen Stimmung im Imperium konnten diese Loyalitätsbekundungen nichts ändern.

Mit den Revolutionen von 1917 verbanden die Muslime erneut Hoffnungen auf eine Änderung der Lage. Die politische Bewegung der Muslime nahm im Frühjahr 1917 einen gewaltigen Aufschwung.⁹ Aber sowohl nach der Februar- wie nach der Oktoberrevolution mußte sie die Erfahrung machen, nur als Marionette im Spiel anderer politischer Kräfte benutzt zu werden. Die provisorische Regierung gestattete zwar eine offene politische Diskussion, ohne aber selbst die alten Stereotypen zu überwinden. Die Bolschewiki machten zahlreiche Versprechungen und suchten den „islamischen Faktor“ im Kampf gegen den „Weltimperialismus“ zu instrumentalisieren, beeilten sich aber keineswegs, im Inneren politische Freiheiten zu gewähren.¹⁰

Die Haltung Deutschlands

Vor dem Ersten Weltkrieg war es nur zu episodenhaften Kontakten zwischen Muslimen aus Rußland und Deutschland gekommen. Die Muslime Rußlands spielten für die deutsche Außenpolitik eine zu vernachlässigende Rolle.¹¹ Während des Ersten Weltkrieges jedoch gerieten auch zahlreiche muslimische Soldaten aus Rußland in deutsche Gefangenschaft. In dieser Situation versuchte Deutschland, die Muslime im Kampf gegen die Entente-Mächte zu benutzen. Diese Möglichkeit wurde von der deutschen Seite sehr früh erwogen: Schon Ende 1914 wurden zwei sogenannte Sonderlager für kriegsgefangene Muslime in der Nähe von Wünsdorf eingerichtet. In einem dieser Lager – dem Weinberglager – waren vornehmlich Muslime aus Rußland interniert. Alle diese Kriegsgefangenen sollten sich gemäß der deutschen Kriegsstrategie dem „Heiligen Krieg“ anschließen, den der osmanische Sultan im November 1914 ausgerufen hatte. Die Muslime wurden darauf vorbereitet, unter ihren Landsleuten entsprechende Propaganda zu führen und sie zu „revolutionieren“, sie auf den „Kampf gegen ihre Bedrücker“ vorzubereiten.¹² In den Akten des Auswärtigen Amtes ist zur Einrichtung der Lager zu lesen:

„Um das von Euer Majestät Allerhöchst eingeleitete und gepflegte Freundschaftsverhältnis des Deutschen Reiches zu den islamitischen Völkern zum Ausdruck zu bringen und auch die auf feindlicher Seite kämpfenden Anhänger des Islams von dieser Freundschaft zu überzeugen, wird den unseren Feinden abgenommenen Gefangenen mohammedanischen Glaubens eine Vorzugsbehandlung zuteil. Sie genießen unter Aufsicht ausgesuchter Offiziere und Mannschaften möglichst weitgehende Freiheiten.“¹³

Im großen und ganzen beschränkte sich die deutsche Politik gegenüber den Muslimen auf die Herausgabe von Zeitungen¹⁴ und die Befriedigung materieller und geistiger Bedürfnisse der Kriegsgefangenen in den Lagern. Sie blieb zurückhaltend, schließlich kam es nicht zu der auf deutscher Seite erwarteten „Revolutionierung“ der islamischen Welt. Im Unterschied zur aktiven Unterstützung der Bolschewiki blieb diese Islampolitik eine Schimäre.

Die Situation der Kriegsgefangenen

Die Muslime selber genossen eine relative Freizügigkeit, sie erfuhren wenig direkte ideologische Beeinflussung. Von ihnen wurde lediglich die Unterstützung der deutschen Außen- und Kriegszielpolitik erwartet. Die Zeitung „El-Dschihad“, die von tatarischen Kriegsgefangenen herausgegeben wurde, schrieb beispielsweise, daß nur Deutschland den orientalischen Völkern Rußlands „Freiheit und Selbständigkeit“ bringen könne, wohingegen Frankreich, England und Rußland „nur nach Ausdehnung ihrer Herrschaft über die Welt“ strebten und falsche Versprechungen machten.¹⁵

Im Zweiten Weltkrieg, als sich mehrere Millionen Rotarmisten (nach offiziellen Angaben etwa sechs Millionen, darunter Hunderttausende von Muslimen) in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden,¹⁶ entwickelte sich eine Situation, die in einigen Aspekten derjenigen des Ersten Weltkrieges sehr ähnlich war, in anderen Bereichen aber auch starke Unterschiede aufwies. Zunächst einige grundlegende Fakten:

Muslimische Kriegsgefangene wurden von den übrigen bereits seit August 1941 getrennt, und auf polnischem und ukrainischem Territorium wurden spezielle Sammellager für sie eingerichtet. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1942 wurde mit der Aufstellung erster Einheiten der „Ostlegionen“ begonnen.¹⁷

Prominente Wissenschaftler wie Johannes Benzing und Gerhard v. Mende riefen die Führung dazu auf, den „türkisch-muslimische“ Faktor ernst zu nehmen und ihn sich nutzbar zu machen. Zugleich war die deutsche Diplomatie in der Türkei aktiv darum bemüht, dieses Land zum Kriegseintritt auf deutscher Seite zu bewegen.¹⁸ Schon im Herbst 1941, als Außenminister v. Ribbentrop und Hitler den Großmufti Amīn al-Husainī zu Gesprächen empfangen, erklärten diese ihr Wohlwollen gegenüber den muslimischen Völkern.¹⁹ Ein Jahr später, am 12. Dezember 1942, offenbarte Hitler während eines Tischgespräches sein Vertrauen in die Muslime: „... für sicher halte ich nur die Mohammedaner“. Er mahnte die militärische Führung zu großer Vorsicht bei der Organisation der Einheiten der „Ostvölker“, die an sich risikoreich sei. Er sah aber – und das ist sehr erstaunlich – keinerlei Gefahr in der Schaffung rein „mohammedanischer“ Einheiten.²⁰

1943/44 begann sich auch die SS für die Muslime zu interessieren. Die SS-Führung schien sich mit den Erfahrungen des ersten Weltkrieges auseinandergesetzt zu haben und formulierte vergleichbare Zielvorstellungen: Auch ihr ging es um die „Revolutionierung“ der Orientvölker gegen die Sowjetunion.²¹ Im Rahmen der Waffen-SS war die Gründung eines „Osttürkischen Waffenverbandes“ unter Leitung des SS-Standartenführers Harun-el-Raschid, eines zum Islam konvertierten Deutschen und Abenteurers, vorgesehen.

Als wichtigstes Instrument für die Erweckung des religiösen Bewußtseins der zukünftigen muslimischen SS-Männer plante die SS-Führung sogenannte Mullah-Schulen, deren Organisation umgehend in Angriff genommen wurde. Bei der Eröffnung einer Mullah-Schule in Dresden erinnerte SS-Gruppenführer Walter Schellenberg an die Traditionen des Ersten Weltkrieges und betonte die Konsequenz der deutschen Politik und den Vorbildcharakter des Lagers in Wünsdorf: Deutschland habe bereits im Ersten Weltkrieg muslimische Kriegsgefangene von den übrigen unterschieden und im Wünsdorfer Lager bevorzugt behandelt. „Der Ausbruch des

Zweiten Weltkrieges erfolgte zu einer Zeit“, stellte Schellenberg fest, „als die völkischen Triebkräfte in der Sowjetunion noch nicht gebrochen waren, während der Verfall der kulturellen und religiösen Tradition bedrohlich fortgeschritten war“.

Deshalb hätten die nichtrussischen Völker der Sowjetunion Bereitschaft gezeigt, an der Seite Deutschlands gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Deutschland begrüße diese Bemühungen auf das wärmste und sei bereit, jegliche nur mögliche Hilfe zu leisten. Schellenberg nannte den Islam das „wichtigste Bollwerk gegen eine nationale, völkische und kulturelle Entwurzelung der Osttürken“, ein Mittel gegen ihre „Infektion durch den Bolschewismus“, und er rief den Muslimen zu, „ihrer jungen Generation wieder den Anschluß an die Tradition der Vergangenheit zu sichern, um der Zukunft aus eigener Kraft, nicht aber auf den Krücken bolschewistischer Ideologien oder gar eines russischen, nicht artgemäßen Weltbildes entgegenzutreten zu können“²².

Nach der Erwähnung solcher Tatsachen entsteht der Eindruck, daß sich die deutsche Führung während des Zweiten Weltkrieges wesentlich intensiver mit dem „türkisch-muslimischen Faktor“ beschäftigte. Dieses starke Interesse überrascht, hatte sich das Regime doch vor dem Krieg überhaupt nicht mit der Frage einer Unterstützung der einheimischen Bevölkerung in Osteuropa beschäftigt. Der Sieg sollte ausschließlich mit deutschen Truppen und deutschen Waffen errungen werden. Mehr noch, die nationalsozialistische Propaganda hatte die Bevölkerung der Sowjetunion unterschiedslos als „Untermenschen“ und „wilde Asiaten“ denunziert.²³ Für diese abrupte politische Wendung waren folgende Gründe ausschlaggebend:²⁴

- die unerwartet große Zahl der Kriegsgefangenen,
- die Instrumentalisierung des pantürkischen Faktors, der die Türkei zu Kriegseintritt auf der deutschen Seite bewegen sollte,
- der panislamische Faktor, der die islamische Welt auf die deutsche Seite ziehen sollte,
- die Rolle der politischen Emigranten der Zwischenkriegszeit, die bei einigen offiziellen Stellen und Wissenschaftlern Gehör gefunden hatten.

Das entscheidende Moment war aber das Scheitern der Blitzkriegsstrategie im Osten.

Wenn sich also die Situation im Ersten und Zweiten Weltkrieg generell vergleichen läßt, so unterschied sich die Politik der beteiligten Kräfte im Detail sehr deutlich. Für die deutsche Haltung charakteristisch war

- eine deutlichere Orientierung auf den panturkistischen und panislamischen Faktor,
- der Übergang von reiner Propaganda zum militärischen Einsatz der Kriegsgefangenen.

Und trotzdem – gemeinsam ist beiden Fällen, daß die deutsche Politik auf eine Zwangslage reagierte und ihre Haltung gegenüber den Muslimen unaufrichtig war. Es ging ausschließlich um deutsche Interessen, nicht um die der Muslime. Besonders deutlich wurde dies im Zweiten Weltkrieg, als von deutscher Seite keine konkreten politischen Versprechungen gemacht wurden und man bisweilen offen davon sprach, kein deutsches Blut vergießen zu wollen.

Vergleichbar war auch die Haltung der muslimischen Nationalisten, die sich in Deutschland befanden. In beiden Fällen wurden politische Zielsetzungen verhält-

nismäßig offen diskutiert, im Zweiten Weltkrieg aber unter bedeutend stärker ideologisierten Rahmenbedingungen.²⁵

In der Sowjetunion wurde sowohl das Problem der nationalen Minderheiten wie die Problematik der Kriegsgefangenen als nicht existent betrachtet. Es gab keine Kriegsgefangenen, es gab nur Verräter.

Auch im Zweiten Weltkrieg erwiesen sich die nationalen Kräfte nur als Spielball im Kontext der Auseinandersetzungen zwischen den Großmächten. Sie wurden als Werkzeuge benutzt, besaßen aber weder die Machtmittel noch die Selbständigkeit, um die eigenen, nationalen Ziele verfolgen zu können.

Anmerkungen

- 1 Dazu ausführlicher bei: Damir Ishakov, *Problemy stanovlenija i transformacii tatarskoj nacii*, Kazan 1997; Christian Noack, *Russische Politik und muslimische Identität. Das Wolga-Ural-Gebiet im 19. Jahrhundert*. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 47 (1999) 4, S. 525-537.
- 2 *Nacional'nye problemy*, Moskau (1915) 3, S. 39.
- 3 Indus Tagirov, *Soldaty-tatory i baškiry v bor'be za vlast' Sovetov*. In: *Revoljucionnoe dviženie v russkoj armii v 1917 godu*, Moskau 1981, S. 239-240.
- 4 In der populären russischen Zeitschrift „Niva“, gab es z.B. eine reguläre Rubrik „Die unauffälligen Helden der Front“; hier wurden viele Beiträge auch über die muslimischen Soldaten in der russischen Armee veröffentlicht, darunter „Der tatarische Held“. In: *Niva*, Sankt-Petersburg (1915) 3; S. 39.
- 5 Historiker Savin schrieb in diesem Zusammenhang vom Patriotismusgefühl der russischen muslimischen Untertanen: „Es ist kaum zu bezweifeln, daß viele Rechtgläubige im Innersten ihres Herzens den türkischen Kummer mitempfanden. Aber zu einer realen militärischen Unterstützung der Türkei konnte das kaum führen, vielleicht nur im Falle großer türkischer Siege. Sogar in solchem Falle würden viele der Muslime sehr lange nachdenken, bevor sie ihren Eid verraten.“ Savin hat ganz deutlich die russische Regierung im Sinn, wenn er betont, daß nach dem Krieg die Gleichberechtigung aller Bürger, auch der Muslime, zu gewährleisten sei: „Wir müssen alles tun, um unseren muslimischen Mitbürgern die Möglichkeiten für das Aufblühen ihrer Wirtschaft, für Recht und Bildung zu geben.“ Vgl. Aleksandr Savin. *Vojna imperij i mir islama*, Moskau 1915, S. 22f.
- 6 Wichtige Hinweise dazu gibt der Moskauer Historiker Salavat Ischakov, *Musul'manskaja psihologija i evropejskaja politika (pervaja četvert' XX veka)*. In: *Panorama-Forum*, Kazan (1996) 2(5), S. 131-148.
- 7 A.Arsaruni/Ch.Gabidullin. *Očerki panislamizma i panturkizma v Rossii*, Moskau 1931, S. 53.
- 8 Millät, Sankt Peterburg. 21.8.1914.
- 9 Vgl. Tagirov, a.a.O.; Ramzi Valeev. *Obščestvenno-političeskaja žizn' v pervoj četverti XX veka*. In: *Materialy po istorii tatarskogo naroda*, Kazan 1995, S. 388-423.
- 10 Zum bolschewistischen Programm zur Lösung der Nationalitätenfrage am Beispiel von Muslimen vgl. Indus Tagirov, *Dorogoj svobody i bratstva*, Kazan 1987, S. 202-255. Die offiziellen sowjetischen Dokumente dazu sind die „Deklaration der Rechte der Völker Rußlands“, vom 15. November 1917 und die Proklamation des Rates der Volkskommissare „An die gesamte werktätige muslimische Bevölkerung in Rußland und im Orient“ vom 3. Dezember 1917. Vgl. Helmut Altrichter (Hg.), *Die Sowjetunion. Von der Oktoberrevolution bis zu Stalins Tod*. Bd.1: Staat und Partei, München 1986, S. 135-140.
- 11 Iskander Giljazov, *Die Wolga-Tataren und Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*. In: Anke von Kügelgen/Michael Kemper/Allen J. Frank (Hg.), *Muslim Culture in Russia and Central Asia from the 18th to the Early 20th Centuries*. Bd. 2: *Inter-Regional and In-*

-
- ter-Ethnic Relations, Berlin 1998, S. 335-353.
- 12 Zur Geschichte der muslimischen Kriegsgefangenen in Deutschland während des I. Weltkrieges vgl. Gerhard Höpp, *Muslime in der Mark. Als Kriegsgefangene und Internierte in Wünsdorf und Zossen, 1914-1924*, Berlin 1997.
 - 13 Zit. nach: Margot Kahleyss, *Muslime in Brandenburg – Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg. Ansichten und Absichten*, Berlin 1998, S. 7.
 - 14 Gerhard Höpp, *Arabische und islamische Periodika in Berlin und Brandenburg, 1915-1945*, Berlin 1994.
 - 15 *El Dschihad. Zeitung für die muhammedanischen Kriegsgefangenen. Russische Ausgabe*. Berlin, 5.3.1915.
 - 16 Alfred Streim, *Sowjetische Gefangene im Hitlers Vernichtungskrieg. Berichte und Dokumente, 1941-1945*, Heidelberg 1982, S. 175f., 178; Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945*, Stuttgart 1978, S. 357.
 - 17 Zur Geschichte der Ostlegionen vgl. Iskander Giljazov, *Na drugoj storone. Kollaboracionisty iz povolžsko-priural'skich tatar v gody vtoroj mirovoj vojny*, Kazan 1998; Joachim Hoffmann, *Die Ostlegionen. 1941-1943. Turkotataren, Kaukasier und Wolgafinnen im deutschen Heer*, Freiburg 1976; Patrik von zur Mühlen, *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern. Der Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf 1971; vgl. auch den Beitrag von Sebastian Cwiklinski im vorliegenden Band.
 - 18 Die Gelehrten und Diplomaten versuchten jedenfalls in der erster Phase des Krieges den sogenannten pantürkischen bzw. panturanischen Faktor zu benutzen, um die Türkei als „Heimatland“ aller Turkvölker zum Eintritt in den Krieg auf deutscher Seite zu bewegen und in Deutschland ein attraktiveres Bild von den Turkvölkern der Sowjetunion zu schaffen. Vgl. dazu ausführlich Iskander Giljazov, *Panturkizm, panturanizm i Germanija*. In: *Etnologičeskoe obozrenie*. Moskau (1996) 2, S. 92-103; Alexander Henderson, *The Panturanian Myth in Turkey Today*. In: *Asiatic Review*, London 41 (1945), S. 88-92; Lothar Kreckler, *Deutschland und die Türkei im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt/M. 1964; Zehra Önder, *Die türkische Außenpolitik im Zweiten Weltkrieg*, München 1977.
 - 19 Klaus Gensicke, *Der Mufti von Jerusalem, Amin el Husseini, und die National-Sozialisten*. Frankfurt/M. u.a. 1988, S. 84, 86-91.
 - 20 Helmut Heiber (Hg.), *Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen, 1942-1945*, Stuttgart 1962, S. 73.
 - 21 Giljazov, *Na drugoj storone*, a.a.O, S. 125-144.
 - 22 Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, NS 31/60, Bl. 2-3.
 - 23 Alexander Dallin, *Deutsche Herrschaft in Rußland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik*, Düsseldorf 1958, S.81-82, 282-286.
 - 24 Alexander Dallin, *Deutsche Herrschaft in Rußland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik*, Düsseldorf 1958, S.81-82, 282-286.
 - 25 Vgl. z.B. die Materialien der ersten Tagung des „Kampfbundes der Turkotataren Idel-Ural“, in Greifswald am 3.-5. März 1944 In: *Idel-Ural Qoryltajy*, Berlin 1944.

Die Panturkismus-Politik der SS: Angehörige sowjetischer Turkvölker als Objekte und Subjekte der SS-Politik

Sebastian Cwiklinski

Die Vorgeschichte: Die Entwicklung der nationalsozialistischen Ostpolitik seit 1941

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 sah sich das NS-Regime mit einer unerwarteten Situation konfrontiert: Statt des erwarteten schnellen Sieges zog sich der Krieg hin, und binnen kürzester Zeit hatte die deutsche Seite mehrere Millionen Kriegsgefangene aus der Roten Armee gemacht.¹ Die Frage, was mit den kriegsgefangenen Rotarmisten verschiedener Nationalität geschehen solle, hat die nationalsozialistischen Strategen relativ bald beschäftigt. Die erste Sitzung zu diesem Thema fand im Auswärtigen Amt bereits am 30. Juni 1941 statt, gerade eine Woche nach dem Angriff auf die Sowjetunion. Erörtert wurde die Möglichkeit, aus Freiwilligen verschiedener Länder Europas militärische Formationen in der Wehrmacht und der Waffen-SS aufzubauen.² Schon im Juli 1941 wurden auf Initiative des Turkologen, Rußland-Historikers und Abteilungsleiters im neugebildeten Ostministerium Gerhard von Mende Kriegsgefangenenkommissionen gebildet, die die einzelnen Lager inspizieren und die Gefangenen nach Nationen trennen sollten.³

Verschiedene deutsche Institutionen bemühten sich um die „Nutzbarmachung“ sowjetischer Kriegsgefangener verschiedener Nationalitäten. Hierbei kristallisierten sich folgende Ansätze heraus:

Das Auswärtige Amt hatte seit 1939 immer wieder erruiert, in welchem Maße Emigranten für eine gegen die Sowjetunion gerichtete Politik nutzbar gemacht werden könnten. Besondere Aktivitäten entfaltete es durch seinen Botschafter in der Türkei, Franz von Papen. Papen versuchte, durch Beeinflussung der turkvölkischen Emigration und bekannter Panturkisten in der Türkei das Land zum Kriegseintritt auf deutscher Seite gegen die Sowjetunion zu bewegen.⁴ Mehrmals sandte von Papen Beurteilungen prominenter turkvölkischer Emigranten aus der Sowjetunion nach Berlin. Später reisten auf seine Empfehlung mehrere turkstämmige Politiker und Militärs nach Deutschland und an die deutsche Ostfront, um die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit mit dem NS-Regime auszuloten. So besuchten die beiden türkischen Generäle Erkilet und Erden auf Einladung des deutschen Generalstabes die Ostfront, inspizierten dort Kriegsgefangenenlager und sprachen mit turkvölkischen kriegsgefangenen Rotarmisten. Nach ihrem Frontaufenthalt kamen sie mit Hitler zusammen und unterbreiteten ihm ihre Auffassung von einer Nutzbarmachung der Kriegsgefangenen. Besonders Erkilet, der als Privatperson und inoffizieller Vertreter krimtatarischer Emigrantenkreise in der Türkei reiste, setzte sich für eine Besserstellung der Gefangenen ein.⁵ Die Reise der beiden türkischen Generäle wird allgemein als letzter Anstoß für die Bildung der Ostlegionen in der Wehrmacht angesehen.⁶ In den Jahren nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion spielte das Auswärtige Amt zwar keine größere Rolle mehr – die SS hatte es 1943 regel-

recht „ausgebootet“–, jedoch waren vor allem seine in den Jahren bis 1941 geknüpften Kontakte zu panturkistischen Emigranten in der Türkei für die weitere Entwicklung maßgeblich.⁷

Bereits auf der bereits erwähnten ersten Sitzung zur Frage der Behandlung der Kriegsgefangenen am 30. Juni 1941 war die Idee der Bildung von bewaffneten Verbänden aus den Kriegsgefangenen im Rahmen der Wehrmacht besprochen worden. Die Idee wurde bald aufgegegriffen: Bereits im Oktober 1941 wurden die ersten aus Kriegsgefangenen gebildeten Waffenverbände geschaffen: Unter dem Kommando der Abteilung Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) wurde ein Verband mit Angehörigen mittelasiatischer Turkvölker geschaffen, der im Generalgouvernement Sabotagetechniken übte.⁸ Die Verbände, die unter der Bezeichnung Ostlegionen bekannt wurden, wurden später geschaffen, nachdem das OKW am 22. Dezember 1941 Befehle zur Aufstellung je einer turkestanischen,⁹ armenischen, nordkaukasischen, „kaukasisch-mohammedanischen“ [sic, in diese Legion sollten vor allem die Aserbeidschaner eingebunden werden] und georgischen Legion gegeben hatte.¹⁰ Im August 1942 folgte noch der Befehl zur Aufstellung einer wolgatatarischen Legion.¹¹ Die Ostlegionen wurden zunächst nicht direkt an der Front eingesetzt, da Hitler befürchtete, die „fremdvölkischen“ Verbände würden durch erfolgreiche Kampfeinsätze zu stark aufgewertet. Ihr Haupteinsatzgebiet waren die Ukraine und Weißrußland, wo sie gegen Partisanen eingesetzt wurden. Erst später wurden im Kaukasus vereinzelt Ostlegionen eingesetzt.¹²

Für die Wehrmacht war die Tatsache, daß nun Angehörige von Sowjetvölkern auf deutscher Seite kämpften, weniger von ideologischer als vielmehr von konkret militärischer Bedeutung. Versuche von Emigranten, die Legionäre ideologisch zu indoktrinieren, wurden anfangs von der Wehrmachtsführung aktiv bekämpft, später noch mißtrauisch beäugt.

Besonders wichtig wurde die Arbeit des Turkologen und Rußlandhistorikers Gerhard von Mende als Abteilungsleiter im neugebildeten Ostministerium. Der Baltendeutsche von Mende hatte sich zur Nationalbewegung der Turkvölker in der Sowjetunion habilitiert und seit Mitte der dreißiger Jahre am Seminar für Orientalische Sprachen bzw. der Auslandhochschule (seit 1940: der Auslandswissenschaftlichen Fakultät) in Berlin unterrichtet, einem Zentrum der nationalsozialistischen „Ostforschung“.¹³ Parallel dazu unterhielt von Mende intensiven Kontakt zu Sowjetemigranten. Als nach dem Angriff auf die Sowjetunion das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete, kurz Ostministerium, aufgebaut wurde, avancierte er dort zum Abteilungsleiter für die Kaukasusvölker.

Unmittelbar nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion hatte von Mende unter Rückgriff auf seine Kontakte zu Sowjetemigranten aus den dreißiger Jahren Kriegsgefangenenkommissionen zusammengestellt, die die Kriegsgefangenenlager im Generalgouvernement und im Reich inspizieren, die Gefangenen nach Nationen trennen und für die weitere Arbeit geeignete Personen aussuchen sollten. Die Kommissionen waren mit Angehörigen verschiedener Nationalitäten aus der Sowjetunion bestückt worden. Meist handelte es sich um Altemigranten, die schon mehrere Jahre in Deutschland lebten.

Auf von Mendes Initiative hin wurden ausgewählte Gefangene in nach Nationen getrennte „Sonderlager“ des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete gebracht, in denen sie mit antibolschewistischer, pro-nationalsozialistischer und nati-

onalistischer (d.h. die eigene Nationalität hervorhebende und gegen den „großrussischen Nationalismus“ gerichtete) Propaganda indoktriniert werden sollten. Die Propaganda wurde von Altémigranten und im deutschen Sinne „verlässlichen“ Kriegsgefangenen betrieben.¹⁴

Aus den Kriegsgefangenenkommissionen kristallisierten sich – jeweils nach Nationalitäten gegliedert – im Laufe des Jahres 1942 informelle Kreise von Führungspersönlichkeiten heraus, die sich unter der Protektion von Mendes im Ostministerium sammelten. Nach Bildung der Ostlegionen im Rahmen der Wehrmacht seit Anfang 1942 war bei den deutschen Dienststellen der Bedarf an Ansprechpartnern der jeweiligen Nationalitäten gewachsen. Mit zunehmender Einbindung dieser Personen in die deutsche Ostpolitik wurde ihr Status institutionalisiert – im Ostministerium wurden sogenannte „Mittel-“ bzw. (ab 1944) „Leitstellen“ gebildet, die mit Altémigranten, in den Sonderlagern rekrutierten Kriegsgefangenen und einigen Deutschen bestückt waren. Aufgabe der Mittel- bzw. Leitstellen war vor allem die Organisation der Propaganda unter Legionären der jeweiligen Ostlegionen. Zu diesem Zweck schickten sie Propagandisten in die Legionsstandorte, organisierten Kultur- und andere Veranstaltungen und gaben Publikationen in den verschiedenen Sprachen heraus.¹⁵

Als ein Beispiel für die Leitstellen möge die sogenannte Tatarische Leitstelle dienen, die für Wolgatataren, Baschkiren und Tatarisch sprechende Tschuwaschen gegründet worden war: Bereits seit August 1941 hatten tatarische Emigranten als Mitglieder der Kriegsgefangenenkommissionen tatarische, baschkirische und tschuwaschische¹⁶ Gefangene begutachtet. Als im Sommer 1942 der Aufbau der wolgatatarischen Legion begann, saßen in der Auswahlkommission wiederum die wichtigen Tataren aus den Kriegsgefangenenkommissionen des Ostministeriums.¹⁷ Dieser Personenkreis soll sich im Laufe des Jahres 1942 zu einem informellen Tatarischen Kampfbund zusammengeschlossen haben.¹⁸

Nach der offiziellen Gründung der wolgatatarischen Legion im September 1942 wurde unter Beteiligung des oben genannten Führungskreises offiziell eine „Tatarische Leitstelle“ gegründet, der nun offiziell die Aufgabe zukam, die Propaganda unter den wolgatatarischen Legionären und Kriegsgefangenen zu organisieren. Bereits im November 1942 wurde die Wochenzeitschrift *Idel-Ural* herausgegeben, offiziell unter der Herausgeberschaft der Wehrmachtspropagandastelle, faktisch jedoch durch die Tatarische Leitstelle. Später wurden von der Leitstelle weitere Zeitschriften und literarische Anthologien veröffentlicht.¹⁹ Die ideologische Beeinflussung der Ostlegionen unterstand fast ausschließlich den Leitstellen; auch die Mitarbeiter der Wehrmachtspropagandastelle wurden von ihr gestellt.

Neben den Leitstellen (die bis 1944 noch Mittelstellen hießen) bildete sich eine zweite Struktur heraus, die sogenannten Nationalkomitees. Die führenden Emigranten und die auf den Inspektionsreisen in den Gefangenenlagern ausgewählten Kriegsgefangenen aus den Leitstellen gründeten Vereinigungen, die sich die Unabhängigkeit ihrer Heimatgebiete zum Ziel setzten. Unabhängig von deutschen Institutionen wollten die Nationalkomitees eine eigene nationalistische Politik betreiben. Es ist jedoch festzuhalten, daß die Unabhängigkeit der Nationalkomitees von deutschen Institutionen zwar für die Wahrnehmung der Akteure wesentlich, faktisch aber nur eine scheinbare war: Ostministerium, Wehrmacht und später auch SS-Hauptamt konnten nach Belieben über das Personal der Komitees bestimmen und

tauschten in ihren Augen „erfolgreiche“ Emigranten auch gegen ihnen genehmere Personen aus. Hinzu kommt, daß die Politik von Leitstellen und Nationalkomitees immer auf das Engste miteinander verflochten war: die Etats beider Institutionen waren so gut wie identisch, und ein Großteil der Nationalkomitee-Mitarbeiter war auch in den Leitstellen beschäftigt.

Die Beteiligung des SS-Apparates an der deutschen Ostpolitik

Die SS nahm zunächst keinen aktiven Anteil an der Sowjetunion-Politik des „Dritten Reiches“. Ihre Sicht von den Verhältnissen in der Sowjetunion war zunächst eindeutig von der rassistischen und antisemitischen NS-Ideologie gekennzeichnet. Der Nazi-Diskurs von den „asiatischen Horden“, die sich anschickten, Europa zu überrennen, bestimmte lange Zeit die SS-Politik. Bereits unmittelbar nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 hatten die Einsatzgruppen der SS in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern im Generalgouvernement und der Sowjetunion Massaker an in ihren Augen „minderwertigen“ Menschen verübt. Unter diesen Menschen befanden sich neben Juden, Kommunisten auch Angehörige anderer Völker der Sowjetunion mit „asiatischem“ Aussehen. Vor allem Muslime, die aufgrund des Merkmals der Beschneidung für Juden gehalten worden waren, wurden im Rahmen der Einsatzgruppen-Massaker ermordet. Deutlichen Ausdruck fand die rassistische Ideologie der SS auch in der 1943 herausgegebenen Broschüre „Der Untermensch“, die, so der Historiker Patrik von zur Mühlen, die „unflätigsten und niederträchtigsten Hetzartikel“ versammelte.²⁰

Ein Wandel in dieser Haltung der SS war dann auch vor allem auf machtpolitische Veränderungen zwischen den einzelnen NS-Institutionen zurückzuführen. Bereits Ende 1942 wurden im SS-Hauptamt die Möglichkeiten einer Einflußnahme auf die deutsche Ostpolitik diskutiert.²¹ Einer der folgenreichsten Schritte war die „Machtübernahme“ des Hauptamtes im Ostministerium im Sommer 1943: Aufgrund heftiger Angriffe der SS wurde der ihr mißliebige Ministerialdirektor Georg Leibbrandt durch den SS-Gruppenführer Gottlob Berger ersetzt, der auch das SS-Hauptamt leitete.²² Mit dieser „Übernahme“ war es der SS gelungen, die bestimmende Kraft in der nationalsozialistischen Ostpolitik zu werden.

Auch in weiteren Bereichen hatte die SS begonnen, auf die Ostpolitik des „Dritten Reiches“ Einfluß zu nehmen. Dies läßt sich beispielsweise an der Rekrutierungspolitik der Waffen-SS ablesen: Nachdem sie bereits Freiwillige aus nordischen Ländern sowie den Niederlanden und Belgiens rekrutiert hatte, ging sie ab 1943 dazu über, Freiwillige aus osteuropäischen Ländern zu werben sowie unter den turkvölkischen Kriegsgefangenen aus der Roten Armee zu rekrutieren. Die sogenannte Germanische Freiwilligenleitstelle der SS wurde dieser Erweiterung des Freiwilligenkreises entsprechend 1944 in Freiwilligenleitstelle Ost umbenannt.²³

Um die eigene Machtstellung im Konkurrenzkampf mit den anderen NS-Institutionen auch militärisch abzusichern, versuchte die SS seit Herbst 1943, die Wehrmacht dazu zu bewegen, ihr einzelne Bataillone aus den Ostlegionen zu überlassen, was diese als Einmischungsversuch zurückwies. Erst im Januar 1944 gelang es der SS, ein außerhalb der Ostlegionen bestehendes Bataillon unter dem Namen Ostmuselmanisches Bataillon zu übernehmen. Aufgrund innerer Streitigkeiten und Intri-

gen wurde diese Einheit jedoch schon kurz nach der Übernahme durch die SS aufgelöst und seine Angehörigen in Strafeinheiten versetzt.²⁴ Trotz dieser ersten Schlappe begann die SS, mit ihrer Freiwilligenleitstelle selbst Angehörige von Turkvölkern zu rekrutieren. Im Mai 1944 ordnete der Reichsführer-SS Heinrich Himmler die Aufstellung einer Turk-Division an,²⁵ und am 20. Juli 1944 befahl er, sämtliche Angehörige von Turkvölkern in der Waffen-SS in einem noch zu gründenden Verband zusammenzufassen. Dieser Osttürkische Waffenverband²⁶ (OTWV) sollte aus vier Regimentern (die in den Dokumenten der SS „Waffengruppen“ genannt wurden) für Krim- und Wolgatataren, Aserbeidschaner und „Turkestaner“ bestehen. Die Motivation für die Gründung des OTWV beschrieb der Leiter des SS-Hauptamtes, Berger, wie folgt:

„Endziel ist die Schaffung eines ‘Osttürkischen Korps’ zur politischen und militärischen Sammlung aller turkstämmigen mohammedanischen antibolschewistischen Kräfte zum Zwecke der inneren Zersplitterung der Sowjet-Union.“²⁷

Berger sprach hiermit deutlich aus, was die Motivation für die Aufstellung des OTWV war. Anders als etwa die Wehrmacht verfolgte die SS explizit das Ziel, die Angehörigen der Turkvölker zu „revolutionieren“, bei ihnen einen radikalen anti-russischen Nationalismus zu wecken und sie dadurch gegen den „Bolschewismus“ zu mobilisieren. Treibende Kraft bei dieser Radikalisierung war der Mediziner Reiner Olzscha, der zum Gesundheitswesen in Mittelasien promoviert und als Assistent des 1936 verstorbenen Rußland-Historikers Georg Cleinow an der Berliner Universität gearbeitet hatte; 1942 hatte Olzscha die nachgelassenen Schriften seines Lehrers herausgegeben.²⁸ Zu diesem Buch konstatiert der Historiker Patrik von zur Mühlen: „Wie aus dem Buch hervorgeht, hat Olzscha den wirklichen oder mutmaßlichen Nationalismus der mittelasiatischen Völker als politischen Faktor angesehen, den es zu mobilisieren gelte.“²⁹

Mit dem „Paradigmenwechsel“ in der SS hin zu einer aggressiveren Ostpolitik begann der Aufstieg Olzschas: Anfang 1944 wurde er Vorsitzender der neugegründeten Arbeitsgemeinschaft Turkestan in der SS, die die Aufgabe übernehmen sollte, die Revolutionierung der Turkvölker wissenschaftlich vorzubereiten. Zu ihrer Aufgabe sollte auch die Propagierung der ideologischen Grundlage des OTWV gehören, eines parolenartig propagierten Panturkismus. Die Arbeitsgemeinschaft Turkestan war kein Einzelfall, sondern erprobte Praxis: Bereits seit Ende 1942 hatte die SS mehrere wissenschaftliche Regionalinstitute gegründet, die die Möglichkeiten einer Nutzbarmachung des Nahen Osten sowie Asiens für eine aggressive deutsche Außenpolitik untersuchen sollten.³⁰

Die Arbeitsgemeinschaft Turkestan sollte trotz ihrer eindeutig nichtwissenschaftlichen und politischen Ausrichtung auch für die Fachwissenschaftler annehmbar sein, welche für die Arbeit notwendig waren. Aus diesem Grund griff man im SS-Hauptamt auf einen Kunstgriff zurück: Man ließ die Arbeitsgemeinschaft als Teil der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG) gründen, der traditionsreichen Vereinigung deutscher Orientalisten. Olzscha wurde mit allen für die Installierung der Arbeitsgemeinschaft bei der DMG notwendigen Vollmachten betraut, und dem Vorstand der DMG wurde mehr oder weniger deutlich empfohlen, bei dem Spiel mitzumachen.³¹ Die vom SS-Hauptamt formulierte, aber der DMG in den Mund gelegte Gründungserklärung³² für die Arbeitsgemeinschaft Turkestan liest

sich wie die eines wissenschaftlichen Vereins, nicht aber wie die einer SS-Institution: Deutsche, an Mittelasien interessierte Wissenschaftler wollten „zum gegenseitigen besseren Verständnis“ mit „infolge der Kriegswirkungen“ in Deutschland befindlichen mittelasiatischen Kollegen in Verbindung treten, um deren Landes- und Sachkenntnisse auszuwerten und die mittelasiatischen Turkvölker mit „abendländischer“ Kultur und Bildung in Kontakt zu bringen.³³

Die von der SS geplante Arbeitsgemeinschaft sollte Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen zusammenbringen, von Geologen über Mediziner bis hin zu Volkskundlern, Sprach- und Literaturwissenschaftlern verschiedener Universitäten und Institute aus dem deutschen Sprachraum. Zentrum der Arbeitsgemeinschaft wurde Dresden, wo aus in Ost- und Westeuropa erbeuteten Beständen eine Bibliothek mit Literatur zu Mittelasien zusammengestellt wurde.

Eigentliches Zentrum der Panturkismus-Politik der SS blieb jedoch Olzschas Abteilung im SS-Hauptamt in Berlin, und die Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern wurde nur in ganz konkreten Punkten gesucht. Wichtiger waren die konkreten Versuche der SS, für den OTWV turkstämmige Kriegsgefangene und Legionäre der Wehrmacht zu rekrutieren – im Sommer 1944 wurden eine osttürkische und eine kaukasische Freiwilligenleitstelle gegründet, die von Olzscha in Personalunion geleitet wurden. Diese Leitstelle Turan-Kaukasus sollte, wie von zur Mühlen schreibt, zum Führungsorgan für die Angehörigen der sowjetischen Nationalitäten ausgebaut werden. Kompetenzüberschneidungen mit den Leitstellen des Ostministeriums wurden bewußt in Kauf genommen, da die SS deren Konzeption kritisierte:

In einem Vermerk des Ostministeriums vom 12. Mai 1944, der aufgrund seines programmatischen Charakters als Schlüsseldokument bezeichnet werden kann, wird die „bisherige, dem sowjetischen Vorbild entlehnte Zersplitterungspolitik“ des Ostministeriums kritisiert, die die Unterschiede zwischen den einzelnen Nationalitäten künstlich hervorgehoben habe; diese Politik sei „lediglich einzelnen Zaunkönigen der einzelnen Volksgruppen zugute“ gekommen, habe „der gemeinsamen Sache aber ungeheuer [geschadet]“. ³⁴ Notwendig sei hingegen, „daß man sämtliche Osttürken entsprechend den Bestrebungen ihrer maßgeblichen eigenen nationalistischen Führer in ihrer Gesamtheit erfaßt und zu einem einheitlichen mohammedanischen osttürkischen Block zusammenschweißt“. ³⁵

Der Vermerk nennt die Maßnahmen, mit denen das SS-Hauptamt seine Ziele erreichen wollte: die von Berger betriebene Gründung des Osttürkischen Waffenverbandes sei „der einzige Weg, der den großen Möglichkeiten Rechnung“ trage, und die von Olzscha geleiteten Freiwilligenleitstellen sollten zu Stellen ausgebaut werden, „die sich mit der politischen Steuerung und Führung aller mohammedanischen Osttürken [befassen]“. Die aufzubauende Dachorganisation sollte eine Zeitung herausgeben, „die gleichzeitig Sprachrohr für den militärischen Verband“ sei. ³⁶

Die Idee zu dieser Zeitung hatte sich allmählich entwickelt: Bereits für die erste von der Wehrmacht übernommene militärische Formation, das Ostmuselmanische Bataillon (das nach der Vorstellung der Waffen-SS zu einer Division mit dem Namen „Neu-Turkestan“ ausgebaut werden sollte), war eine Beilage als Teil der von der Wehrmachtspropagandastelle herausgegebenen turkestanischen Legionärszeitschrift *Jāñi Türkistan* (Neues Turkestan) produziert worden, die sich unter den Legionären großer Beliebtheit erfreute. ³⁷ Die Beilage erschien trotz des abrupten En-

des des Ostmuselmanischen Bataillons im März 1944 in unregelmäßigen Abständen weiter.

In Anlehnung an diesen „Erfolg“ wurde seit August 1944 eine eigene OTWV-Zeitung geplant, die den Panturkismus propagieren sollte, die Idee von der Einheit aller Turkvölker. Sie sollte in zwei Teile gegliedert sein: der eine sollte den einzelnen Turkvölkern (die in den Vermerken des SS-Hauptamtes als „Stämme“ bezeichnet wurden) der Aserbeidschaner, Krimtataren, Wolgatataren sowie den mittelasiatischen Turkvölkern vorbehalten sein und jeweils in deren Sprachen erscheinen; für diese Teile sollten eigene Redaktionen mit Angehörigen dieser Völker zuständig sein.

Der zweite Teil hingegen sollte ganz dem Panturkismus gewidmet sein. Er sollte inhaltlich von deutschen Redakteuren aus dem Deutschen Verlag erarbeitet werden, in dem die meisten Publikationen der NSDAP erschienen.³⁸ Die von den deutschen Redakteuren erarbeiteten Beiträge sollten an eine Sprachkommission geleitet werden, die sie in eine zu schaffende gemeintürkische Turksprache übersetzen sollte. Dieser Kommission gehörten dann Angehörige der betroffenen Turkvölker sowie – als Kontrollinstanz – die deutschen und österreichischen Turkologen Johannes Benzing (in seiner Eigenschaft als Leiter der Arbeitsgruppe Sprachwissenschaft in der Arbeitsgemeinschaft Turkestan), Steuerwald und Herbert Jansky an. Auf ihrer ersten Sitzung Ende Oktober 1944 diskutierte die Kommission die genaue Form der „gemeintürkischen Literatursprache“: Während Benzing eine auf der Sprache Gasprinskis beruhende Sprachform vorschlug,³⁹ forderten die Vertreter der mittelasiatischen Turkvölker als Sprache der Zeitung ein „Turkestanisch“. Der von der Sprachkommission festgelegte Name der Zeitung, *Tyrk Birligi* (Türkische Einheit), war programmatisch.⁴⁰ Weitere Diskussionen im SS-Hauptamt betrafen den Titelkopf der Zeitung: In ihn wurden nach längeren Diskussionen als Symbol für den Panturkismus der Wolfskopf sowie ein Wappenschild mit Halbmond und Stern aufgenommen.⁴¹ Insgesamt sind mindestens jeweils fünf wolga- und krimtatarische sowie eine unbekannte Anzahl an „turkestanischen“ Ausgaben der *Tyrk Birligi* erschienen.⁴²

Die mir vorliegende Ausgabe von *Tyrk Birligi*⁴³ versuchte unter Hinweis auf verschiedene historische Beispiele, die Angehörigen des OTWV von der Notwendigkeit der Einheit der Turkvölker zu überzeugen. Die „türkische Nation“, also die verschiedenen Turkvölker, sei im Laufe der Geschichte wegen fehlender Einigkeit immer wieder gegenüber ihren Feinden unterlegen. Dabei sei Einigkeit vonnöten: Die Türkei habe ihre Unabhängigkeit nur dadurch erreicht, daß alle Menschen in Anatolien, auch Frauen und Kinder, an einem Strang gezogen und sich an den Unabhängigkeitskämpfen beteiligt hätten.

Am Beispiel Deutschlands versuchen die deutschen Redakteure von *Tyrk Birligi*, die Durchführbarkeit einer Vereinigung der Turkvölker zu zeigen: Die Zahl der „Stämme“ in Deutschland sei größer als die der Turkvölker, und die Unterschiede zwischen ihren Sprachen sei ebenfalls größer als die zwischen den Turksprachen. Die Dialekte der „deutschen Stämme“ unterschieden sich voneinander stärker als die einzelnen Turksprachen, doch sichere eine Literatursprache die Einheit der deutschen Stämme.⁴⁴

Das SS-Hauptamt war jedoch mit den ersten Ausgaben von *Tyrk Birligi* nicht zufrieden. Sie hätten sich, so die Kritik, zu sehr auf die Propagierung der nationalen

Ziele der einzelnen Nationalitäten konzentriert. Die nach Meinung der SS zu verfolgenden Ziele, den Kampf gegen „den jüdischen Bolschewismus und für die nationale Freiheit der Osttürken“,⁴⁵ sah es nicht ausreichend repräsentiert. Es wurde angemahnt, daß unbedingt eine „kompromisslose Ausrichtung der Zeitung auf die Ziele Deutschlands und der Waffen-SS“ erfolgen müsse.⁴⁶

Tyrk Birligi war als Zeitschrift des „Osttürkischen Waffenverbands“ geplant und wurde parallel zum Aufbau dieser militärischen Formation entwickelt. Dem Befehl zum Aufbau des OTWV waren, wie oben dargestellt, seit Ende 1943 mehrere Versuche der SS vorangegangen, turkstämmige Einheiten von der Wehrmacht zu übernehmen. Im Rahmen dieser Versuche hatte sich Berger mit der Bitte um Erlaubnis zur Aufstellung einer muslimischen Legion aus Angehörigen von Turkvölkern an Himmler gewandt.⁴⁷

Die erfolgreiche Übernahme des 450. Bataillons von der Wehrmacht (das bei der SS dann Ostmuselmanisches Bataillon genannt wurde) war trotz seiner baldigen Auflösung aus mehreren Gründen wichtig. Zum einen stellte sie einen Präzedenzfall für militärische Formationen in der SS dar, zum anderen kam mit dem Kommandanten des Bataillons, Major Andreas Mayer-Mader, eine für die Entwicklung des OTWV wichtige Figur zur Waffen-SS. Aufgrund seiner abenteuerlichen Biographie (er war Militärberater von Tschiang Kai-Tschek gewesen, bevor er zu den Japanern übergelaufen war, längere Zeit in Mittelalsien umhergereist und beherrschte leidlich⁴⁸ mehrere Turksprachen)⁴⁹ genoß er unter den Turkestanern auf deutscher Seite großes Vertrauen. Da er den Kampf für den Panturkismus gewissermaßen zu einem eigenen Anliegen gemacht hatte,⁵⁰ hatte seine Beteiligung am Aufbau des OTWV eine Signalwirkung für die betroffenen Legionäre, die dem Projekt nun mehr trauen konnten. Aber auch aus einem anderen Grund war Mayer-Maders Teilnahme für die Entwicklung der Panturkismus-Politik des OTWV wichtig: sein phantastisches Konzept des Panturkismus sah vor allem die Führung der Waffenverbände durch landeseigene Offiziere vor – im Gegensatz zur Konzeption der Wehrmacht, die immer auf die Leitung der Einheiten durch deutsche Offiziere Wert gelegt hatte. Dieses Konzept Mayer-Maders sowie der allgemeine Anspruch der SS, die sowjetischen Turkvölker zu „revolutionieren“, führten dazu, daß die SS in den zu gründenden Einheiten des OTWV eine Elite sah, die auch außerhalb der SS Führungsansprüche stellen können sollte.

Angehörige von sowjetischen Turkvölkern in der SS-Politik

Die Panturkismus-Politik der SS war in Auseinandersetzung mit der jeweiligen Politik von Wehrmacht, Ostministerium und Auswärtigem Amt entstanden. Die Kritik der SS an der bisherigen Politik dieser Institutionen in Bezug auf die Turkvölker im nationalsozialistischen Machtbereich war der wichtigste Faktor für die Entwicklung eines eigenständigen SS-Diskurses. Aus diesem Grund kann es kaum verwundern, daß in der SS-Politik zunächst vor allem die Angehörigen von Turkvölkern genutzt wurden, die bereits in den oben genannten Institutionen gearbeitet hatten.

Die erste größere Gruppe von Angehörigen der Turkvölker – einzelne waren verstreut in verschiedenen Waffen-SS-Einheiten zu finden – war mit dem oben erwähnten 450. Turkbataillon unter Mayer-Mader von der Wehrmacht zur SS ge-

kommen. Daß dieser erste Versuch aus der Sicht der SS in einem Fiasko endete, hatte vermutlich vor allem mit der inneren Dynamik innerhalb der Gruppe der Turkestaner zu tun: noch als das Bataillon der Wehrmacht angegliedert war, hatten sich dort vor allem Gegner des usbekischen Leiters des Nationalturkestanischen Einheitskomitees beim Ostministerium Veli Kajum-Chan gesammelt. Diese waren meist kasachischer oder kirgisischer Herkunft und hatten bereits zuvor gegen Kajums Praxis opponiert, bei Personalentscheidungen Usbeken zu bevorzugen. Ihre Opposition gipfelte in einer Meuterei Anfang 1944, in deren Verlauf Veli Kajum ermordet werden sollte.⁵¹ Nach Entdeckung des Putschversuchs wurden die Anführer hingerichtet; einzelne nichtusbekische OTWV-Angehörige liefen nach dem Scheitern der Meuterei aus Angst vor Rache zu den Partisanen über.⁵² Diese Vorgänge, die nichts mit der Politik der SS zu tun hatten, führten letztendlich zur Auflösung des Bataillons; seine Angehörigen wurden in Strafeinheiten versetzt.⁵³

Über die Einstellung der betroffenen Angehörigen des Ostmuselmanischen Bataillons in den Monaten Januar bis März 1944 ist kaum etwas aus den wenigen Quellen zu erfahren. Die Übernahme ihrer ursprünglich zur Wehrmacht gehörenden Einheit durch die SS war ohne ihre Beteiligung entschieden worden, so daß ihre Einstellungen unklar blieben. Aufschlüsse bieten lediglich die bereits oben erwähnten Hinweise auf die erste Zeitschrift für die Turkestaner, die spätestens im April als Beilage für die Wehrmachtszeitung *Jāñi Türkistan* erschien. Die Tatsache, daß Turkestaner im Juli des Jahres um ein häufigeres Erscheinen der Zeitschrift baten, deutet zumindest auf ein gewisses Interesse an der Politik der SS hin.⁵⁴ Eine direkte Beteiligung von ihnen an der Politik der SS ist allerdings nicht festzustellen.

Die nächsten Nachrichten über Angehörige von Turkvölkern in der SS-Politik finden sich erst im August des Jahres 1944. Ihre Einbindung in die Pläne der SS verlief nun parallel zum Aufbau des Osttürkischen Waffenverbandes und der Zeitschrift *Tyrk Birliđi*. Die militärische Seite der Panturkismus-Politik der SS war nach dem chaotischen Ende der geplanten Division Neu Turkestan für einige Monate gewissermaßen auf Eis gelegt worden. Aber auch in dieser Phase zwischen etwa Februar und Juni 1944 hatte das SS-Hauptamt Interesse an einer Weiterentwicklung der Panturkismus-Politik gezeigt, wie die zitierten Dokumente zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft Turkestan zeigen.

Ab Juni entfaltete das SS-Hauptamt auf allen Ebenen umfangreiche Aktivitäten bei der Rekrutierung von Personal. Zum einen versuchte es, von anderen deutschen Dienststellen deutsche Wissenschaftler und Militärs abzuwerben, um seine Panturkismus-Politik auszugestalten. Zu diesem Zweck verfolgte die SS die Aktivitäten der anderen Dienststellen und befragte Wissenschaftler orientalistischer Disziplinen nach Kollegen.⁵⁵ Die Suche nach deutschen „Kadern“ hatte m.E. für die SS eine besondere Bedeutung, da die Panturkismus-Politik ganz allgemein eine Politik war, die von deutscher Seite unter nationalsozialistischen Prämissen geführt wurde. Die rekrutierten deutschen Wissenschaftler arbeiteten folgerichtig unmittelbar an der Formulierung der SS-Politik selbst mit – freilich unter der Kontrolle und nach den Vorgaben des SS-Hauptamtes.

Das SS-Hauptamt versuchte, neben deutschen Personen auch gezielt „landeseigene“ Führungspersönlichkeiten, also Angehörige der betroffenen Nationalitäten, für seine Politik zu gewinnen. Da diese unter ihren Landsleuten möglichst über eine ungebrochene Autorität verfügen sollten, wandte sich das SS-Hauptamt seit Juli

1944 zuerst an die im Ostministerium angegliederten Mittelstellen und die ihnen nahestehenden Nationalkomitees.

Etwa Ende Juli/Anfang August wurde Garip Sultan, ein führendes Mitglied des Tatarischen Kampfbundes, zu einem Sondierungsgespräch geladen. Sultan war 1942 mit knapp 19 Jahren als Soldat der Roten Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten und kurz darauf in einem Gefangenenlager wegen seiner Deutschkenntnisse ausgewählt worden. In den folgenden zwei Jahren hatte er in wichtigen Positionen in der Tatarischen Leitstelle im Ostministerium gearbeitet und seit 1943 ein *Deutsch-Tatarisches Nachrichtenblatt* in deutscher und tatarischer Sprache herausgegeben; es waren Sultans Aktivitäten und seine Prominenz unter den tatarischen Kriegsgefangenen und Legionären, die ihn für die SS attraktiv machten.⁵⁶ In dem im Zusammenhang mit dem Sondierungsgespräch entstandenen Vermerk wurde festgehalten, daß Sultan ein „glühender Vertreter“ des „pantürkischen Gedankens“ sei und begeistert zu der vorgeschlagenen Linie stehe. Er habe seine Bereitschaft bekundet, an der politischen Arbeit des OTWV und der gemeinsamen Zeitung (der späteren *Tyrk Birliđi*) mitzuwirken.⁵⁷ Zwar lief Sultan nicht vollkommen zur SS-Seite über – er blieb im Präsidium des Tatarischen Kampfbundes. Die Tatsache, daß er dort Leiter der für die militärischen Formationen der SS zuständigen Abteilung werden sollte, zeugt jedoch von seiner besonderen Verbindung zur SS.⁵⁸

Das SS-Hauptamt lud in den folgenden Monaten immer wieder Führungsmitglieder aus dem Tatarischen Kampfbund und den anderen Nationalvertretungen sowie aus den Ostlegionen zu Gesprächen ein, in denen man ihre ideologische Zuverlässigkeit und fachliche Eignung eruieren wollte. In der ersten Rekrutierungsphase ging es dem Hauptamt noch darum, ganz allgemein für seine Politik geeignete „Osttürken“ zu finden. Später, als OTWV und *Tyrk Birliđi* konkretere Gestalt angenommen hatten, wurde auch speziell nach qualifizierten Kandidaten für diese beiden Panturkismus-Projekte gesucht. Da diese jedoch teilweise im Ostministerium und bei der Wehrmacht angestellt waren, mußte sich das SS-Hauptamt zunächst um die Freistellung ihrer Wunschkandidaten bemühen – nicht immer mit Erfolg, da vor allem die Wehrmacht in der SS eine unerwünschte Konkurrenz sah. Besonders die Mitarbeiter der tatarischen Legionärszeitung *Idel-Ural* (die offiziell von der Wehrmacht herausgegeben und zensiert, de facto jedoch vom Tatarischen Kampfbund redigiert wurde) wollte die Wehrmacht nicht ohne weiteres an das Konkurrenzunternehmen *Tyrk Birliđi* abgeben.⁵⁹ Dennoch gelang es Olzscha, die Redaktion des panturkistischen Blattes mit ehemaligen Mitarbeitern der Wehrmachtszeitungen zu bestücken.⁶⁰

Offizierskandidaten für den OTWV suchte die SS nicht nur unter Wehrmachtsangehörigen, sondern auch unter den Kriegsgefangenen. Aus einem Vermerk der Oststelle der SS zur Rekrutierung von landeseigenen Offizieren für die wolgatatarische Waffengruppe des OTWV wird das grundsätzliche Vorgehen der SS deutlich:⁶¹ Der potentielle Offizierskandidat Kotejew⁶², der selbst großes Interesse an einer Mitarbeit im OTWV hatte, mußte erst von der Tatarischen Leitstelle des Ostministeriums freigestellt werden. Weitere Kandidaten, so hieß es, könnten unter den rund 6000 tatarischen Kriegsgefangenen gefunden werden, und für den Aufbau eines tatarischen Offizierskorps wäre es vorteilhaft, wenn die Wehrmacht „offiziersgeeignete“ Legionäre abkommandierte; hierbei könne der Tatarische Kampfbund⁶³

sofort geeignete Kandidaten nennen. Fünf Offizierskandidaten, deren Status nicht genannt wird, seien sämtlich bereits in der Roten Armee Offiziere gewesen; sie müßten zunächst auf eine Offiziersschule geschickt werden. Das Dokument macht deutlich, wie wichtig dem SS-Hauptamt der Aufbau eines landeseigenen Offizierskorps war – seine Versuche, „verlässliche“ Kandidaten auch unter Kriegsgefangenen und ehemaligen Offizieren der Sowjetarmee zu finden, nahmen verzweifelte Züge an. Doch trotz aller Anstrengungen gelang es dem Hauptamt 1945 nicht mehr, ein „zuverlässig“ funktionierendes Offizierskorps zu schaffen.⁶⁴

Die Tatsache, daß die ersten „Soldaten“ sowie die deutschen Kommandeure im OTWV aus der Wehrmacht stammten, sollte auch die Form und Stoßrichtung der Suche nach Soldaten für den Waffenverband bestimmen. Die Suche der SS richtete sich folgerichtig primär auf die Ostlegionen in der Wehrmacht. Seit Januar 1944 hatte sich das SS-Hauptamt auf offizieller Ebene darum bemüht, von der Wehrmacht weitere Einheiten überstellt zu bekommen. Diese Bemühungen wurden bis in den Spätherbst 1944 trotz heftiger Gegenwehr der Wehrmacht fortgesetzt; später versuchte man auch, von der Wehrmacht gezielt die Überstellung einzelner Legionäre zugesichert zu bekommen.⁶⁵

Wichtiger war jedoch das „wilde“ Rekrutieren von Legionären durch führende SS-Offiziere in verschiedenen Wehrmachteinheiten, unter anderem durch Mayer-Mader persönlich. Augenzeugen schilderten immer wieder, wie Mayer-Mader direkt an Legionsstandorten Werbung für den Übertritt zu den bewaffneten Formationen der SS machte.⁶⁶ Da die Betreffenden Wehrmachtssoldaten waren, waren die Versuche der SS juristisch als eine Form der Wehrkraftszersetzung zu bewerten und forderten auch wütende Proteste der Wehrmacht heraus.⁶⁷

Ab August 1944 versuchte die SS ziemlich wahllos, Angehörige der Turkvölker zu rekrutieren. Die Rekrutierungsversuche erstreckten sich auf Angehörige der Arbeitsbataillone der Wehrmacht, „Ostarbeiter“ (also Zwangsarbeiter)⁶⁸ sowie auf Insassen der Kriegsgefangenenlager, die unter aktiver Teilnahme der Leitstellen aus dem Ostministerium gemustert wurden.⁶⁹ Sogar unter KZ-Insassen wollte man nach geeigneten Kandidaten suchen.⁷⁰

Ab November 1944 sollte der OTWV zum ersten Mal in der Slowakei im Kampf gegen Partisanen eingesetzt werden. Doch als sich diese Formation „bewähren“ sollte, stellte sich heraus, daß die von den Nazis gewünschte Identifikation mit der pantürkischen Ideologie kaum stattgefunden hatte. Hierfür waren mehrere Gründe ausschlaggebend:

Zum einen war der Konflikt zwischen Usbeken auf der einen sowie Kasachen und Kirgisen auf der anderen Seite wieder aufgeflammt. Anlaß hierfür war das Gerücht, daß im OTWV je ein Kasache und Kirgise aus nichtigen Gründen hingerichtet worden seien. Die Unruhe unter den nichtusbekischen Legionären im OTWV nahm derart zu, daß Olzscha sich schriftlich beim deutschen Kommandeur des Waffenverbands nach dem Hintergrund dieses Gerüchtes erkundigte, woraufhin dieser Nachforschungen anstellen ließ. Von einem untergeordneten Offizier erhielt er die Antwort, daß im Oktober und November 1944 nur einige Legionäre wegen Vergewaltigung („Notzuchtverbrechen“) und anderer Dienstvergehen hingerichtet worden seien. Unter diesen seien jeweils zwei Usbeken und Kasachen sowie ein Kirgise gewesen, von einer Benachteiligung der beiden letztgenannten Nationalitäten könne mithin keine Rede sein.⁷¹

Entscheidend für das Schicksal des OTWV war die Desertion fast des gesamten turkestanischen Regiments des OTWV unter seinem usbekischen Kommandeur Gulam Alimow am 25. Dezember 1944. Unter seinem Kommando waren etwa 500 Turkestaner in die Wälder gezogen und hatten sich slowakischen Partisanen angeschlossen. Einige der „ausgebrochenen“ Soldaten wurden von deutscher Seite aufgegriffen, andere kehrten von selbst zurück. Aus den Berichten mehrerer Rückkehrer ließ sich schliessen, daß diese über das Vorhaben ihres Regimentskommandeurs nicht informiert waren.⁷²

Über die genauen Motive des Überläufers Gulam Alimow gab es verschiedene Theorien. Harun-el-Raschid, der deutsche Kommandeur des OTWV, bemühte sich in seinem Bericht an Olzscha zu erklären, daß „der ganze Vorgang nicht ein Vorgang ‚Turkistaner‘ und ‚Truppe‘, sondern eben ein Vorgang ‚Alimow und seine Clique“ gewesen, also persönliche Motive ausschlaggebend gewesen seien.⁷³ Es gibt tatsächlich einige Hinweise darauf, daß Alimow sich in seiner Eigenschaft als Kommandeur durch die Praxis einiger deutscher Kommandeure, Nichtusbeken im OTWV gezielt zu fördern, zurückgesetzt fühlte. So hatte er am 24. Dezember 1944, einen Tag vor seiner Desertation zu den slowakischen Partisanen, in einem Brief an Harun-el-Raschid noch darum gebeten, vom SS-Hauptamt geschickte (offensichtlich nichtusbekische) Offiziersanwärter wegen Unfähigkeit zurückzuschicken.⁷⁴ Harun-el-Raschid machte neben dem Konflikt zwischen Usbeken und Nichtusbeken noch weitere Ursachen für das Überlaufen verantwortlich, etwa die Tatsache, daß die Soldaten des OTWV bei der slowakischen Zivilbevölkerung untergebracht werden mußten, mit der sie sich auf Russisch gut verständigen konnten und von der sie antideutsche Ansichten übernommen haben könnten. Weiterhin führte er gesteigerten Alkoholgenuß und andere Gründe an.⁷⁵

Allerdings gibt es auch einige Hinweise darauf, daß die Flucht andere Ursachen hatte. Schon mehrere Monate vor seiner Flucht soll Alimow Landsleuten gegenüber von Fluchtplänen gesprochen haben, und bereits im Juni 1944 soll er von Wien aus mit der sowjetischen Seite Kontakt aufgenommen haben. Die Tatsache, daß der sowjetische Führer der slowakischen Partisanen Alimow lobend hervorhob, könnte auf frühere Kontakte mit der sowjetischen Seite hinweisen.⁷⁶ Sicherlich hat auch der bevorstehende militärische Zusammenbruch des NS-Regimes, der sich Ende 1944 schon deutlich abzeichnete, eine Rolle gespielt.

Die Desertation Alimows bereitete dem OTWV ein Ende, da die SS nun den turkstämmigen Soldaten grundsätzlich nicht mehr trauen wollte. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang die Beurteilungen Harun-el-Raschids: nach seiner Auffassung waren einzig die Aserbeidschaner im deutschen Sinne „zuverlässig“; seine Einschätzung der Tataren und Baschkiren (die Harun-el-Raschid als „Idel-Uralier“ bezeichnete) war grundsätzlich negativ:

„Ich weise hier darauf hin, daß bei den Idel-Ural-Tataren, die größtenteils ihre eigene Sprache gar nicht mehr beherrschen und nur noch russisch sprechen, die Russifizierung entschieden am weitesten vorgeschritten ist. Ich kann die Idel-Ural-Tataren weder als Nichtrussen noch etwa als Mohammedaner (in geringem Prozentsatz bezeichnen sie sich selbst als Christen) ansehen. Sie sind religiös vollkommen negativ, im übrigen stark bolschewistisch infiziert.“⁷⁷

Aufgrund dieser Einschätzung ließ der deutsche Kommandeur die wolgatatarische Waffengruppe entwaffnen, und letztendlich war dies das Ende des OTWV. Zwar

wurden noch bis Anfang April 1945 einzelne Angehörige von Turkvölkern rekrutiert, doch gleichzeitig nahmen auch die Desertation immer mehr zu.⁷⁸

Angehörige von sowjetischen Turkvölkern in der SS-Politik – eine Bilanz

Die Propagierung des Panturkismus war Teil der SS-Politik und somit ein deutsches Projekt. Die wesentlichen Züge der Politik waren von deutschen Nationalsozialisten entwickelt worden, und sämtliche unternommenen Schritte sollten explizit dem Ziel dienen, einen „antisowjetischen“ Block zur Zersplitterung der Sowjetunion zu kreieren. Folgerichtig waren Angehörige von Turkvölkern zunächst vor allem Objekte einer nationalsozialistischen Politik. Deutsche Kommandeure waren an der Gründung des OTWV beteiligt, die panturkistische Zeitung wurde von Deutschen redigiert und wiederum von deutschen Wissenschaftlern in eine pantürkische Kunstsprache übersetzt. Der nationalsozialistische Hintergrund der Panturkismus-Politik der SS hatte auch Auswirkungen auf die zur Verfügung stehenden Quellen: über Wolga- und Krimtataren, Aserbeidschaner und Turkestaner in der SS-Politik erfährt man vor allem aus deutscher Sicht und aus deutschen Quellen, nur vereinzelt finden sich Stellungnahmen der Betroffenen selbst.

Die deutschen Kommandeure machten sich ihre eigenen Gedanken über die Natur der Turkvölker, und aus ihren Ansichten läßt sich eine besondere Art des Rassismus herauslesen:⁷⁹

Die Mentalität der „Osttürken“ sei grundsätzlich verschieden von der deutschen: ihnen fehle der Sinn für minutengleiche Pünktlichkeit, und sie verfügten über einen „angeborene[n], sprichwörtliche[n] Hang zur Übertreibung und Phantasterei“, was sich auch auf die Gestaltung von Meldungen und Berichten auswirke. Sie verfügten über einen ausgeprägten Stolz, eine „ausgeprägte Freude an öffentlichen Belobigungen“ und an Besprechungen und Ansprachen. Sie seien keine Einzelkämpfer und eigneten sich nicht zum Großkampf, leisteten aber in der „Gruppe und in der Masse bei guter Führung Erstaunliches“ und könnten zum Legen von Hinterhalten eingesetzt werden.⁸⁰ Die Einschätzungen der deutschen Militärs hatten übrigens auch Auswirkungen auf die Form des OTWV: Wegen der „gesteigerten Erotik dieser Leute“ wurden „rassische Komplikationen“ befürchtet, und aus diesem Grund kam für die deutschen Kommandeure ein Einsatz des OTWV innerhalb der Grenzen Deutschlands nicht in Frage.⁸¹

Warum ist die Politik der SS gescheitert? Ganz offensichtlich ist, daß die Ideologie des Panturkismus von keiner Gruppe der Angehörigen der Turkvölker angenommen wurde. Die Streitigkeiten zwischen Usbeken einerseits und Kasachen und Kirgisen andererseits innerhalb des turkestanischen Regiments des OTWV haben dies nur allzu deutlich gezeigt. Auch die Angehörigen von Turkvölkern, die aus Führungspositionen in den Leitstellen des Ostministeriums in die SS-Politik überwechselten (und prinzipiell für eine Zusammenarbeit mit dem NS-Regime plädierten), übernahmen keine panturkistischen Positionen – sie versuchten vielmehr, auch innerhalb der SS eine Politik zugunsten ihrer eigenen Nationalität zu betreiben.

Ganz allgemein ist zu konstatieren, daß der Versuch des NS-Regimes, die sogenannten „Orientvölker“ für seine Politik zu nutzen, gescheitert ist. Der Grund für

dieses Scheitern war bereits im Wesen des Regimes angelegt. Der antisemitische, rassistische und expansionistische Nationalsozialismus war prinzipiell nicht bereit, eine Zusammenarbeit mit den Turkvölkern einzugehen.⁸² Die Nazis wollten die Angehörigen der Turkvölker lediglich für ihre Politik (aus-)nutzen, und dies konnten ihnen sicherlich nicht verborgen bleiben. Der Widerspruch zwischen dem NS-Rassismus, der auch die Turkvölker noch wenige Jahre zuvor kollektiv mit diskriminierend gemeinten Sammelbegriffen wie „Mongolen“ und „Tataren“ belegt hatte und auch sie als „Untermenschen“ ansah, und der angeblich partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Nazis und Turkvölkern war zu offensichtlich.

Anmerkungen

- 1 Ende des Jahres 1941 befanden sich bereits fast vier Millionen Soldaten der Roten Armee in deutscher Kriegsgefangenschaft. Vgl. Alexander Dallin, *German Rule in Russia 1941-1945. A Study of Occupation Policies*, London 1957, S. 69.
- 2 Iskander Giljazov, *Na drugoj storone. Kollaboracionisty iz povolžsko-priural'skix tatar v gody Vtoroj Mirovoj Vojny*, Kazan 1998, S. 64. Für eine Darstellung der ausländischen Freiwilligen in deutschen Streitkräften siehe Philip H. Buss, *The Non-Germans in the German Armed Forces*. Diss., Universität Kent/Canterbury 1974. Allerdings geht Buss nicht ausführlicher auf die hier relevanten turkstämmigen Freiwilligen aus der Sowjetunion ein.
- 3 Sebastian Cwiklinski, *Wolgatataren im Deutschland des Zweiten Weltkriegs. Deutsche Ostpolitik und tatarischer Nationalismus*. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Berlin 1999, S. 15ff., 27-30.
- 4 Patrik von zur Mühlen, *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern. Der Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf 1971, S. 68-70, 83; Dallin, a.a.O., S. 40f. Zu den Verhandlungen von Papens mit hohen türkischen Stellen in den Jahren 1941 und 1942 sowie zur Haltung türkischer Politikerkreise siehe Lothar Kreeker, *Deutschland und die Türkei im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt/M. 1964, S. 209-222, und besonders Iskander Giljazov, *Pantjurkizm, Panturanizm i Germanija*. In: *Etnografičeskoe Obozrenie* 2 (1996), S. 92-103.
- 5 Die Bedeutung der Reise kann auch daran abgelesen werden, daß der türkische Präsident unmittelbar anschließend über deren Ergebnisse informiert wurde. Erkilet veröffentlichte später seine Reiseeindrücke in einem Buch., Hüsnü Emir Erkilet, *Şark cebhesinde gördüklerim*, Istanbul 1943
- 6 So stellte dies jedenfalls Gerhard von Mende dar, der im Ostministerium eine bedeutende Funktion erlangt hatte: vgl. dens., *Erfahrungen mit Ostfreiwilligen in der deutschen Wehrmacht während des Zweiten Weltkrieges*. In: *Auslandsforschung* 1 (1952), S.24-33, hier S. 25.
- 7 Zur weiteren Beteiligung des Auswärtigen Amtes an der nationalsozialistischen Ostpolitik siehe Cwiklinski, a.a.O., S. 12-14; Dallin, a.a.O., S. 135-137.
- 8 Joachim Hoffmann, *Die Ostlegionen 1941-1943. Turkotataren, Kaukasier und Wolgafinnen im deutschen Heer*, Freiburg 1976, S. 27f.
- 9 In diesem Artikel werden die Begriffe „Turkestan“ und „turkestanisch“ in zweierlei Bedeutung verwendet: In Sätzen, in denen ich aus NS-Quellen zitiere, spiegelt er die von der „Turkestanischen Leitstelle“ im Ostministerium vertretene Ideologie wider, wonach die mittelasiatischen Turkvölker der Kasachen, Karakalpaken, Kirgisen, Turkmenen und Usbeken in einem politischen Gebilde „Turkestan“ zu vereinigen seien. Verwende ich selbst diese Begriffe, fasse ich sie als bloße Sammelbezeichnung für die genannten Turkvölker sowie als geographische Bezeichnung für die von ihnen bewohnten Gebiete auf, ohne ihnen irgendeine ideologische Qualität zuzuweisen.
- 10 Hoffmann, a.a.O.; von zur Mühlen, a.a.O., S. 58f.
- 11 Hoffmann, a.a.O., S. 32f. Eine Abschrift des Befehls vom 1.8.1942 findet sich in: *Bundesar-*

- chiv Berlin (BArchB), NS 19/2523.
- 12 Zum Kaukasuseinsatz der Ostlegionen vgl. Joachim Hoffmann, *Kaukasien 1942/43. Das deutsche Heer und die Orientvölker der Sowjetunion*, Freiburg 1991.
- 13 Zur Person von Mendes vgl. ausführlicher Iskander Giljazov, *Kto že on, Professor fon Mendede?* In: *Tatarstan* 7 (1996), S. 52-61; Cwiklinski, a.a.O., S. 7-11; zur Auslandshochschule an der Berliner Universität sowie zur Ostpolitik allgemein vgl. Gerd Voigt, *Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843-1945*, Berlin 1994; Gabriele Camphausen, *Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung im Dritten Reich 1933-1945* (Europäische Hochschulschriften 418), Frankfurt/M. u.a. 1990; Erich Siebert, *Die Ostforschung an der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Berliner Universität in den Jahren 1940-1945*. In: *Informationen über die imperialistische Ostforschung* 5 (1965) 1, S. 1-34.
- 14 Einen Überblick über die Arbeit des Sonderlagers Wustrau aus Sicht des Ostministeriums gibt der undatierte Bericht „Drei Jahre Arbeit in Wustrau“ in BArchB, R 6/592.
- 15 Einen kurzen Überblick über die Geschichte der Leitstellen im Ostministerium gibt von zur Mühlen, a.a.O., S. 82-138.
- 16 Die genannten Völker leben sämtlich im Wolga-Ural-Gebiet.
- 17 Cwiklinski, a.a.O., S. 32f.
- 18 Vgl. vor allem Giljazov, *Na drugoj storone*, a.a.O., 1998, S. 172.
- 19 Einen Überblick über die Publikationen der Tatarischen Leitstelle gibt Cwiklinski, a.a.O., S. 62-83.
- 20 von zur Mühlen, a.a.O., S. 47.
- 21 Bernd Philipp Schröder, *Deutschland und der Mittlere Osten im Zweiten Weltkrieg*, Göttingen u.a. 1975, S. 216, Fußnote 3.
- 22 von zur Mühlen, a.a.O., S. 140-142, sowie vor allem Dallin, a.a.O., S. 168-181.
- 23 Dallin, a.a.O., S. 596-600; von zur Mühlen, a.a.O., S. 140-146.
- 24 von zur Mühlen, a.a.O., S. 149; Näheres zum „Ostmuselmanischen Bataillon“ folgt weiter unten.
- 25 Ebenda, S. 150.
- 26 „Osttürken“ waren in der Diktion der SS alle „Turkestaner“, Aserbeidschaner, Krim- und Wolgatataren sowie Baschkiren. Der plakative Charakter der Panturkismus-Politik der SS und ihre antisowjetische Stoßrichtung wird übrigens bereits daran deutlich, daß überwiegend außerdem der Sowjetunion lebende Turkvölker wie die Uiguren - die in einem konsequent durchgehaltenen Panturkismus ebenfalls Ansprechpartner hätten sein müssen - überhaupt keine Beachtung fanden.
- 27 Geheimbefehl Bergers zur Aufstellung eines Osttürkischen Korps, undatierte Abschrift in BArchB, NS 31/27).
- 28 Reiner Olzscha/Georg Cleinow, *Turkestan - die politisch-historischen und wirtschaftlichen Probleme Zentralasiens*, Leipzig 1942; vgl. von zur Mühlen, a.a.O., S. 141; die von Patrik von zur Mühlen genutzten Archivmaterialien zu Olzscha aus dem ehemaligen Berlin Document Centre waren mir leider nicht mehr zugänglich.
- 29 Ebenda.
- 30 von zur Mühlen, S. 140f.
- 31 Entwurf eines Schreibens an Prof. Dr. Helmut Scheel vom Vorstand der DMG vom 19.1.1944. In: BArchB, R 58/305.
- 32 „Der Entwurf einer für die wissenschaftliche Öffentlichkeit geeignet erscheinenden Gründungsformel wird bei dieser Gelegenheit gleichzeitig überreicht“, Vermerk des SS-Hauptamtes vom 19.1.1944, ebenda.
- 33 Entwurf des SS-Hauptamtes für die Gründungsformel für die Arbeitsgemeinschaft Turkestan, ebenda.
- 34 Vermerk des SS-Hauptamtes vom 12.5.1944. In: BArchB, NS 31/42.
- 35 Ebenda.
- 36 Ebenda.
- 37 Vermerk des Amtes D des SS-Hauptamtes vom 4.4.1944. In: BArchB, NS 31/62; Vermerk vom 30.7.1944, ebenda. Zu „Jāñi Türkistan“ und den anderen turkestanischen Publikationen aus dem Umkreis der „Turkestanischen Leitstelle“ im Ostministerium siehe von zur Mühlen, a.a.O., S. 96.

- 38 Vermerk des SS-Hauptamtes vom 1.9.1944. In: BArchB, NS 31/62.
- 39 Ismail Gasprinski, ein krimtatarischer Schulreformer und Intellektueller, hatte von 1883 bis zu seinem Tod 1914 die Zeitschrift „Terdschüman“ herausgegeben, die sich für die Einheit aller Turkvölker aussprach und in einer vom ihm kreierten, am Vorbild des Osmanischen orientierten gemeintürkischen Literatursprache erschien.
- 40 Protokolle der Sitzungen der Sprachkommission vom 31.10. und 11.11. 1944. In: BArchB, NS 31/61. Mit „Turkestanisch“ meinten die Vertreter der „Turkestaner“ offensichtlich die sich am Usbekischen orientierende Sprachform, die bereits in den Publikationen der Turkestanischen Leitstelle im Ostministeriums und des „Nationalturkestanischen Einheitskomitees“ verwendet worden war. Als Kompromiß wurde festgelegt, daß die Turkologen Benzing und Jansky die genaue Form der Sprache festlegen sollte. Die gefundene Lösung, offenbar ein sich an Gasprinski orientierende Sprachform, stellte übrigens das „Nationalturkestanische Einheitskomitee“ nicht zufrieden; später beklagten sich seine Vertreter, daß sie ihnen unverständlich sei; der Turkologe Benzing wies jedoch darauf hin, daß sie verständlich sein müßte. Vgl. Vermerk Olzschas vom 4.1.1945. In: BArchB, NS 31/62.
- 41 Vermerk des SS-Hauptamtes zu den Diskussionen über den Titelkopf der „Tyrk Birliġi“ vom 20.10.1944. In: BArchB, NS 31/62; vgl. auch den vorliegenden Titelkopf der krimtatarischen Ausgabe Nr. 2 vom 13.12.1944. Patrik von zur Mühlen danke ich an dieser Stelle dafür, daß er mir eine Kopie zur Verfügung gestellt hat.
- 42 Rechnung des Deutschen Verlages an das SS-Hauptamt für die wolgatatarischen Ausgaben der „Tyrk Birliġi“ vom 20.3.1945. In: BArchB, NS 31/62; Rechnung des Deutschen Verlages an das SS-Hauptamt für die krimtatarischen Ausgaben der „Tyrk Birliġi“ vom 20.3.1945, ebenda. Der Hinweis auf das Erscheinen der turkestanischen Ausgabe findet sich in einem Vermerk des SS-Hauptamtes zum „Gegenwärtigen Zustand der Osttürkischen Zeitungen“ vom 4.1.1945, ebenda.
- 43 Nr. 2 der krimtatarischen Ausgabe vom 13.12.1944. Es handelt sich um die Titelseite mit dem „gemeintürkischen“ Teil.
- 44 „Birläşqän türk xalqlary jeñäġäklär“ [Die vereinigten Turkvölker werden siegen], ebenda.
- 45 Diese antisemitische Formulierung findet sich im bereits erwähnten Vermerk vom 4.1.1945, ebenda.
- 46 Vermerk des SS-Hauptamtes zur „Neugestaltung der osttürkischen Zeitung“ vom 22.1.1945. In: BArchB, NS 31/62.
- 47 Berger an Himmler, 15.10.1943, BA NS 31/43; siehe auch Giljazov, Na drugoj storone, a.a.O., S. 130.
- 48 Die von von zur Mühlen gemachten Aussagen zur Beherrschung der Turksprachen durch Mayer-Mader (von zur Mühlen, a.a.O., S. 148) wurden mir gegenüber durch zwei Zeitzeugen aus dem Umkreis der „Tatarischen Leitstelle“ relativiert (Interviews mit Heinz Unglaube und Garip Sultan am 26. und 27.10.1997).
- 49 von zur Mühlen, a.a.O.
- 50 Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß Mayer-Mader eigene phantastische Pläne zur Revolutionierung der mittelasiatischen Turkvölker entwickelt hatte. Diese Pläne sahen das Absetzen von Kämpfern in Mittelasien sowie deren Vereinigung mit den dortigen Basmat-schi-Kämpfern vor; später sollte auch eine provisorische Regierung für Turkestan ausgerufen werden. Mayer-Maders starke Identifikation mit diesen Plänen ist auch daran abzulesen, daß er mit dem Gedanken spielte, zum Islam überzutreten.
- 51 Ein Bericht des SS-Hauptsturmführers Herrmann zur Meuterei vom 24.3.1944 findet sich in : BArchB, NS 31/43. Herrmann gehörte zum Kreis der Offiziere, die im Falle des Gelingens des Aufstandes erschossen worden wären. Für eine Darstellung des Zusammenhangs siehe auch von zur Mühlen, a.a.O., S. 99f., 149.
- 52 Ebenda; vgl. auch den Bericht des Hauptsturmführers Fürst zu der Meuterei vom 11.5.1944. In: BArchB, NS 31/43.
- 53 Von zur Mühlen, a.a.O. Der Autor weist zu Recht darauf hin, daß die Quellenlage zu dieser Angelegenheit äußerst dürftig ist.
- 54 Vermerk des SS-Hauptamtes vom 30.7.1944. In: BArchB, NS 31/62.
- 55 Im Rahmen dieses Artikels kann nicht in allen Einzelheiten auf die Rekrutierung deutscher Wissenschaftler und geeigneter Militärs für die SS-Politik eingegangen werden. Ein Beispiel

- soll hier genügen: Heinz Unglaube, der Leiter der Tatarischen Leitstelle im Ostministerium, war bereits seit Ende 1943 vom SS-Hauptamt beobachtet worden. Nachdem er sich im September 1944 - noch in seiner Eigenschaft als Angestellter des Ostministeriums - der SS gewissermaßen als Gutachter angeboten hatte, nutzte diese die Gelegenheit, um ihn abzuwerben. Vgl. Cwiklinski, a.a.O., S. 53f., unter Berufung auf die ungedruckten Memoiren Heinz Unglaubes; siehe auch Vermerk des SS-Hauptamtes vom 15.9.1944. In: BArchB, NS 31/31.
- 56 Interview mit Garip Sultan am 26. und 27.10.1997; zu weiteren Informationen über Sultans Aktivitäten vgl. Cwiklinski, a.a.O., S. 33-36, 43, 64.
- 57 Vermerk des SS-Hauptamtes zur Unterredung mit Garip Sultan am 2.8.1944. In: BArchB, NS 31/31.
- 58 Vgl. die undatierte Liste (Anfang 1945) der Präsidiumsmitglieder des Tatarischen Kampfbundes in: BArchB, NS 31/28. Dort wird Sultan als „Organisationsleiter, als Leiter der militär. Abt. SS des Kampfbundes vorgesehen“ geführt.
- 59 Versuche der SS, an bestimmte bei der Wehrmacht beschäftigte Mitarbeiter heranzukommen, sind durch entsprechende Briefwechsel belegt; vgl. vor allem BArchB, NS 31/31 und NS 31/47.
- 60 Zumindest einige der in einer undatierten Liste der Redaktionsmitglieder von „Tyrk Birligi“ aufgeführten Mitarbeiter waren zuvor bei den Wehrmachtszeitungen beschäftigt; vgl. die Liste in BArchB, NS 31/61.
- 61 Aufbau des tatarischen Sektors des Osttürkischen Waffenverbandes der SS, Vermerk der Oststelle vom 13.11.1944. In: BArchB, NS 31/47.
- 62 Ich zitiere diesen Namen in der Schreibweise, die in den Dokumenten selbst erscheint.
- 63 Hier wird übrigens als Ansprechpartner wieder der oben erwähnte Garip Sultan genannt.
- 64 Zur „Unzuverlässigkeit“ der turkestanischen Waffengruppe, deren größter Teil im Dezember 1944 in der Slowakei zu den Partisanen überlief, siehe weiter unten. Der vom Ostministerium „abgeworbene“ ehemalige Leiter der Tatarischen Leitstelle, der deutsche Jurist Heinz Unglaube, gab in zwei Vermerken vom 18.12.1944 und 24.1.1945 (vgl. BArchB, NS 31/47) einen Überblick über den „Stand der Vorbereitungen für den Aufbau der Tatarischen Waffengruppe“. Im Januar 1945 waren 13 Offiziere bereit, fünf weitere seien zu erwarten, acht andere befänden sich gerade in einem Vorbereitungslehrgang. Daß die bis zu diesem Zeitpunkt erfolgten Vorbereitungen noch nicht sehr konkret waren, läßt sich daran ablesen, daß im SS-Hauptamt noch nicht festgelegt worden war, ob die Schule zur Vorbereitung der Offizierskandidaten institutionell dem OTWV angegliedert werden sollte, wofür sich Unglaube aussprach. Vgl. den erwähnten Vermerk vom 24.1.1945. In: BArchB, NS 31/47.
- 65 von zur Mühlen, a.a.O., S. 150. Wichtige Dokumente zu den Versuchen der SS, ganze Einheiten oder auch einzelne Legionäre von der Wehrmacht überstellt zu bekommen, finden sich immer wieder in vielen Akten des Bestandes NS 31 im Bundesarchiv Berlin.
- 66 Interviews mit dem mittlerweile verstorbenen Heinz Unglaube vom 25. und 26.10.1997.
- 67 Vgl. z. B. die Vermerke des SS-Hauptsturmführers Fürst vom 25.6.1944 in: BArchB, NS 31/44, sowie von Reiner Olzscha vom 7.7.1944, ebenda. Beide berichten über Beschwerden der Wehrmacht über Mayer-Maders direktes Werben an Wehrmachtsstandorten.
- 68 Vgl. entsprechende Schreiben in: BArchB, NS 31/27. Bei der Rekrutierung von „Ostarbeitern“ wählte das SS-Hauptamt den offiziellen Weg; vgl. das Schreiben Görings vom 16.9.1944 in seiner Eigenschaft als Beauftragter für den Vierjahresplan an die Gauarbeitsämter, in dem er auf entsprechende Bestrebungen der SS hinweist (BArchB, NS 31/27); siehe auch von zur Mühlen, a.a.O., S. 151.
- 69 Vgl. Vermerk des SS-Hauptamtes vom 9.12.1944. In: BArchB, NS 31/27; siehe auch von zur Mühlen, a.a.O., S. 154. Die Vermutung von zur Mühlen, daß es sich bei den im Vermerk erwähnten „Leitstellen“ um die des SS-Hauptamtes handeln könnte, trifft nicht zu; daß die Leitstellen des Ostministeriums auch für die SS rekrutiert haben, wird aus vielen Vermerken des Hauptamtes deutlich.
- 70 Vermerk des SS-Hauptamtes vom 16.11.1944. In: BArchB, NS 31/58.
- 71 Abschrift der Anfrage an den Kommandeur des OTWV, den Deutschen Harun-el-Raschid Bey, vom 1.12.1944. In: BArchB, NS 31/29; Abschrift des Berichts des SS-Untersturmführers Schmeisser an Harun-el-Raschid Bey vom 20.12.1944, ebenda.
- 72 Vgl. von zur Mühlen, a.a.O., S. 155f.; siehe auch die Verhörprotokolle dreier Überläufer vom

-
- 8.1.1945 in: BArchB, NS 31/29.
- 73 Harun-el-Raschid, Bericht über die Entwicklung des Osttürkischen Waffen-Verbandes der SS von Warschau bis Überlauf Alimow und über die aus dieser sich ergebenden Folgerungen, undatiert. In: BArchB, NS 31/29, S. 6.
- 74 Abschrift des Briefes von Alimow an Harun-el-Raschid Bey vom 24.12.1944. In: BArchB, NS 31/29.
- 75 Bericht Harun-el-Raschids, a.a.O., *passim*.
- 76 von zur Mühlen, a.a.O., S. 156.
- 77 Harun el-Raschid, a.a.O.
- 78 von zur Mühlen, a.a.O., S. 157.
- 79 Es ist hervorzuheben, daß die deutschen Kommandeure im OTWV meist zumindest in groben Zügen über die Verhältnisse in Mittelasien informiert waren und sich in diesem Punkt von anderen Vertretern des NS-Regimes unterschieden. Nichtsdestoweniger läßt sich auch bei ihnen, die ebenfalls Vertreter eines menschenverachtenden Regimes waren, eine spezifische Form des Rassismus finden.
- 80 „Der deutsche Führer im osttürkischen Verband“, undatiertes Vermerk des SS-Hauptsturmführers Fürst. In: BArchB, NS 31/44.
- 81 Bericht Harun-el-Raschids über die Desertation Gulam Alimows, a.a.O., S. 1.
- 82 Auf diesen Umstand hat auch Giljazov hingewiesen; vgl. Giljazov, *Na drugoj storone*, a.a.O., S. 237.

Aserbaidsschaner in den Reihen der deutschen Wehrmacht

Eva-Maria Auch

Die bisher vorliegenden Forschungsergebnisse widerspiegeln recht unterschiedliche Rezeptionen sowohl in der aserbaidsschanischen als auch in der westlichen Historiographie.

Während das Lager der Emigranten¹ einige wenige Erinnerungsberichte über die aserbaidsschanischen Legionen hervorbrachte, hat sich die aserbaidsschanische Öffentlichkeit der Thematik sehr zögerlich angenommen; seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Aufarbeitung der „weißen Flecken“ der Nationalgeschichte haben nur einzelne Pressebeiträge das Schweigen durchbrochen.² Unter Historikern wird die Geschichte der aserbaidsschanischen Legionen noch nicht thematisiert. Als Standard gilt nach wie vor die sowjetische Sichtweise auf den Vaterländischen Krieg, die kaum Raum für eine differenzierende Erforschung des Kapitels der Legionen ließ.³ Allerdings arbeitet seit zwei Jahren eine mit jungen Historikern besetzte Informationsabteilung des Innenministeriums, dem auch die ehemaligen KGB-Archive zugeordnet sind, an dem Thema und kann bereits mit interessanten Veröffentlichungen aufwarten; dazu zählt eine Monographie zur Geschichte der Deutschen in Aserbaidsschan in den zwanziger und dreißiger Jahren, die auch eine Übersicht über aserbaidsschanische Studenten in Deutschland und ihre Verfolgung in den dreißiger Jahren enthält⁴. Unzureichende Deutsch- und Englischkenntnisse, mangelnde Recherchemöglichkeiten in ausländischen Archiven sowie Rückstände bei der Auswertung westlicher Forschungsergebnisse erschweren aber auch hier eine objektive Analyse, die eine Auswertung verschiedener Quellengruppen voraussetzt. Ein Zugang für ausländische Wissenschaftler zu Beständen örtlicher ehemaliger KGB-Archive ist immer noch nicht möglich. So kann derzeit neben den Akten deutscher Archive nur auf Untersuchungen und Memoiren westlicher Autoren,⁵ die allerdings auch nicht immer frei von tendenzieller Darstellung sind, sowie eine begrenzte Anzahl von jüngeren aserbaidsschanischen Presse-Publikationen und auf Nachlässe zurückgegriffen werden.

Die Aufklärung der zahlreichen widersprüchlichen Aussagen und weiterführender Fragestellungen bedarf weiterer umfassenderer Forschungen; „eine befriedigende Darstellung der Kollaboration in der Sowjetunion gibt es nicht“⁶. So kann der vorliegende Beitrag nur einen Überblick vermitteln und soll vor allem als Anregung für weitere Untersuchungen verstanden werden.

Wie bereits in diesem Band erörtert, war die Schaffung von „Ostlegionen“ im Zweiten Weltkrieg keine neue Idee, sondern besaß spätestens seit dem Ersten Weltkrieg eine Traditionslinie im deutschen Heer.⁷ Allerdings gab es nach Auffassung von Gerhard Simon im Zweiten Weltkrieg von deutscher Seite „im Unterschied zu sowjetischen Behauptungen weder im militärischen noch gar politischen Bereich eine Konzeption zur Nutzung der Kollaborationsbereitschaft. Die Besatzungsmacht war ausschließlich an der militärischen Niederwerfung der Sowjetunion und der

maximalen ökonomischen Ausbeutung der eroberten Gebiete interessiert“⁸. Bereits am 16. Juli 1941 hatte Hitler auf einer Konferenz, an der auch Göring, Keitel, Rosenberg und Bormann teilnahmen, die Kriegsziele im Osten u.a. folgendermaßen beschrieben:

„Die Bildung einer militärischen Macht westlich des Ural darf nie wieder in Frage kommen ... Das gesamte Baltenland müsse Reichsgebiet werden. Ebenso müßte die Krim mit einem erheblichen Hinterland (Gebiet nördlich der Krim) Reichsgebiet werden ... Die Wolgakolonie müsse deutsches Reichsgebiet werden...ebenso das Gebiet um Baku ...“⁹

Für die Ausarbeitung von Organisationsrichtlinien der zu schaffenden politischen und wirtschaftlichen Strukturen in den eroberten Gebieten war Reichsminister Rosenberg verantwortlich. Sie sahen auch die Einbeziehung von Kriegsgefangenen und Teilen der Zivilbevölkerung zur „kriegswirtschaftlichen Nutzung“ vor, nachdem zunehmend klar geworden war, daß „die begrenzten deutschen Reserven die Heranziehung insbesondere von Nichtrussen zu Hilfsdiensten in der Wehrmacht unausweichlich (machten)“¹⁰. Innerhalb dieser Maschinerie stellte die Aufstellung von militärischen Verbänden aus sogenannten „Fremdvölkern“ ein Element der Kriegsführung dar, mit dessen Hilfe man hoffte, den eigenen Personalbestand schonen bzw. in Anbetracht der Ausdehnung der Kriegsschauplätze verstärken zu können.

Nachdem es bereits seit Beginn des Zweiten Weltkrieges in den Reihen des Heeres sogenannte Hilfskräfte zur Entlastung der Fronttruppen gegeben hatte, denen es oblag, die deutschen Kampfseinheiten bei der Sicherung der eroberten Gebiete zu unterstützen, waren seit Oktober aus kriegsgefangenen Kosaken und seit November 1941 Reiterhundertschaften aus Kriegsgefangenen weißrussischer und ukrainischer Herkunft gebildet worden. Lag 1941/42 dem Kriegsverlauf entsprechend der Schwerpunkt auf slawischen Völkerschaften, gerieten mit der Ausdehnung der besetzten Gebiete auch sogenannte „Fremdstämmige“ stärker in den Blickpunkt der Kriegsführung. Das von Admiral Canaris geleitete Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) schuf unter der Leitung des Oberleutnants (ab Juli 1942 Hauptmanns) Theodor Oberländer¹¹ initiierte Aktivität zur Schaffung einer Spezialtruppe aus Deutschen und sowjetischen Kriegsgefangenen für den Einsatz im Osten.¹² Zunächst kam es zur Schaffung einer Elitetruppe von ausgewählten Soldaten und Offizieren, die unter dem Namen Sonderverband Bergmann in die Kriegsgeschichte einging.¹³ Sie sollte durch eine zügige Besetzung der Hochgebirgspässe im Kaukasus den Weg der deutschen Truppen nach Südkaukasien öffnen.

Ende 1941/Anfang 1942 wählte Oberländer mit Hilfe von Sonderführer (später Leutnant) von Kutzschenbach, dessen Familie aus der Gegend um Tiflis stammte, aber auch kaukasischer Emigranten Kandidaten dafür in den Kriegsgefangenenlagern aus. 700 Georgiern, Armeniern, Aserbajdschanern und Nordkaukasiern schlossen sich etwa 130 Emigranten aus Frankreich an, die zum Teil über militärische Erfahrungen durch den Dienst in der französischen Armee verfügten oder in der Abwehreinheit Tamara II gedient hatten. Sammelplatz war zunächst der Truppenübungsplatz in Neuhammer/Queiß; von März bis Juni 1942 erfolgte die Ausbildung zu Gebirgsjägern in Luttensee bei Mittenwald. Den Rekruten wurden zunächst 36, dann 52 und schließlich 300 deutsche Offiziere und Soldaten mit alpiner Erfahrung

an die Seite gestellt. Eingekleidet in deutsche Heeresuniformen, trugen die Kaukasier als besonderes Erkennungszeichen den *Kinžal* an ihren Feldmützen. Den deutschen Soldaten militärrechtlich formal gleichgestellt, enthielt ihre Vereidigungsformel auch den Passus „im Kampf um die Befreiung der Heimat“. Daß die Angehörigen dieses Eliteverbandes nicht frei von Zweifeln an der Richtigkeit des Kampfes an deutscher Seite waren, zeigten Vorbereitungen für einen Übertritt auf die sowjetische Seite beim ersten Fronteinsatz; die von dem georgischen Hauptmann Ciklauri geleitete Aktion wurde entdeckt, und 12 Angeklagte wurden wegen „Kriegsverrat“, „Zersetzung der Wehrkraft“ und „Meuterei im Felde“ am 1. Juli 1942 in Garmisch-Partenkirchen zum Tode verurteilt.¹⁴

Unstimmigkeiten zwischen Heer und Abwehr bestanden über den endgültigen Verwendungszweck der Truppe. Im Juni 1942 wurde der Plan, sie nach nationalen Kriterien zu splitten und in Ausbildungsstammeinheiten für „nationale“ Legionen umzuwandeln, durch das Amt Ausland/Abwehr ad acta gelegt. Stattdessen wurde beschlossen, weitere 350 Kaukasier aus den Lagern der inzwischen in Aufstellung befindlichen „nationalen“ Verbände des 162. Infanteriebataillons in den Bestand der Einheit zu übernehmen. Nach einer Inspektion durch Canaris am 7. und 8. Juli 1942 wurde die Truppe als „frontverwendungsfähig“ eingestuft: 1200 Mann (900 Kaukasier und 300 Deutsche) gliederten sich in einen Stab mit Propagandaabteilung, fünf Kompanien (drei georgische, eine aserbaidsschanische, eine nordkaukasische) und einen Zug mit armenischen Soldaten. Am 28. Juli 1942 traf der Sonderverband im Operationsgebiet der Heeresgruppe A ein und begann den aktiven Dienst in den Reihen der Wehrmacht.¹⁵

Im Fronteinsatz mußten die Verbände bald erste große Verluste hinnehmen, so daß Ende September bereits der Befehl zur Aufstellung von fünf weiteren je 200 Mann starken Schwadronen aus gefangenen Kaukasierern erteilt wurde: Es entstand eine 7. Kompanie aus Daghestanern und Aserbaidsschanern und eine 11. aserbaidsschanische. Ende 1942 hatte „Bergmann“ eine Mannschaftsstärke von 2450 Kaukasierern und 240 Deutschen erreicht. Im Offizierskorps finden sich unter den zwölf kaukasischen Offizieren die Namen von Aseris wie Leutnant Aliev und der Arzt Kerimov. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Aserbaidsschaner neben der Beteiligung an Kampfhandlungen im Kaukasus bis zum Rückzug auf die Krim im Frühjahr 1943 auch propagandistisch als Verfasser von Flugblättern oder als Mitglieder in einem Soldatenchor an der Front aktiv waren.

Neben „Bergmann“ war bereits am 18. Oktober 1941 eine weitere Spezialeinheit mit der Bezeichnung Tiger B im Amt Ausland/Abwehr des OKW geschaffen worden, die ursprünglich für den Einsatz im rückwärtigen Dienst der Heeresgruppe Süd vorgesehen war. Im Unterschied zu „Bergmann“ sollte das Abwehrunternehmen Tiger B jedoch zum Grundstock der Turkestanischen und Kaukasisch-Mohammedanischen Legion werden, deren Aufstellung am 13. Januar 1942 durch den Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres, General Olbricht, befohlen wurde.¹⁶ Tiger B unter seinem Kommandeur Major Andreas Mayer-Mader – im Januar 1942 sechs turkestanische und eine aserbaidsschanische Kompanie stark – ging somit in den Formierungsprozeß der nationalen Infanteriebataillone ein, für die die nationalen Legionen als Stammtruppenteile dienten.

Für deren Aufstellung war Major i.G. Klaus von Stauffenberg, Gruppenleiter in der Organisationsabteilung des Generalstabes, verantwortlich. Zu diesem Zweck

wurde am 18. Februar 1942 ein erster Aufstellungsstab (Stab der Ostlegionen im Generalgouvernement Polen) geschaffen, der sich zunächst in Rembertow und ab Sommer 1942 in Radom befand. Insgesamt wurden hier „in drei Wellen 53 verstärkte Infanteriebataillone aufgestellt, 14 turkestanische, 8 aserbaidische, 7 nordkaukasische, 8 georgische, 9 armenische, 7 wolgatatarische“¹⁷. Ein zweiter Aufstellungs- und Ausbildungsstab wurde im Frühjahr 1942 im ukrainischen Mirgorod unter dem Kommando der 162. Infanteriedivision gebildet, die Oberst (ab 6. September 1942 Generalmajor) Oskar von Niedermayer befehligte. Hier sollte aus der Masse der im Zuge der Sommeroffensive gemachten Gefangenen in kürzester Frist eine operative Reserve gebildet werden, was jedoch immer wieder durch organisatorische Schwierigkeiten (fehlendes geeignetes deutsches Rahmenpersonal, unzureichende Ausrüstung) behindert wurde. Zwischen Mai 1942 und Mai 1943 wurden von den Legionen der 162. Infanteriedivision 25 verstärkte Infanteriebataillone (zwölf turkestanische, sechs aserbaidische, vier georgische, drei armenische und zwei nordkaukasische Halbbataillone) an die Front geschickt, neun weitere befanden sich in der Ausbildung.¹⁸ Hinzu kamen Bau- und Nachschubeinheiten sowie Tragtierkolonnen und 1943 vier verstärkte Turk-Arbeits-Bataillone und ein „Turk-Arbeits-Ersatz-Bataillon“ zusammengeschlossen unter dem Kommando von Oberst Boller.

In den von Olbricht unterzeichneten „Bestimmungen für die Aufstellung der Ostlegionen“¹⁹ vom 24. April 1942 wurden die Legionen als „Verbände freiwilliger Kämpfer für die Befreiung ihrer Heimat vom Bolschewismus und für die Freiheit ihres Glaubens“ definiert. Ausdrücklich sollten ihre Kämpfer als Waffengefährten und nicht als Söldner behandelt werden. Allerdings erfolgte diese Gleichbehandlung primär im Rahmen der Militärordnung und der Verpflegung, eine soziale und rangmäßige Gleichstellung mit dem deutschen Personal war nicht vorgesehen. Das Kommando unterstand deutschem Befehl, lediglich die Stellen des 2. Ordonanzoffiziers und – nach Verfügbarkeit – des Militärarztes wurden durch nationale Kräfte besetzt. Am 17. August 1942 erließ der Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Halder, einheitliche Richtlinien zur Behandlung der Freiwilligen in den verschiedenen Verbänden. Diese „Verfügung über landeseigene Hilfskräfte im Osten“ (Verfügung Nr. 8000) unterschied vier Kategorien von Freiwilligenverbänden: 1. „Hilfswillige“ in den deutschen Einheiten, 2. Schutzmannschaften (Hilfswachmannschaften der einzelnen Heeresgruppen), 3. Sicherungsverbände (im Rückwärtigen Operationsgebiet zur Partisanenbekämpfung und Sicherung von Objekten), 4. Kampfverbände (Turkbataillone für den Einsatz an vorderster Front und Sonderverband Bergmann).

Versucht man auf dieser Basis einen Gesamtüberblick über die Beteiligung von Soldaten aserbaidischer Herkunft zu gewinnen, ergibt sich folgendes Bild: Unter den elf sogenannten nationalen Legionsverbänden mit ca. 11 000 Mann befanden sich die aserbaidischen Stammbataillone 804 („Aslan“) unter dem Befehl der Majore Gloger und Fatalibejli-Dudanginskij und, betreut durch den Mullah Aliev, 805 (Hauptmann Hoch), 806 (Igit, Hauptmann Scharrenberg), I/111 („Dönmeç“, Hauptmann Ottendorf) und I/73 (Hauptmann Franke). Sie alle waren im Verlaufe des Jahres 1942 formiert worden und bestanden aus durchschnittlich 33 bis 45 deutschen Offizieren und 900 bis 950 aserbaidischen Legionären. Hinzu kamen die insgesamt 79 verstärkten Infanteriebataillone der nationalen Legionen so-

wie acht Schutzmannschaften auf der Krim und drei Feldbataillone des Sonderverbandes „Bergmann“. Hoffmann zählte insgesamt 90 Feldverbände mit jeweils ca. 1000 Mann, die im Kampfeinsatz waren. Darunter befanden sich 15 aserbaidsschanische Infanteriebataillone mit ca. 15 000 Mann, von denen weniger als die Hälfte in Kaukasien eingesetzt war. Zu ihnen sind Arbeitsbataillone wie die Brigade „Boller“ (fünf Einheiten mit insgesamt 20 000 Mann) sowie Ersatz – Feldzeug-, Nachschub-, Baubataillone, Kompagnien der Rückwärtigen Dienste, Tragtierkolonnen (202 Einheiten, darunter 111 turkestanische, 30 georgische, 22 armenische, 21 aserbaidsschanische) zu rechnen.

Wenn man davon ausgeht, daß insgesamt 150 000 bis 250 000 Angehörige südlicher Völkerschaften der ehemaligen UdSSR in den Reihen der deutschen Verbände eingesetzt waren, dann kann von ca. 25 000 bis 35 000 Aserbaidsschanern ausgegangen werden, die auf unterschiedlichsten Ebenen in deutschen Reihen kämpften bzw. Hilfsdienste verrichteten. In Kaukasien selbst kämpften neben 14 turkestanischen, sieben nordkaukasischen, acht georgischen und neun armenischen allerdings nur acht aserbaidsschanische Infanteriebataillone.

Die große Zahl aserbaidsschanischer Legionäre, die in den Reihen deutscher Verbände an der Front, darunter in Kaukasien und in den rückwärtigen Diensten, eingesetzt waren, wirft zwangsläufig die Frage nach Motiven auf.

So unterschiedlich wie die Menschen waren sicherlich auch die persönlichen Beweggründe der einzelnen aserbaidsschanischen Kriegsgefangenen und Exilanten, die zu Legionären wurden. Man wird sie wohl um die Begriffe Angst, Überlebenswillen (bessere Kleidung, Unterkunft, Verpflegung), Überzeugung und Hoffnung gruppieren können. In der Literatur findet sich fast übereinstimmend die Wertung, daß die Meldung zum Dienst in den Legionen dem Willen zum Überleben entsprang, denn mit dem Rückzug aus dem Süden der Sowjetunion und der Verlegung der Verbände an andere Frontabschnitte verlor ihr militärischer Einsatz jeden politischen Sinn.²⁰

Ohne hier im einzelnen die Motivationen untersuchen zu können, verdient insbesondere die Frage nach ideologischen Hintergründen und nach der Rolle aserbaidsschanischer Exilanten bei der Formierung nationaler Verbände Beachtung. Nach der Zerschlagung der ersten Republik waren führende Politiker Aserbaidsschans – soweit sie entkommen konnten – vor allem in die Türkei, nach Iran und nach Frankreich und Deutschland gegangen. Zu ihnen gesellten sich auch jene ca. 100 Studenten, die unter der Müsavat-Regierung 1918-1920 zu Studien ins Ausland²¹ geschickt worden waren. Von den etwa 50 bis 60 Studenten, die in Deutschland studierten, waren ca. 30 nach Aserbaidsschan zurückgekehrt und ebenso wie die später zu Studien und Praktika nach Deutschland delegierten sowjetischen Studenten und Fachkräfte in den dreißiger Jahren Repressalien unterworfen worden. Eine Liste des NKWD aus dem Jahr 1935 umfaßt 29 Namen von Absolventen deutscher Hochschulen,²² die mehrheitlich unter dem Vorwurf der Kollaboration mit Deutschland verhaftet wurden.

Über die „Vereinigung der studierenden Kaukasier im Ausland“ bestand nicht nur eine Verbindung zwischen Aserbaidsschanern, sondern auch zu anderen Kaukasiern, darunter Kaukasusdeutschen²³, die entweder zum Studium oder durch Rückwanderung nach Deutschland gekommen und nun ebenfalls Bestandteil eines „kaukasischen Netzwerkes“ geworden waren. Über diese bestanden Kontakte zu deut-

schen Wissenschaftlern, die sich mit Rußland, der Sowjetunion und damit auch mit Kaukasien und Mittelasien befaßten. Oftmals als Konsultanten und Dolmetscher oder im Heer eingesetzt, stellten sie wiederum Bindeglieder zu Politikern und Militärs dar. Wichtigste Ansprechpartner für die deutsche Seite waren – trotz zahlreicher Widersprüche in den Reihen der jeweiligen Nationalbewegungen – politisch-nationale Strukturen der Emigranten.

Nach dem Sturz der bürgerlichen Regierung in Aserbaidschan²⁴ waren Vertreter der an der Regierung beteiligten Parteien wie Müsavat²⁵ und Ittihad²⁶ verhaftet und mehrheitlich verbannt worden. Die Müsavat erklärte ihre Selbstaflösung, und bis 1929/30 gelangten ca. 300 Musavatisten ebenso wie ca. 155 Aktivisten der Ittihad in Arbeitslager vorwiegend nach Solovkij. Nach ihrer Rückkehr gelang einigen die Emigration,²⁷ wo sie sich einer neu gegründeten Muslimisch-Demokratischen Gleichheitspartei (Eni Müsavat) anschlossen; andere fielen den „Säuberungen“ der dreißiger Jahre zum Opfer.

Emigrantenzentren befanden sich in Istanbul und Täbriz sowie in Warschau, Paris, Bukarest und vor allem in Berlin. Bereits 1928 gelang mit der Gründung der Prometheus-Liga in Warschau, zu der wesentliche Initiativen von den georgischen Menschewiki und Vertretern der Müsavat ausgegangen waren, die Vereinigung der nichtrussischen Völker im Exil (außer den Armeniern); ein Bündnis georgischer und nordkaukasischer Exilregierungen unter Noj Žordanija in Brüssel hatte dagegen keine weiterreichenden Folgen.

Mit Kriegsbeginn 1941 war das Lager der „Altemigranten“ durch neue Kräfte aufgefüllt worden, welche die Auswirkungen von Atheismuskampagnen, Zwangskollektivierung und Stalinschen „Säuberungen“ erlebt hatten, in direkter Opposition standen oder Träger des Systems oder einfach nur Mitläufer waren. Diese Heterogenität beeinflusste zwangsläufig die Motivation und letztlich die Handlungen der Aserbaidschaner in Deutschland, die vom Eintritt in SS-Einheiten bis zum aktiven Widerstand und zur Flucht in die sowjetische oder auch französische Partisanenbewegung reichte. Ein verbindendes Element scheint die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat oder einfach das Überleben unter Kriegsbedingungen gewesen zu sein, während für die Exilpolitiker mit der Wiedererrichtung eines unabhängigen Staates zusätzlich politische Motive im Vordergrund standen.

Im Frühjahr 1942 wurde auf einer durch den ehemaligen Beauftragten für Kaukasien und deutschen Botschafter in Moskau, Fritz Dietlof von der Schulenburg, geleiteten Konferenz von Vertretern der kaukasischen Emigration²⁸ in Berlin die Forderung nach Anerkennung der kaukasischen Republiken in Anlehnung an die Situation von 1918 bis 1921 erhoben, jedoch lediglich die Bildung von provisorischen Nationalausschüssen genehmigt. Unter den Teilnehmern waren Sultanov, Vekilov²⁹, Jakub und der ehemalige Präsident der Republik Aserbaidschan, M.E. Rasulzade (1884-1955).

Rasulzade zeigte als Sprecher des aserbaidschanischen Nationalausschusses zunächst seinen Willen zur Zusammenarbeit mit der deutschen Führung, legte jedoch im Oktober 1942 sein Amt nieder, als er erkannte, daß eine Unabhängigkeitserklärung gar nicht auf der Tagesordnung der Deutschen stand.³⁰

Spätestens hier war für einige Exilpolitiker deutlich geworden, daß die deutsche Seite Kollaboration suchte, ohne bereit zu sein, politische Zugeständnisse zu gewähren. Mit ihrem Rückzug vollzog sich nicht nur ein Generationswechsel, sondern

es traten zunehmend radikalere Kräfte in den Vordergrund, für die eine mögliche Rückkehr das Todesurteil bedeutet hätte; über besondere Verdienste in den Reihen der deutschen Verbände hofften sie, ihr persönliches Schicksal gleichsam mit dem der deutschen Offiziere zu verweben.

An die Stelle der Vertreter eines gemäßigten Lagers traten jetzt Alibekov, ein Emigrant aus Paris, Emirkan (Emirdžan), der längere Zeit in der Türkei zugebracht hatte, Babaev, ein ehemaliger Oberleutnant der Roten Armee, Mamedov, ein aus Aserbaidsschan stammender Lesghine und Chemieprofessor aus Erivan, Oberst Israfil-Bek, Altemigrant aus der polnischen Armee, Karsalan, Chalil-Bek, Tugaj, Džejchun Chadžibejli, der als Abgesandter der Friedenskonferenz von Versailles in Frankreich geblieben war³¹ und schließlich Abo Fatalibejli, der 1943 zum „Sprecher der Aseris“ gewählt wurde. Dieser Umstand widerspiegelte die spezifischen Interessen der deutschen Seite, die eine Unterstützung der Unabhängigkeitsbewegung nur im Zusammenhang mit ihren Kriegszielen interessierte: Zu keiner Zeit verstand man die Legionen als Kerntruppen zukünftiger nationaler Armeen, wie es sich die Emigranten wünschten, sondern ausschließlich als Verfügungsmasse des deutschen Militärs. Als solche mußten sie zwangsläufig in die institutionelle und konzeptionelle Konkurrenz der verschiedenen mit der Kriegführung befaßten Stellen geraten.

So wurde im Sommer 1943 ein Aserbaidsschanischer Verbindungsstab gegründet, an dessen Spitze zunächst Oberst Israfil-Bek, ab 1944 Major Fatalibejli stand. Als Sprecher agierte Alibekov, Leiter der Militärabteilung war Hauptmann Babaev; Major Görnitz war Verbindungsoffizier des deutschen Oberkommandos. Daß diese von deutscher Seite etablierte Konstellation nicht auf breite Zustimmung stieß, wurde auf dem Kongreß aller aserbaidsschanischen Vertretungskörperschaften im deutschen Machtbereich deutlich, der vom 6. bis 11. November 1943 im Berliner Hotel „Kaiserhof“ stattfand.³² Er verabschiedete ein politisches „Programm der nationalen Befreiung“ und forderte von der deutschen Regierung die Anerkennung der Unabhängigkeit Aserbaidsschans sowie Unterstützung bei der Gründung eines Nationalkomitees als provisorischer Exilregierung und bei der Schaffung einer Nationalarmee. Im Ergebnis nahm ein Aserbaidsschanischer Rat der nationalen Einheit (Azərbaycan Milli Birlik Meclisi) unter dem Vorsitz von Fatalibejli seine Tätigkeit auf, der über Filialen in Warschau und Paris und die Zeitungen *Azərbaycan*, *Milli Birlik* und *Hicum* verfügte.

Anstelle des Aserbaidsschanischen Nationalkomitees, das als Exilregierung wirken sollte und in dem Fatalibejli den Vorsitz, Oberst Kazimbek die Vertretung im Kaukasischen Rat, Alibekov das Ressort Politik, Mamedov Presse und Obermullah Daşev die religiösen Angelegenheiten übernehmen sollten, kam es im Herbst 1944 unter Federführung des SS-Hauptamtes zur Bildung eines aus den vier Verbindungsstäben zusammengesetzten Kaukasischen Nationalrates. Er sollte ein Gegengewicht zum neugeschaffenen „Komitee zur Befreiung der Völker Rußlands“ (KONR) unter A.A. Vlassov sein, zumal man auf antirussische Stimmungen unter Emigranten und Kriegsgefangenen zurückgreifen konnte.³³ Dem Rat sollte eine aus den nationalen Legionen geschaffene Kaukasische Befreiungsarmee mit einem Kaukasischen Militärrat und im August 1944 ein Kaukasisches Korps der SS angegliedert werden.

Nachdem bereits 1943/44 zunächst in Poniatowa, dann in Minsk eine Muslimische SS-Division unter Mayer-Mader aufgebaut worden war, kam es im August 1944 zur Formierung eines aserbaidischen SS-Regimentes unter Standartenführer Israfil-bek als Bestandteil eines Kaukasischen Korps der SS, während das aserbaidische Regiment des Osttürkischen Waffenverbandes der SS (2000-3000 Mann) unter Obersturmbannführer Alekberli seine Eigenständigkeit bewahrte. Zu einer vollständigen Umsetzung der SS-Pläne ist es durch die weiteren Kriegereignisse nicht mehr gekommen. Die Tatsache, daß Reichsminister Rosenberg erst am 1. März 1945 das Georgische und das Kaukasische Nationalkomitee als Koordinatoren der Unabhängigkeitsbemühungen der kaukasischen Völker und am 17. März die Unabhängigkeit der Republiken anerkannte, widerspiegelt auf makabre Weise, welche Rolle den Kaukasiern und anderen „Freiwilligen“ zugeordnet war.

Über das weitere Schicksal der Legionäre liegen, von Memoirenliteratur abgesehen, bisher nur bruchstückhafte Aussagen vor. Seit sieben Jahren bemüht sich der aserbaidische UNESCO-Vertreter, die Lebenswege seiner Landsleute nach 1945 zu rekonstruieren. Nach seinen Aussagen ergibt sich folgendes Bild: Bereits bei den ersten Fronteinsätzen 1942 nutzten einige Legionäre die Möglichkeiten des Frontwechsels, indem sie sich Partisanen anschlossen; das war jedoch die Ausnahme. Ein genauer Überblick auf der Basis deutscher und sowjetischer Kriegsberichterstattung liegt noch nicht vor. Die sowjetische Haltung zu solcher Art von Überläufern (Re-Deserteuren) war offiziell eindeutig, in Anbetracht der schwierigen Frontlage 1942/43 jedoch recht zwiespältig. Vom Stand der Informationen über die Strukturen der Nationalverbände auf deutscher Seite zeugt ein Dokument des Kommissars für Staatssicherheit Belorußlands, L. Canava, vom 25. Juni 1943, in welchem es heißt:

„Wie aus Verhören bekannt wurde, ist in Berlin ein Ministerium der Völker des Ostens organisiert worden. Die verschiedenen Abteilungen dieses Ministeriums befassen sich mit Fragen verschiedener Völkerschaften des Ostens, zu jeder Abteilung gehört ein Vertreter der Kriegsgefangenen des jeweiligen Volkes... Der Kommandierende aller nationalen Legionen ist ein deutscher Oberst, dessen Name unbekannt ist. Sein Stab befindet sich in Radom (Polen) ... Die aserbaidische nationale Legion aus 5 Bataillonen mit einer Gesamtzahl von 5000 Mann ist in Edlino stationiert. Außerdem wurden zwei Bataillone im Herbst 1942 formiert.“³⁴

Nachdem bereits im Januar 1943 der Rückzug aus Kaukasien begonnen hatte und im April die Räumung weitgehend abgeschlossen war, hatten sich aserbaidische Verbände auf die Krim (Feodosija-Dal'nye Kamyši) und auf den Balkan zurückgezogen. Die Niederlage im Kaukasus, die schwindenden Hoffnungen auf eine Umkehr der Ereignisse und die erneute Trennung vom Heimatterritorium mußten sich auf die Motivation der Truppen auswirken. Joachim Hoffmann spricht von einem „stimmungsmäßig schweren Rückschlag ... , der sich durch zunehmende Nervosität unter den aserbaidischen Soldaten bemerkbar machte... ihnen war bekannt, daß übergelaufene oder gefangene Freiwillige in jedem Fall von den Russen erschossen wurden oder werden...“³⁵

Nachdem es eine Reihe von widerspruchsvollen „Vorfällen“ und „Zwischenfällen“ beim Rückzug gegeben hatte (so im Infanteriebataillon I/111 im Dezember

1942 und im Bataillon 805 im Januar 1943), kam es im Herbst 1943 zu einem „schweren Verratsfall“³⁶ im Infanteriebataillon 804. Bei seiner Stationierung auf der Krim im Gebiet Feodosija-Koktebel wurde – unter Kommandeur V. Bulatov – Kontakt mit den Partisanenverbänden aufgenommen. Bulatov meldete an die sowjetische Armeeführung: „Es wurde beschlossen, den 1. Kommandeur des Bataillons, einen Deutschen, und 60 deutsche Militärs zu töten ...“ Nach dieser Meldung schloß sich auch das Kommando der Nordkaukasischen Front den Verhandlungen an und erteilte seine Anweisungen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Unterschiedlichkeit der Aussagen von deutscher Seite und von Archivdokumente aus dem Staatsarchiv der Krim. So lautet eine entsprechende Richtlinie für die Zusammenarbeit zwischen Legionären, Partisanen und regulären Truppen der Roten Armee, daß

„in strenger Konspiration, die Truppe zu informieren sei, daß im Fall der bedingungslosen Rückkehr und des aktiven bewaffneten Kampfes gegen den Gegner die Verbrechen gegenüber der Heimat vergessen und die Bürgerrechte wiederhergestellt werden. Im Falle des Abzugs der Bataillone ... ist unverzüglich ein Aufstand zu entfachen, sind die Deutschen zu vernichten, die Stadt und der Hafen Feodosija einzunehmen und auf das Eintreffen der Landungstruppen zu warten. Im Falle einer Notwendigkeit sind die Feuerstellungen, Waffen-, Munitions- und Treibstoffarsenale des Gegners zu liquidieren, mit Waffen und Munition zu den Partisanen überzulaufen, wo Hilfe zuteil wird.“³⁷

Tatsächlich fanden Beratungen zur Vorbereitung der Aktion statt, die allerdings von drei Legionären an das deutsche Kommando verraten wurde: Am 7. Oktober wurden elf aserbaidsschanische Offiziere verhaftet, darunter zwei Kompanieführer. Das Standgericht am 7. und 8. Oktober 1943 verurteilte neun von ihnen zum Tode; Gruppenführer Kurbanov wurde begnadigt, da er ein umfassendes Geständnis abgelegt hatte, Zugführer Namazov und Gruppenführer Tagiev wurden freigesprochen. Noch am 8. Oktober wurden acht Verurteilte im Dorf Sultanovka vor der entwaffneten aserbaidsschanischen Truppe hingerichtet.³⁸ Nach einer Beobachtungszeit wurden dem Bataillon die Waffen zurückgegeben, und es wurde wieder im Rahmen der 162. Infanteriedivision eingesetzt.

In russischen Archivquellen, die Rafiev zitiert, wird von neun Hingerichteten gesprochen, Kurbanov nicht genannt, dafür die Vermutung geäußert, es könne sich um Gusejn Malamedov gehandelt haben; zugleich verweist der Autor auf die Flucht von Soldaten, die bei den Partisanen eine eigene Gruppe unter dem Namen „Mir Džafar Bagirov“³⁹ gebildet hätten, welche Oberleutnant Mamed Kerim ogly Aliev unterstand. In den Akten befindet sich ein Brief vom Herbst 1944 an den Ersten Sekretär des ZK der KP Aserbaidsschans, aus dem hervorgeht, daß sich eine Gruppe des Bataillons 805 unter ihrem Kommandeur Achundov und Stabsoffizier Aliev auf die Seite der Partisanen in der Ukraine gestellt hatten.⁴⁰

Nach Kriegsende wurden diese Personen ebenso wie gefangene bzw. aufgrund alliierter Abkommen nach 1945 ausgelieferte Legionäre in ein spezielles Sammelager bei Podolsk gebracht, wo sie strengsten Verhören unterzogen wurden. Von Todesstrafen abgesehen, wurden sie zu mehrjähriger Verbannung verurteilt, die sie in sibirischen Arbeitslagern verbrachten. Nach dem Tode Stalins kam es zu ersten Entlassungen.

Einige der in Südostfrankreich bzw. Norditalien stationierten Legionäre schlossen sich der Resistance an. Bekannt sind solche Aktivitäten aus den Städten Montblanc, Rodez und Toulouse.⁴¹ Nach Kriegsende verstärkten sie schließlich das Lager der Altemigranten in Frankreich.

Eine dritte Gruppe bildeten Legionäre, die aus ihren Einsatzgebieten auf dem Balkan in die Türkei flohen; einige von ihnen wurden in der Zeit des Kalten Krieges vom Amerikanischen Komitee zum Kampf mit dem Bolschewismus zur Mitarbeit an wissenschaftlichen und propagandistischen Institutionen gewonnen, so Mirza Bala und der mehrfach erwähnte Abo Fatalibejli-Dudan, der nach München übersiedelte, maßgeblich an der Eröffnung des Senders „Liberty“ beteiligt und dort als Redakteur tätig war. Er hielt Vorträge für amerikanische Offiziere sowie Lehrveranstaltungen am Institut der amerikanischen Armee für die Erforschung der UdSSR in Regensburg und war publizistisch tätig, bis er schließlich 1954 im Auftrage des KGB von seinem Landsmann Mikail Ismailov ermordet wurde. Begraben ist er in Neu-Ulm, wo es bis heute eine aserbajdschanische Gemeinde gibt.

Heute leben noch ca. 40 ehemalige Legionäre in Baku, die sich jedoch nur zögernd als solche zu erkennen geben. Die Zeit drängt, um dieses noch unvollständige Kapitel deutsch-aserbajdschanischer Beziehungen auch mit Hilfe ihrer Erinnerungen nachzeichnen zu können.

Überblick über die Schaffung von Verbänden mit aserbajdschanischen Kräften

Nr.	Gründung	Ausbildung	Truppenstärke Deutsche/Aserbajdsch.		Offiziere	Einsätze
„Bergmann“	1941	Neuhammer/Queis	300	3. Kompanie	Oberländer, Sonderführer, später Lt. Kutzschenbach, Militärarzt: Kerimzade, Lt. Aliskerov	28. Juli Abtransport ins Operationsgebiet Heeresgruppe A, 1. Panzerarmee 17. Sept.-10. Nov. unter Aseris 60 Tote u. Verwundete
	1942/03-07	Luttensee/Mittenwald	300	900 Kaukasier Aseris: ?		
	1942, 29.09.			7. dagh.-aserb. Kompanie 11. Kompanie	Ltn. Aliev, Aliskerov, Arzt Kerimov	
	1942, 12.		240	2.400 Kaukasier	insg. 12 Kaukasier	Übergang vom OKW zum OKH
Tiger B	1941, 18.10.			1 aserb. Kompanie	Maj. Mayer-Mader	geht 1942 in das Turkestanische Infanterieb. 450 bzw. Kaukasisch-Mohammedanische Legion ein

804 „Aslan“	1942		40	963	Maj. Gloger, Maj. Fatalibejli- Dudanginskij, Obermullah Aliev, Arzt Efendiev	der 4. Gebirgs- division unter- stellt Meuterei Okt. 1943, Erschie- ßung von 8 Mann
805	1942		37	919	Hptm. Hoch	
I/111 „Dönmeç“	1942		33	929	Hptm. Scharren- berg	
806 „Igit“	1942		44	911	Hptm. Ottendorf	
I/73	1942		42	917	Hptm. Franke	ab Jan. 1943 in Kauk.
Muselma- nische SS- Division	1943/4 4	Poniatowo, Minsk/Mas owiecki			Maj. Mayer- Mader, Abdu- laev-bek, Sulej- manov	
Kauk. Korps der SS	1944, Aug.			Regiment	Standartenführer Israfil-bek	
Osttürk. Waffen- verband	1944			Divisionsstär- ke, darunter ein aserb. Re- giment	Imam Nakib Chodja, Obersturmbann- führer Alekberli	

Anmerkungen

- 1 Vgl. Abo Fatalibejli, *Azerbajdžanskij legion v bor'be za nezavisimost'*. In: *Svobodnyj Kavkaz. Organ Kavkazskoj nacional'no-demokratičeskoj mysli*, (1951) 2-3, S. 5-10; ders., *Medžlis i politika Rejcha*. In: *Ebenda*, (1952) 1-2 (4-5), S. 51-53; ders., *Otčet Azerbajdžanskomu narodu o bor'be ego synov za nezavisimost' rodiny v periode Vtoroj Mirovoj Vojny*. In: *Azerbajdžan*, (1951) 1, S. 13-28; Mirza Bala, *The Azerbaidshanis (Partial Destruction of National Groups as Groups)*. In: Nikolaj K. Deker (Hg.), *Genocide in the USSR. Studies in Group Destruction*, München 1958, S. 63-76.
- 2 M. Tejmur/A. Aslani, *Starajsja sniskat' sebe čistoe imja i uvaženie*. In: *Bakinskij rabočij* 23.3.1993, S. 3; Ad'jutant ego prevoschoditel'stva. In: *Zerkalo*, (1996) 12, S. 6; B. Rafiev, *Devjat' kaznennyh. Tak zakončilas popytka mjateža v odnom iz azerbajdžanskich legionov gitlerovskogo vermachta*. In: *Zerkalo*, (1996) 49, S. 21.
- 3 Vgl. *Neotvratimoe vozmesťie. Po materialam sudebnych processov nad izmennikami rodiny, fašistskimi palačami i agentami imperialističeskich razvedok*, Moskau 1973; A.V. Tiškov, *Predatel' pred sovetskim sudom*. In: *Sovetskoe Gosudarstvo i pravo*, (1973) 2, S. 89-98; Ch. M. Ibragimbejli, *Krach gitlerovskogo okkupacionnogo režima na Kavkaze. Narodnyj podvig v bitve za Kavkaz*. *Sbornik statej*, Moskau 1981, S. 265-285.
- 4 Mammed Džafarov, *Političeskij terror i sud'by azerbajdžanskich nemcev*, Baku 1998.
- 5 Peter Gosztony, *Hitlers fremde Heere. Das Schicksal der nichtdeutschen Armeen im Ostfeldzug*, Düsseldorf, Wien 1976; Hans-Werner Neulen, *An deutscher Seite. Internationale Freiwillige von Wehrmacht und Waffen-SS*, München 1985; Heinz Magenheimer, *Die deutsche Wehrmacht und die Völker des Kaukasus 1941-1945. Zu den Denkschriften von Professor Dr. Oberländer*. In: Theodor Oberländer, *Sechs Denkschriften aus dem Zweiten Weltkrieg über die Behandlung der Sowjetvölker*, Ingolstadt 1984, S. 2-10; Patrik von zur Mühlen, *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern. Der Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf 1971; Philip H. Buss, *The Non-Germans in the Armed Forces*

- 1939-1945. Diss., Canterbury 1974; Joachim Hoffmann, Die Ostlegionen 1941-1943. Turkotataren, Kaukasier und Wolgafinnen im deutschen Heer. 3. Aufl., Freiburg, 1986; Ders., Kaukasien 1942/43. Das deutsche Heer und die Orientvölker der Sowjetunion, Freiburg 1991.
- 6 Gerhard Simon, Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion. Von der totalitären Diktatur zur nachstalinischen Gesellschaft, Baden-Baden 1986, S. 219, Anm. 68.
- 7 Zur „Islam-Politik“ und „Nachrichtenstelle für den Orient“ und der „Kriegsgefangenen-Politik“ vgl. Wolfdieter Bihl, Die Kaukasus-Politik der Mittelmächte. Teil 2: Die Zeit der versuchten kaukasischen Staatlichkeit (1917-1918), Wien, Köln, Weimar 1992, S. 23-31.
- 8 Simon, a.a.O., S. 218.
- 9 Nürnberger Prozeßakten, S.239-240.
- 10 Simon, a.a.O., S. 218.
- 11 Er hatte die Sowjetunion 1928, 1930 und 1932 bereist und galt als Osteuropaspezialist.
- 12 Vgl. Oberländer, a.a.O.
- 13 Vgl. Heinz Beher, Erinnerungen an den Sonderverband, drei Bataillone und die Kameradschaft Bergmann, Krailling 1983.
- 14 M. Nemirova, E. Kaladadze, Vo imja žizni, Tbilisi 1967. Am bekanntesten wurde georgischer Widerstand durch die „Operation Texel“. Als am 5. April die Georgier des 822. Bataillons erfuhren, daß sie am nächsten Tag an die Front versetzt werden sollten, griffen sie in der Nacht um ein Uhr zu den Waffen. Dem Massaker an 400 Deutschen folgte das Bombardement des Stützpunktes, die Liquidierung aller georgischen Beteiligten, die aufgegriffen werden konnten und die Verfolgung von Niederländern, unter denen man Helfer vermutete. Vgl. Dick van Recuwijk, Sondermeldung Texel. Aufstand der Georgier, Den Burg 1984; zur literarischen Verarbeitung der Ereignisse siehe Volker Dittrich, Operation Texel, Freiburg 1996.
- 15 Zu den Details des Kriegsverlaufs an der Kaukasusfront vgl. Andreas Hillgruber, Der Sommerfeldzug nach Stalingrad und zum Kaukasus. Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab). Bd. 2, Frankfurt/M. 1963; Rudolf Konrad, Kampf um den Kaukasus, München 1954; A.A. Gretschko, Die Schlacht um den Kaukasus, Berlin 1971.
- 16 Vgl. Hoffmann, a.a.O., S. 50. Am 8. Februar folgte der Befehl für die Aufstellung je einer Georgischen und Armenischen, am 2. August die einer Nordkaukasischen und am 15. August die einer Wolgatatarischen Legion.
- 17 Hoffmann, a.a.O., S. 51-52: 1. Welle (bis Spätherbst 1942) 15, darunter 2 aserbaidische, 2. Welle (bis Frühjahr 1943) 21, darunter 4 aserbaidische, 3. Welle (2. Halbjahr 1943) 17, darunter 2 aserbaidische Bataillone.
- 18 Hoffmann, a.a.O., S. 55.
- 19 Bundesarchiv, Militärarchiv Freiburg (BA/MArchF), RH 19 V/108, zit. nach Hoffmann, a.a.O., S. 51.
- 20 Mühlen, a.a.O., S. 61-68.
- 21 Vgl. Gosudarstvennyj archiv Azerbajdžanskoj Respubliki (GAAR), f. 894, op. 10, ed. chr. 148, Bl. 57 (Razul-zades spricht von ca. 100 Studenten, die auf Staatskosten an europäische Hochschulen delegiert wurden, nach Berlin 10-12, Baden 13-15, Freiburg 8. In: Azerbajdžanskaja respublika. Dokumenty i materialy 1918-1920, Baku 1998, S. 413-417, findet sich eine Liste mit 114 Namen aserbaidischer Studenten, die 1919 auf Staatskosten an ausländische Hochschulen delegiert wurden, drei sollten nach Konstantinopel, 24 nach Rußland gehen. Unbekannt ist die Zahl derer, die auf eigene Kosten ins Ausland gingen.
- 22 Archiv Ministerstva nacional'noj bezopasnosti (MNB), Nr. 660-665, S. 30, zit. nach Džafarov, a.a.O., S. 125-133: 1935; Agasbejli, Jusif Sulejman ogly (geb.1896, Gjandža); Aliev, Ašraf Agali ogly (geb. 1898, Šuša), Student in Freibu(e)rg; Aslanov, Tejmur Zjakjarija ogly (geb. 1899, Šuša), 1924 - 1925 Preußische Textilhochschule Cottbus; Achundov, Samandar Zaki ogly (geb. 1898, Kuba), Bergakademie Freiberg; Gusejnzade, Bachram Ismail (geb.1901, Saljany), Technische Hochschule Darmstadt (bis 1926); Muganly, Asil'dar Abbasali ogly (geb. 1900, Iravan), Juristische Fakultät, Universität Leipzig; Muganly, Adil' (Bruder) bis 1923 Medizinische Fakultät, Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, dann nach Paris, nach Aserbaidžan nicht zurückgekehrt; Nagiev, Gusejn Musa ogly (geb.1897, Gjandža) bis 1925 Landwirtschaftliche Hochschule Berlin; Safarov, Maschiš Gadži ogly (geb. 1896, Šuša), bis 1926 Technische Hochschule Darmstadt; Safarzade, Šamil (Cousin, wohnhaft in Deutschland, Mitglied des dortigen Aserbaidžanischen Nationalkomitees); Sultanov, Iskenderbek

- Rustambek oğly (geb. 1898), bis 1929 Polytechnisches Institut Berlin-Charlottenburg, Rückkehr 1933, Enkel von Chosrof-bek Sultanov (türkische Emigration, dann in Deutschland); Šichiev, Usein, Technische Hochschule Darmstadt (1927-30 Baku, dann zurück nach Deutschland); Efendiev, Mamed; Technische Hochschule Darmstadt (1927-1930 Baku, dann zurück nach Deutschland); Seidzade, Mirismail; Technische Hochschule Darmstadt (1934 Rückkehr nach Deutschland); Zejnally, Bejbut (?); Kadymi (?); Kuliev, Gusejn (?); Kjazymov, Džafar (?); Kjazymova, Dinara, Bergakademie Freiberg; Mamedov, Gachraman; bis 1927 Technische Hochschule Darmstadt; Muradbejli, Džamil, bis 1925 Bergakademie Freiberg; Ragimli, Mamed, Technische Hochschule Darmstadt; Rzazade, Iskender (?); Sadychov, Mirsadych Kamil' oğly (geb. 1896, Mašdagi), Bergakademie Freiberg; Šachsuvarov, Surchaj, Bergakademie Freiberg.
- 23 Seit 1817/18 existierten in Südkaukasien (Georgien und Aserbaidsschan) deutsche Siedlungen überwiegend schwäbischer Auswanderer. Diese Winzerkolonien waren seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Blüte gelangt, die auch zahlreiche Kaukasusreisende aus Deutschland anzog. Bis 1936 gab es vor allem über das Konsulat in Tbilisi Kontakte zwischen den Kolonisten und Emigranten. Vgl. Eva-Maria Auch: Deutsche Kolonisten im multiethnischen Umfeld Transkaukasiens. In: Dies. (Hg.): Jenseits der Kriege und Konflikte. Gemeinsame Lebenswelten und politische Visionen kaukasischer Völker in Geschichte und Gegenwart, Großbarkau 1996, S. 47-79; dies., Deutsche Kolonisten als Unternehmer im Kaukasus. In: Dittmar Dahlmann/Carmen Scheide (Hg.), „das einzige Land in Europa, das eine große Zukunft vor sich hat.“ Deutsche Unternehmen und Unternehmer im Russischen Reich im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Essen 1998, S. 589-610; dies., Sud'ba nemeckich kolonistov Chelenendorfa na osnove materialov iz nemeckich archivov. In: Xäzär Xäbär - Khazar View, Baku 1 (1999).
- 24 Vgl. Ajdin Balacv, Azerbajdžanskoe nacional'no-demokratičeskoe dviženie 1917-1920, Baku 1990; ders., Azerbajdžanskoe nacional'noe dviženie v 1917-1918, Baku 1998.
- 25 Die „Gleichheits“-Partei wurde im Oktober in Baku von M. Razulzade, A. Kjazimzade und T. Nagi unter der Losung „Turkisierung-Islamisierung-Modernisierung“ gegründet. Bis März 1917 agierte sie illegal, im Juni 1917 verschmolz sie mit der „Turkischen Partei der Föderalisten“, vom 26. bis 31. Oktober 1917 fand der eigentliche Gründungsparteitag statt. Vgl. auch: I.S. Bagirova, Političeskie partii i organizacii Azerbajdžana v načale XX veka, Baku 1997, S. 191-201.
- 26 „Ittihadi-islam“ entstand im September 1917 in Elisavetpol (Gjandža) unter dem Namen „Musul'manstvo Rossii“, Ende November gleichen Jahres nahm sie die Bezeichnung „Ittihad“ an. Im Parlament der bürgerlichen Regierung bildete sie eine eigene Fraktion mit 13 Abgeordneten (K. Karabekov, I. Ašurbekov, S.M. Ganizade).
- 27 I. Umudlu, Dissidentstvo v Azerbajdžane bylo li ono? In: Zerkalo, 1.2.1997, S.17-19; Ziya Büniyatov, Qirmizi terror, Baku 1993, S. 6-58.
- 28 Leider ist es noch nicht gelungen, die Identität aller Teilnehmer zu entschlüsseln.
- 29 Wahrscheinlich Mustafa Bek Nadir oğly (1896-1965), Absolvent der Juristischen Fakultät Moskau (1917); er war zunächst Mitglied des Transkaukasischen Sejm, ab September 1918 Regierungsmitglied, ab September Innenminister und emigrierte Ende April 1920 über Tbilisi in die Türkei.
- 30 Ob dabei die Erfahrungen der ukrainischen Nationalbewegung, die Anfang 1942 in den Untergrund gehen mußte, da sie nach anfänglichen deutschen Versprechungen Verfolgungen ausgesetzt war, eine Rolle spielten, kann nur vermutet werden. Vgl. Simon, a.a.O., S. 220-222.
- 31 Kurzbiographie in: Džejchun Gadžibejli, Izbrannoe, Baku 1993, S. 3-6.
- 32 Fatalibejli, Otčet, a.a.O., S. 15f.
- 33 Erst 1952 kam es - durch amerikanische Initiative - zu einem Treffen der Emigrationsländervertreter in Wiesbaden und Starnberg. Sie knüpften an ein Protokoll an, welches auf einer „Tagung der von Rußland unterjochten Völker“ am 18. November 1944 verabschiedet worden war und eine Verpflichtungserklärung der Zusammenarbeit von Idel-Ural-Tataren, Kaukasiern, Krim-Tataren, Turkestanern, Weißrussen und Ukrainern enthielt.
- 34 zit. nach Rafiev, a.a.O.
- 35 Hoffmann, Kaukasien, a.a.O., S. 240.

- 36 Ebenda, S. 230.
37 Ebenda.
38 Abdullazimov, Hasan (2. Kommandeur, aus Nachičevan), Mamedov, Mamed (Leutnant, Tovuz), Efendiev, Mamedija Chalil ogly (Militärarzt, Zakataly), Safarov, Gadži (Leutnant, Kurach/Daghestan), Karišov, Sadulla (Militärtechniker, Lekskij/Daghestan), Aliev, Mirza (Sergant, Baku), Mamedov, Gadži (Sergant, Sal'jany).
39 Nach dem damaligen Ersten Sekretär des ZK der Kommunistischen Partei Aserbaidschans benannt.
40 Kafiev, a.a.O.
41 Tejmus/Aslami, a.a.O.

Die Mullah-Kurse der Waffen-SS

Peter Heine

Die Verwendung von Muslimen auf allen Seiten der kriegführenden Parteien in den großen europäischen Kriegen dieses Jahrhunderts ist ein immer noch wenig erforschtes Feld. Zumindest die deutsche Seite hatte sich in diesem Zusammenhang immer wieder bemüht, das religiöse Moment als Aspekt für die Gewinnung von muslimischen Freiwilligen besonders zu betonen.¹ Das galt für die deutsche Propaganda des Ersten Weltkriegs „in den Gebieten unserer Feinde“ und die damit im Zusammenhang stehende Einrichtung des „Halbmondlagers“ in Wünsdorf² wie auch für die deutsche Politik gegenüber muslimischen nationalen Minderheiten in der Sowjetunion³ oder die Bemühungen um eine Kooperation mit arabischen Nationalisten⁴ während des zweiten großen Krieges. Schon bei der Organisation des Halbmondlagers von Wünsdorf und den dort für die Gefangenen entwickelten Propaganda-Programmen hatte die religiöse Unterweisung neben der politischen Indoktrination eine erhebliche Rolle gespielt. Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion sollte an diese Tradition angeknüpft werden, als das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) begann, Freiwilligenverbände aufzustellen, die sich auch aus Angehörigen der islamischen Minderheitenethnien der Sowjetunion zusammensetzten.⁵ Nicht zuletzt um der Gleichbehandlung mit christlichen Soldaten der deutschen Verbände willen mußten in diesem Zusammenhang auch muslimische Feldgeistliche eingesetzt werden. Darüber bestand bei den verschiedenen militärischen Stellen offenbar Einvernehmen. Angesichts der angeblichen oder tatsächlichen Defizite hinsichtlich der religiösen Kenntnisse bei den für diese Tätigkeit vorgesehenen Muslimen erschien den deutschen Militärs die religiöse Fortbildung ein dringendes Desiderat. Der General der Freiwilligenverbände hatte zunächst durch den Orientalisten Bertold Spuler in Göttingen ein Programm entwickeln und durchführen lassen, nach dem muslimische Freiwillige eine Ausbildung zu islamischen Feldgeistlichen erhalten sollten.⁶ Spuler hat mehrere Berichte über die „Imam-Kurse“ verfaßt, die einen guten Überblick über die inhaltlichen und organisatorischen Probleme dieser Bemühungen geben. Unklar blieb in diesem Zusammenhang die Beantwortung der Frage, um welchen Personenkreis es sich bei den Imam-Schülern handelte. Spuler wies lediglich auf aufgetretene Probleme zwischen Sunniten und Schiiten hin und nannte auch nationale oder ethnische Zugehörigkeiten. Ansonsten erfährt man aus seinen Darlegungen aber nichts über die persönlichen Umstände der Kursteilnehmer. In seinen Berichten hatte Spuler im Zusammenhang mit den konfessionellen Konflikten zwischen sunnitischen und schiitischen Freiwilligen auch auf die geplanten Imam-Kurse der Waffen-SS in Dresden hingewiesen. Burchard Brentjes hatte sich in einem anderen Zusammenhang mit eben diesen Kursen befaßt, ohne auf nähere inhaltliche Einzelheiten einzugehen.⁷

In dem umfangreichen Archiv von Gerhard Höpp zur Geschichte des Islam in Deutschland finden sich nun einige Dokumente, die einigen weiteren Aufschluß in

dieser Frage geben. Gerhard Höpp hat sie mir in außerordentlich generöser Weise zur Verfügung gestellt.

Trotz der vorhandenen Dokumente bleiben bezüglich der Imam-Kurse in Dresden immer noch zahlreiche Fragen offen. Diese beziehen sich vor allem auf die Motivation der Waffen-SS zur Durchführung dieser Kurse. Waren entsprechende Anforderungen von seiten der bosnischen SS-Division Handjar an die SS-Führung herangetragen worden? Kam die Bitte von turkestanischen Freiwilligen? Welche Rolle spielte die Arbeitsgemeinschaft Turkestan in diesem Zusammenhang? Handelte es sich um eine aus der Konkurrenz zwischen den beiden großen militärischen Strukturen in Nazi-Deutschland erwachsene Reaktion der SS auf die Einrichtung der Imam-Kurse der Wehrmacht durch den General der Freiwilligenverbände? In einem Vermerk des Führungsstabes Politik über ein Gespräch zwischen Gerhard von Mende⁸ und dem Mufti von Jerusalem, Amin al-Husaini, am 27. Juli 1944, der selbst nicht vorliegt, wird bemerkt:

„Mit handschriftlichem Vermerk des Obergruppenführers: ‚Mullas und Imam-schüler zusammenfassen. Oberste Leitung der Großmufti. An OKW Köstring (den General der Freiwilligenverbände, P.H.) schreiben‘.“⁹

Offenbar hatte der Mufti über die „Arbeitsgemeinschaft Turkestan“ eine Zusammenführung der Göttinger und der Dresdner Unternehmungen zur Ausbildung von Feld-Imamen zu initiieren versucht. Die Initiative war zumindest teilweise erfolgreich. In einem Vermerk vom 23. Dezember 1944 heißt es schließlich:

„Nachdem Gen. d. Freiw. Verb. der Zusammenfassung der Ausbildungskurse des Mullas und Imame des Heeres und der Waffen-SS in den Lehrgängen der Dresdner Mulla-Schule zugestimmt hat, erscheint in Anbetracht des damit plötzlichen Anwachsens der Arbeit auf dem Gebiet der Steuerung der gesamten religiösen Betreuung der muselmanischen Einheiten der Waffen-SS und des Heeres die Einstellung eines besonderen Sachbearbeiters bei DI/5k erforderlich.“¹⁰

Um hier abschließende Antworten zu finden, bedarf es noch eines erheblichen Spürsinn und sicherlich auch einigen Forscherglücks.

Zunächst kann aber festgestellt werden, daß es die Imam-Kurse der Waffen-SS gegeben hat, die in Zusammenarbeit mit der „Arbeitsgemeinschaft Turkestan“ durchgeführt wurden. Zur Vorgeschichte wissen wir nur das, was Burchard Brentjes im Zusammenhang mit seinen Feststellungen zur Arbeitsgemeinschaft zusammengetragen hat. Ob und wie die „Reichsstiftung für Länderkunde“ in die Vorbereitungen eingebunden war, ist ebenfalls noch unklar.¹¹ Auf jeden Fall fand am 8. März 1944 in Gegenwart von SS-Obersturmführer Olzscha und wahrscheinlich SS-Obergruppenführer Berger eine Besprechung mit dem SS-Justitiar Kauffmann statt, in der die Frage eines Miet- und Pachtvertrags für eine „Mula“(sic!)-Schule behandelt wurde.¹² Die Einrichtung des „Imamen“(sic!)-Instituts kann mit dem 21. April 1944 festgelegt werden.

An diesem Tag übergab Berger dem Mufti „ein von uns übernommenes kleines Hotel in Guben“. Berger berichtet:

„Der Mufti war sichtlich beeindruckt, obwohl das Haus als solches – durch die Not der Zeit bedingt – keinesfalls würdig ist und auch an der Einrichtung noch

manches fehlt, was aber im Laufe der nächsten vier Wochen in Ordnung kommt.“¹³

Bei der Eröffnung der Schule hielt der Mufti auf Arabisch eine Rede, deren deutsche Übersetzung erhalten geblieben ist. In dieser Rede betont er die gemeinsamen Interessen und Ziele des Großdeutschen Reichs und der Muslime und die daraus resultierende Zusammenarbeit, für welche die Imam-Schule ein Beleg sei. Aufgabe der an der Schule auszubildenden Imame sei es, die moralische Führung ihrer Einheiten auf sich zu nehmen, „jene moralische Führung, die in der Wirkung den besten und modernsten Waffen der Welt gleicht, ja sogar übertrifft“. Er wies ferner auf die Pflichten eines Imams hin:

„Der Imam aber muß als Beispiel und Ideal in seinem Tun, Handeln und seiner Haltung sein (sic!). Die Grundsätze des Islams, von denen Ihr das für jeden Imam Wichtige an diesem Institut lernen werdet, sind ein Garant dafür, Eure Aufgabe zu erleichtern. Die Grundsätze des Islams werden Euch aber auch, solange Ihr sie befolgt, zu den besten Vorkämpfern für Eure Heimat, Familie, Religion und überhaupt Eure Existenz machen. Eure Pflicht ist es nicht nur, Eure Kameraden im Beten und in der Religion zu führen, sondern auch jene moralische Haltung in ihnen zu stärken, die der Islam von den Moslimen fordert und ihn zum tapferen Soldaten macht, der den Tod verachtet, um ein freies Leben zu erringen. Ihr habt Eure Kameraden, genau wie Euch selbst in den islamischen Vorzügen und Tugenden zu führen, die zur Besserung der Menschheit beigetragen haben, wie auch die Geschichte zeigt. Ihr habt aber auch noch eine weitere Pflicht, die von größter Wichtigkeit ist. Diese Pflicht ist die Stärkung und Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen den Moslimen und ihrem Verbündeten: Großdeutschland.“¹⁴

Es wäre natürlich für manchen eine reizvolle philologische Aufgabe, hier den arabischen Text der Rede des Mufti zu rekonstruieren. Vor allem aber stellt sich die Frage, ob die arabisch gehaltene Rede des palästinensischen Politikers ins Bosnische oder eine Turksprache übersetzt wurde, da die Mehrzahl der Adressaten das Arabische wohl nur rudimentär beherrschten.

Offen bleibt dabei im übrigen ein anderer Vorgang. Am 26. November 1944 hielt der SS-Brigadeführer Schellenberg eine Ansprache aus Anlaß der Eröffnung der Osttürkischen Mullah-Schule. Es stellt sich hier natürlich die bisher nicht zu beantwortende Frage, ob es sich um eine neue Einrichtung handelte oder um eine Umwandlung der zuvor eingerichteten Ausbildungsstätte. Im Rückblick von mehr als 50 Jahren und unserer Kenntnis der menschenverachtenden Politik dieser Zeit erscheint die Rede aber, auch unter stilistischen Aspekten, besonders bemerkenswert. Schellenberg wies zunächst mit einiger Verfälschung der Fakten darauf hin, daß Deutschland die einzige Großmacht gewesen sei, die nie ein muslimisches Volk beherrschte oder unter seine Herrschaft zu bringen trachtete.¹⁵ Die Deutschen hätten daher schon im Ersten Weltkrieg „unter den russischen Kriegsgefangenen diejenigen *ausgesondert*, deren Kriegsteilnahme nicht freiwillig erfolgte, sondern vom zaristischen Regime erzwungen war. Es waren dies in erster Linie die Turkstämmigen, deren völkisch-nationaler und kulturell-religiöser Gegensatz zum Russentum bestimmend dafür war, daß sie nur unwillig gegen Deutschland kämpften ...“. Warum Schellenberg sich hier ausschließlich auf die aus dem zaristischen Rußland stammenden Insassen des „Halbmond“-Lagers bezog und über die in diesem Lager

zusammengefaßten nordafrikanischen und indischen Gefangenen kein Wort verlor, liegt angesichts der zu eröffnenden „osttürkischen“ Schule auf der Hand. Schellenberg weist, was angesichts der im übrigen ja religionsfeindlichen Haltung des Nazitums erstaunlich ist, auf die Rolle des Islam für die Aufrechterhaltung der nationalen und kulturellen Identität der muslimischen Minderheiten in der Sowjetunion hin. Er stellt fest, daß der Zweite Weltkrieg zu einem Zeitpunkt ausbrach, „als die völkischen Triebkräfte in der Sowjetunion noch nicht gebrochen waren, während der Verfall der kulturellen und religiösen Tradition bedrohlich fortgeschritten war“. Interessant an Schellenbergs Redemanuskript sind nicht zuletzt die Teile der Rede, die gestrichen und daher wohl auch nicht gehalten wurden. Dabei geht es um die deutschen Motive für die Einrichtung einer derartigen Schule:

„Es liegt im deutschen Interesse, den Prozeß der Russifizierung zu verhindern, da mit jedem weiteren assimilierten Volkstum der russische Koloß stärker werden und mit seiner schneller wachsenden Bevölkerung auf den deutschen Lebensraum im Osten drücken muß. Die Unterstützung der nationalen Selbstständigkeitsbestrebungen der nichtrussischen Völker durch Stärkung ihrer sprachlichen, völkischen, kulturellen und religiösen Eigenart ist daher auf deutscher Seite eine Forderung der Vernunft, – unabhängig davon, wie sich das Verhältnis von Deutschland und Rußland gestalten mag.“

Auch welche Momente dabei eine Rolle spielen sollten, führt Schellenberg in bezug auf die Ost-Turkestaner aus:

„Die Weckung ihres gemeinschaftlichen Geschichtsbewußtseins, die Wiederbelebung ihrer gemeinsamen kulturellen Werte, die Verschmelzung ihrer Dialekte in eine gemeinsame Schriftsprache und die Wahrung ihrer völkischen Substanz durch enge Anlehnung aneinander und Vermeidung von Mischehen sind Forderungen, die von den Osttürken seit jeher erhoben (wurden).“

Auf die spezielle Rolle des Islam eingehend, meint Schellenberg:

„Als wichtiges Bollwerk gegen eine nationale, völkische und kulturelle Entwurzelung der Osttürken und gegen ihre Infektion mit dem Bolschewismus muß der Islam angesehen werden. Er ist die Plattform des öffentlichen Lebens, die Grundlage des staatlichen Denkens, der Mantel einer zusammenhängenden kulturellen Entwicklung und bei den Osttürken auch der Hüter ihrer biologischen Substanz. Es ist einleuchtend, daß der Bolschewismus als wesentliche Vorbedingung zur Entnationalisierung der fremdvölkischen Gebiete vor allem den Islam bekämpfte und durch rigorose Maßnahmen der jungen Generation fast zum Erlöschen brachte. Es ist daher für das Osttürkentum in seiner Gesamtheit notwendig, seiner jungen Generation wieder den Anschluß an die Tradition der Vergangenheit zu sichern, um der Zukunft aus eigener Kraft, nicht aber auf den Krücken bolschewistischer Ideologien oder gar eines russischen, nicht artmäßigen Weltbildes entgegenschreiten zu können.“

Den schon in der Vorkriegszeit vor allem im Nahen Osten erhobenen und zumindest dem Mufti nicht unbekannt gebliebenen Vorwürfen von der auch gegen den Islam gerichteten Nazi-Ideologie¹⁶ begegnet Schellenberg mit der Feststellung:

„Das deutsche Interesse, das an der Erhaltung und Befreiung der nichtrussischen Völker des Ostens besteht, ist echt, es kann durch zeitbedingte Konstellationen nicht verdeckt, sondern muß gerade jetzt um so nachdrücklicher unterstrichen werden.“¹⁷

Der SS-Führer sieht die Eröffnung der Ausbildungsstätte als einen Beweis für dieses aufrichtige deutsche Interesse.

Mit der Eröffnung der Mullah-Schule in Dresden waren eine Reihe von eher technischen Entscheidungen notwendig geworden, die angesichts der militärischen Situation – immerhin schreibt man den 10. Januar 1945 – als erstaunlich bezeichnet werden kann. So zerbricht man sich den Kopf darüber, ob die Absolventen der Mullahschule die Bezeichnung „Mullah“ oder „Imam“ erhalten sollten.¹⁸ Ebenso ausführlich wird über die Frage nach den korrekten Rangabzeichen der islamischen Feldgeistlichen diskutiert.¹⁹ Schließlich wird auch an entsprechenden zweisprachigen Zeugnisformularen gewerkelt.²⁰ Zentrales Thema war aber vor allem die Frage nach dem Lehrpersonal an der neu eingerichteten Institution. Weniger Schwierigkeiten machte offenbar die Ausstattung des technischen Personals der Schule. Hatte sich der Leiter der Göttinger Kurse, Bertold Spuler, Gedanken über die Frage der rituell unproblematischen Verpflegung der Kursteilnehmer der Mullah-Kurse der Wehrmacht gemacht, hatte man in Dresden seit August 1944 zwei muslimische weibliche Küchenhilfen eingesetzt.²¹ Bezüglich der Lehrenden ergaben sich aber immer wieder Probleme. Offensichtlich wollte man anders als bei den Wehrmachtskursen keine deutschen Orientalisten einsetzen und suchte statt dessen dringend nach muslimischem Lehrpersonal. Am 14. November 1944 fand z.B. im Auswärtigen Amt eine Besprechung statt, in der Alim Idris mitteilt, daß er durch das SS-Hauptamt gebeten worden sei, die Leitung der Mullahschule in Dresden hauptamtlich zu übernehmen, da dort überhaupt keine „fachkundige Leitung“ vorhanden sei. Idris hatte dies abgelehnt, weil er „die gesamten deutschen Propagandasendungen in die Turkvölker leitet und darüber hinaus wichtige Arbeiten im Auswärtigen Amt hat, dem er bereits seit der Zeit vor dem Weltkrieg angehört“. Mit einer nebenamtlichen Leitung der Schule erklärte sich Idris jedoch einverstanden, stellte jedoch einige Bedingungen. Dazu gehörte, „daß in der Mullahschule (sic!) nicht nur turkestanische Mullahs (sic!), sondern Mullahs (sic!) sämtlicher bei den Freiwilligen vertretenen mohammedanischen Völker ausgebildet werden“. Im übrigen hält der Vermerk eine erstaunliche kritische Feststellung fest:

„Herr Idris bringt zum Ausdruck, daß die langfristige Ausbildung der Mullahs in Dresden entschieden zu spät kommt, da es auch seiner Meinung nach nicht richtig ist, der Truppe jetzt in der entscheidenden Krisenzeit die befähigten Mullahs auf lange Zeit zu entziehen.“²²

Trotz der verklausulierten Ablehnung der Leitung der Mullahschule durch Idris wurde er weiter unter Druck gesetzt. Auf der anderen Seite sah man seine Bedeutung für die Propagandasendungen ein und suchte SS-seitig nach einem Ersatz. Diesen fand man in dem nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen aus der Türkei nach Berlin zurückgekehrten Turkologen Steuerwald²³, der sich bereit erklärte, „im Großdeutschen Rundfunk zu arbeiten, wo bereits früher ein uk-Antrag für ihn gestellt worden ist“²⁴. Mit Schreiben vom 21. Februar 1945 wurde Idris für drei Tage in der Woche nach Dresden abgestellt, wohin er sich schon vorher mehrfach begeben hatte. Vor allem aber hatte er direkt bei der „Freiwilligen (Turk.) Arbeits- und Ersatzbrigade“ in Vorträgen die dort vorhandenen 62 muslimischen Feldgeistlichen geschult. In einem Bericht an den „General der Freiwilligenverbände“ vom 19. Ja-

nuar 1945 gibt er seine Eindrücke wieder. Aus seinen Ausführungen kann man Rückschlüsse auf das geplante Unterrichtsprogramm an der Mullah-Schule ziehen.

„In meinen religiösen Vorträgen habe ich den richtigen Islam und den wichtigsten Teil seiner 67 Verbote und 41 Gebote erklärt und bewiesen, daß der Sunnismus und Schiismus eine reine politische, keinesfalls aber religiöse Streitfrage zwischen den Muslimen ist.“²⁵

Idris reagierte mit dieser Feststellung wahrscheinlich auf einen Bericht von Spuler, der darauf hingewiesen hatte, daß die Vermeidung des Hinweises auf konfessionelle Differenzen von erheblicher Bedeutung für den Erfolg der Kurse sei.

Während über die Teilnehmer an den Göttinger Mullah-Kursen bisher kaum Einzelheiten bekannt sind, existieren undatierte Namenslisten der Dresdner Unternehmung. Dabei handelte es sich einerseits um eine Liste von 13 „Mullas, die zur weiteren Ausbildung und als Hilfslehrer an der Dresdner Mulla-Schule bleiben müssen“. Ferner um eine aus 16 Namen bestehende Liste einer Klasse I und eine aus 21 Namen bestehende Liste einer Klasse II.²⁶ Die Teilnehmer waren zwischen 30 und etwa 60 Jahren alt. Das Durchschnittsalter lag bei 40 Jahren.²⁷ Die Beurteilung der Leistungen der Teilnehmer kann als überdurchschnittlich bezeichnet werden. Von den 37 Teilnehmern der Klassen I und II erhielten sieben die Note „genügend“, elf aber die Note „sehr gut“.

So unklar wie die Entstehungsgeschichte der Mullah-Schule der SS ist auch deren Ende. In einem Telegramm des SS-Obersturmführers Schiya vom SS-Hauptamt an den Standortältesten in Weißenfels/Saale vom 23. Februar 1945 heißt es:

„Für Prof. Idris und 70 weitere Angehörige der Dresdner Schule für islamische Feldgeistliche der Wehrmacht und SS wird dringend um Versorgung mit Verpflegung und Unterkunft bis zum von hieraus bereits vorbereiteten baldigen Abtransport in Ausweichstelle gebeten.“²⁸

Offenbar versuchte die Gruppe, sich nach dem verheerenden Bombenangriff vom 14. Februar 1945 auf Dresden nach Berlin oder nach Westen durchzuschlagen. In Weißenfels blieb sie offenbar; denn am 2. März telegraphiert Schiya nach Weißenfels: „Über Auflösung der Mullah-Schule und AT (wohl Arbeitsstelle Turkestan, P.H.) ist hier kein Befehl bekannt. Anweisungen abwarten. Dr. Olzscha auf dem Wege dorthin.“²⁹ In dem offensichtlichen Chaos des zusammenbrechenden Nazi-Reichs versuchte Idris am 6. März 1945 noch weitere Bekannte bei der Mullah-Schule unterzubringen³⁰, erhielt darauf aber am 13. März den lakonischen Bescheid: „Bezugnehmend auf das o.a. Schreiben wird mitgeteilt, dass Kommandierungen erst nach Wiedereröffnung der Mullah-Schule in Frage kommen.“³¹ Die Spur der Mitarbeiter und Schüler der Dresdner Mullah-Schule verliert sich in den Wirren der Nachkriegszeit.

Anmerkungen

- 1 Der Einsatz von religiöse Gefühle ansprechender Propaganda war jedoch keine deutsche Erfindung. Hatte doch Napoleon schon mit entsprechenden Flugblättern, in denen er sich als Muslim bezeichnete, die ägyptische Bevölkerung für sich zu gewinnen gesucht. Vgl. Norman Daniel, *Islam, Europe, and Empire*, Edinburgh 1966.
- 2 Vgl. dazu Gerhard Höpp, *Die Wünsdorfer Moschee, 1915-1924*. In: *Hallesche Beiträge zur Orientwissenschaft*, (1988) 13, S. 43-49; ders.: *Zehrendorf – ein islamischer Friedhof?* In: *Moslemische Revue* 13 (1993), S. 215-226; Peter Heine: *Al-Ğihād – eine deutsche Propagandazeitung im 1. Weltkrieg*. In: *Die Welt des Islams*, Leiden 20 (1980), S. 197-199; ders.: *Salih ash-Sharif at-Tunisi, a North African Nationalist in Berlin during the First World War*. In: *Revue de l'Occident Musulman et de la Méditerranée*, Aix-en-Provence 33 (1982), S. 89-95; ders.: *C. Snouck Hurgronje versus C.H. Becker. Ein Beitrag zur Geschichte der angewandten Orientalistik*. In: *Die Welt des Islams* 23 (1983), S. 378-387.
- 3 Zur inzwischen erfreulich angewachsenen Literatur über den Islam in der Sowjetunion sei nur hingewiesen auf: Alexandre Bennigsen/S. Enders Wimbush, *Mystics and Commissars: Sufism in the Soviet Union*, London 1985; Daniel Brower/Edward Lazzarini (Hg.), *Russia's Orient: Imperial Borderlands and Peoples 1700 – 1917*, Bloomington 1997; Michael Kemper (Hg.), *Muslim Culture in Russia and Central Asia from the 18th to the Early 20th Century*, Berlin 1996; Timur Kacaoglu, *Islam in the Soviet Union: Atheistic Propaganda and „Unofficial Religious Activities“*. In: *Journal of Muslim Minority Affairs* 5 (1984), S. 145-152; Bert G. Fragner: *Probleme der Nationswerdung der Usbeken und Tadshiken*. In: Andreas Kappeler (Hg.), *Die Muslime in der Sowjetunion und in Jugoslawien*, Köln 1989, S. 19-34
- 4 Stefan Wild, *National Socialism in the Arab East between 1933 and 1939*. In: *Die Welt des Islams* 25 (1985), S. 126-173.
- 5 Vgl. dazu Joachim Hoffmann, *Die Ostlegionen 1941-1943. Turkotartaren, Kaukasier und Wolgafinnen im deutschen Heer*, Freiburg 1976.
- 6 Vgl. dazu Peter Heine, *Die Imam-Kurse der deutschen Wehrmacht im Jahre 1944*. In: Gerhard Höpp (Hg.), *Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945*, Berlin 1996, S. 229-238.
- 7 Burchard Brentjes, *Die Arbeitsgemeinschaft Turkestan im Rahmen der DMG – ein Beispiel des Mißbrauchs der Wissenschaften gegen die Völker Mittelasiens*. In: Ders. (Hg.), *60 Jahre Nationale Sowjetrepubliken in Mittelasien im Spiegel der Wissenschaften*, Halle 1985, S. 151-172.
- 8 Gerhard von Mende hat nach dem Krieg seine Erfahrungen veröffentlicht. Vgl. Gerhard von Mende, *Erfahrungen mit Ostfreiwilligen in der deutschen Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs*. In: *Vielvölkerheere und Koalitionskriege*, Darmstadt 1952, S. 24-33; im selben Sammelband findet sich auch der anonyme Bericht „Erfahrungen eines Betreuungsoffiziers für Freiwillige aus den Völkern der Sowjetunion in der Deutschen Wehrmacht“ S. 34-39.
- 9 Institut für Zeitgeschichte, München, NO-2885, Vermerk vom 5. 8. 1944.
- 10 Bundesarchiv Berlin (BArchB), Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Film 2180, Vermerk Schiya vom 23. 12. 1944.
- 11 In einem Schreiben vom 2. 9. 1944 an die Arbeitsgemeinschaft Turkestan bittet die Stiftung darum, „möglichst frühzeitig das genaue Datum der geplanten Eröffnung der Mullah-Schule in Dresden mitzuteilen“. BArchB, R 58/305, Bl. 227.
- 12 BArchB, R 58/305, Bl. 191.
- 13 BArchB, NS 19/2637, Bl. 32
- 14 Berlin Document Center, Sonderakte 6, Großmufti von Jerusalem, Bl. 24f.
- 15 Schließlich herrschten die deutschen Kolonialherren in Ostafrika und in den nördlichen Landesteilen der deutschen Kolonien Togo und Kamerun über Muslime. Daß die deutschen Interessen in Marokko nicht zur Etablierung einer deutschen Kolonie führten, lag gewiß nicht an dem mangelnden Interesse des wilhelminischen Deutschlands.
- 16 Vgl. Wild, a.a.O.
- 17 BArchB, SS Hauptamt, Film 2418.
- 18 BArchB, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Vermerk vom 10.1.1945.
- 19 BArchB, NS 31/42, Bl. 46.

-
- 20 BArchB, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Film 2922, Bl. 699429f.
- 21 Ebenda, Film 2180, Amtsgruppe D an Hauptwirtschaftsamt, 16.1.1945.
- 22 Idris nutzte die Gelegenheit, um verschiedene Gerüchte über die turkestanischen und wolgatatarischen Komitees weiterzutragen: „Im übrigen teilt Herr Idris mit, daß er sich einem Einfluß des Präsidenten des Nationalturkestanischen Einheitskomitees Veli Kajum und dem Vorsitzenden des Wolgatatarischen Komitees nicht fügen kann. Dem Auswärtigen Amt, Gesandten v. Hentig, ist bekannt, daß Kajum von allen nach Deutschland entsandten Turkestanern der unfähigste war und von der Ausbildung an deutschen Schulen und Hochschulen im Gegensatz zu anderen Turkestanern verschiedentlich zurückgewiesen wurde. Seine guten deutschen Sprachkenntnisse, denen seine jetzige Stellung zuzuschreiben ist, verdanke er lediglich der Tatsache, daß er hintereinander mit drei verschiedenen deutschen Frauen zusammengelebt hat. Schon aus diesem Grund werde Veli Kajum in Turkestan selbst und bei den meisten turkestanischen Freiwilligen abgelehnt.
Im übrigen hält Idris Veli Kajum in keiner Weise für zuverlässig. Das Auswärtige Amt hat Unterlagen dafür, daß Veli Kajum sich je ein Haus in Paris, Karlsbad und Potsdam gekauft hat, um für alle Möglichkeiten der Entwicklung vorbereitet zu sein. Die Tatsache, daß er seine politischen Gegner innerhalb der turkestanischen Volksgruppe in raffiniertester Weise zu liquidieren und kalt zu stellen versucht, hätte ihm eine Opposition eingebracht, die nicht mehr beseitigt werden könne. Den Titel Chan habe er sich eigenmächtig beigelegt, was jeder Turkestaner wisse.
Der Vorsitzende des Wolgatatarischen Komitees werde von sämtlichen Wolgatataren in Deutschland strikt abgelehnt wegen seiner dauernden Trunkenheitsexzesse“. Ebenda, Film 2419, Bl. 696519f.
- 23 Über ihn vgl. Horst Widmann, *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in die Türkei nach 1933*, Frankfurt/M. 1973, S. 151, 226.
- 24 BArchB, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Film 2922, Bl. 699449.
- 25 BArchB, NS 31/40, Bl. 8.
- 26 BArchB, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Film 2922, Bl. 699233ff.
- 27 Es bleibt natürlich zu fragen, inwieweit die angegebenen Geburtsdaten mit der Wirklichkeit übereinstimmen.
- 28 Ebenda, Film 2180, Schiya an Standortältesten Weissenfels/Saale, 23.2.1945.
- 29 Ebenda, Film 2922, Bl. 699377 und 699437.
- 30 Ebenda, Bl. 699434.
- 31 Ebenda, Bl. 699433.

Virtuelle Kombattantenschaft und Cargo-Erwartung: Iranische Stämme und deutsche Agenten 1942-1944

Burkhard Ganzer

Wenn im Titel des Symposiums als europäische Kriege das angesprochen wird, was man üblicherweise als die Weltkriege bezeichnet, so soll damit wohl die Tatsache hervorgehoben werden, daß diese Kriege ihren Ursprung in Europa hatten, europäischen Interessen dienten, also eine Angelegenheit der Europäer, nicht jedoch der an ihnen beteiligten Afrikaner und Asiaten waren. Insoweit die Beteiligung dieser letzteren sich normalerweise in der Form der Eingliederung in die europäischen Streitkräfte und der Unterwerfung unter die Zwecke der europäischen Kriegsführung vollzog, erscheint diese Wendung des Titels als durchaus begründet. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß der Zusammenhang, der in ihm thematisiert wird, nicht ausnahmslos dieser passive war, sondern auch in freiwilliger, u.U. enthusiastischer Kooperationsbereitschaft bestehen konnte und daß solche Intentionen nicht überall nur individuell-atomisiert in Erscheinung traten, sondern mit vorhandenen Körperschaften und traditionellen Mächten verbunden waren. Diese Sachlage war vor allem auf entlegeneren Schauplätzen gegeben, wo der Krieg in die außereuropäische Welt vordrang, in einem Rahmen lokaler Bedeutungen und Bestrebungen wahrgenommen wurde und in seinen wahren Entstehungsursachen und Motiven mehr oder weniger unverstanden blieb. In solchen Fällen war er seines europäischen Wesens weitgehend entkleidet; er stellte sich den Betroffenen als ein Gewaltereignis dar, das zwar von anderswo herrührte, jedoch in hohem Maße mit der Logik und Moralität ihrer eigenen Sphäre harmonierte und Wirkungen entfaltete, die nach den Maßstäben dieser Sphäre segensreich waren.

Der vorliegende Fall, das als eine Art Proto-Bündnis zu qualifizierende Verhältnis bestimmter iranischer Stämme zum kriegführenden Deutschland, ist von dieser Art. Der lokale Bedeutungsrahmen war hier zunächst gesetzt durch das schon fast ein Jahrhundert währende ohnmächtige Einklemmtsein Irans zwischen den beiden Großmächten Rußland und England, die rücksichtslos ihre machtpolitischen Interessen verfolgten und das Land in einen Zustand quasi-kolonialer Unselbständigkeit hinabgedrückt hatten. Im Jahre 1907 hatten die beiden Mächte in einem Vertrag Interessenzonen definiert, in denen sie mit eigenem Militär präsent waren bzw. aus Einheimischen bestehende, aber abhängige und überwiegend von eigenen Offizieren befehligte Truppenverbände unterhielten. Die äußere wie die innere Politik Irans konnten nicht als die eines unabhängigen Landes bezeichnet werden. Der Zustand war auch durch die Herrschaft Reza Shahs, der eigentlich eine Politik der nationalen Stärkung und Erhöhung verfolgte, nicht gänzlich beseitigt worden, wie die ruhmlose Exilierung des Herrschers durch die Briten im September 1941 jedermann vor Augen führte.

In dieser Lage erschien Deutschland, der gemeinsame Gegner der beiden Mächte auf dem europäischen Schauplatz, allein aufgrund dieses Verhältnisses als der natürliche Verbündete, als die Macht, die als einzige helfen konnte, den Zangengriff

aufzubrechen. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs war es daher in Iran zu massenhaften Sympathiekundgebungen für deutsche Diplomaten gekommen, und im Krieg selbst vermochte der deutsche Diplomat und Agent Wilhelm Wassmuss dank der breiten Unterstützung, die er von seiten der Iraner genoß, durch mehrere Jahre hindurch im Süden des Landes fast auf eigene Faust einen Kleinkrieg zu unterhalten, der beträchtliche britische Kräfte band und ihm darum von seiten seiner Gegner die respektvolle Bezeichnung eines „deutschen Lawrence“ eintrug.¹

Im Zweiten Weltkrieg aktualisierte sich die Konstellation von neuem. Russische und britische Truppen hatten im September 1941, unter eklatantem Bruch der iranischen Neutralität, den Norden und Süden des Landes besetzt, um einen sicheren Korridor für amerikanische Waffen- und Materialtransporte an die sowjetische Front zu schaffen. Dies führte dazu, daß eine bedeutende Anzahl auch hochrangiger Politiker und Militärs – unter ihnen z.B. der Befehlshaber der Truppen in Esfahan, General Zahedi, – sich zur Konspiration gegen die neue, den Ausgleich mit den Alliierten suchende Regierung des Ministerpräsidenten Ali Khan Foroughi zusammenfanden, und, in der zuversichtlichen Erwartung eines deutschen Einmarsches vom Kaukasus und von Ägypten her, z.T. bereits detaillierte Szenarien für die Kooperation mit der deutschen Militärmacht entwarfen.²

Die Stämme Südirans spielten in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle. Mit ihren Wohnsitzen in der Nähe des alliierten Transport-Korridors und der durch die Anglo-Iranian Oil Company (AIOC) ausgebeuteten Ölfelder stellten sie eine potentielle Bedrohung der alliierten und insbesondere der britischen Interessen dar. Hinzu kam eine ausgeprägte Anglophobie bei vielen von ihnen, die sich schon zu Ende des Ersten Weltkriegs in einem veritablen Aufstand Luft gemacht hatte. Aus ebendiesen Gründen bildeten sie einen möglichen Rückhalt der regierungsfeindlichen Kräfte in Iran und einen potentiellen Aktivposten in der deutschen Strategie. Folgerichtig schloß sich daher ein Teil der Stammesführer der nationalistisch-militärischen Opposition an und erwartete mit ihr das Heil von dem Eingreifen der Deutschen, die, anders als im Ersten Weltkrieg, nun tatsächlich mit ihrer Militärmacht auf der iranischen Szene aufzutreten im Begriffe schienen. Die erwartete Hilfe begriff man als eine großherzige und brüderliche – nicht zuletzt aufgrund der in Iran auch heute noch sehr verbreiteten Vorstellung, nach der Iraner und Deutsche – unter so gut wie gänzlichem Ausschluß der anderen Europäer – „arische Vettern“ sind, zwischen denen somit das moralisch besondere und verpflichtende Verhältnis der Verwandtschaft waltet.³

Doch erschienen die ersehnten Befreier nur am Horizont und mußten umkehren, ohne den Boden Irans betreten zu haben – die zu ihrer Abwehr im Westen Irans konzentrierten alliierten Kräfte konnten wieder abgezogen und anderweitig eingesetzt werden. Der Zusammenhang, den der Titel des Symposiums nennt, die Involvierung in den Krieg, gelangte also nicht zu seiner Verwirklichung, blieb virtuell, stellte sich bloß auf irrealer Weise her. Dadurch blieb den Betroffenen die schockhafte Berichtigung ihrer Vorstellungen erspart, wie sie wohl alle Nationen und kleineren Gruppen außerhalb Europas, die Nazi-Deutschland wohlwollten und sich von seiner Expansion Vorteile erhofften, beim wirklichen Zusammentreffen erfahren mußten. Die Vorstellungen blieben im Stande der Illusion und wurden erst später und nur vergleichsweise milde enttäuscht. Auch die Intentionen der Parteinahme für die Deutschen und die den eigenen Verhältnissen geltenden Zwecksetzungen der

Kooperation mit ihnen waren, anders als in den Fällen des direkten Zusammentreffens, nicht sogleich durch die Übermacht der anderen Seite pulverisiert worden. Zusammen mit den vorurteilshaften Allgemein-Ideen über Deutschland und der unrealistischen Wahrnehmung der politisch-militärischen Absichten des Dritten Reichs – die durch die Vorspiegelungen anwesender Deutscher noch bekräftigt wurden – leiteten sie weiterhin das Handeln. Im Faktum dieses im wesentlichen unkorrigierten Weiterwirkens für einige Zeit ist das eigentliche Interesse dieses Falls zu sehen.

Mit den anwesenden Deutschen ist eine kleine Anzahl von Agenten gemeint, die sich in den Jahren 1942 bis 1944 aus unterschiedlichen Gründen bei Stämmen im Süden Irans aufhielten und mit ihrer Anwesenheit die einzige faßbare Verbindung zwischen diesen und der deutschen Militärmacht bildeten. Die Nachrichten über sie stammen in erster Linie aus den Erinnerungen des hauptsächlichen Protagonisten, des Majors i.G. Bernhardt Schulze-Holthus, die dieser unter dem Titel „Frührot in Iran“ im Jahre 1952 veröffentlichte.⁴ Auf eine weitere Quelle, iranischer Provenienz und gegenwärtig noch unpubliziert, gehe ich weiter unten noch ein. Schulze-Holthus war ein als Konsularbeamter getarnter Abwehr-Offizier, der sich der Internierung, die allen Deutschen nach dem Einmarsch der Alliierten drohte, durch Flucht entzog und sich mit der Unterstützung iranischer Helfer längere Zeit in Teheran verborgen hielt, wo ihm Kontakte zu nationalistischen, mit Deutschland sympathisierenden Politikern und Offizieren vermittelt wurden. Er selbst war allerdings von jeder Verbindung zu Deutschland abgeschnitten. Im Frühjahr 1942 akzeptierte er das Angebot Naser Khan Qashqa'is, des Oberhauptes einer großen, in der Provinz Fars im Süden Irans beheimateten und seit langem anti-britisch orientierten Stammeskonföderation, in seinem Hoflager als Militärberater und Verbindungsmann zur Deutschen Wehrmacht zu wirken. An den Erfolgen, die die Qashqa'i in den bald darauf ausbrechenden Kämpfen mit der iranischen Armee errangen, hatte er durch die Vermittlung moderner Kampftechniken an die Stammeskrieger einen gewissen Anteil. So war es den Qashqa'i in einem Fall möglich, zwei schwerbewaffnete Brigaden zurückzuschlagen, weil sie einen längeren Artilleriebeschuß dank der von Schulze-Holthus eingeführten, ihrer herkömmlichen Kriegsführung fremden Schützenlöcher fast ohne Schaden überstanden hatten.⁵ Die Briten, die von seiner und eines weiteren Deutschen Anwesenheit bei den Qashqa'i von Anfang an unterrichtet waren und seine Gefährlichkeit, der Erfahrungen mit Wassmuss im Ersten Weltkrieg eingedenk, hoch – sicher zu hoch – einschätzten, versuchten mit allen Mitteln der Lockung und Drohung, Naser Khan zur Herausgabe seiner Schützlinge zu bewegen. Im Juli vermehrte sich deren Zahl um drei weitere, Angehörige eines Kommandos der Waffen-SS⁶, das im Rahmen der „Operation Franz“ in Oranienburg für einen Einsatz in Iran ausgebildet und mit Fallschirmen im Gebiet der Qashqa'i abgesetzt worden war. Es hatte den Auftrag, die Stämme in Spreng- und Sabotagetechniken zu instruieren und sie bei Anschlägen auf die alliierten Verbindungswege technisch und taktisch zu unterstützen. Damit sollten Unruhe hinter den alliierten Linien erzeugt und Truppenkräfte gebunden werden.⁷ Zu derartigen Anschlägen kam es jedoch nicht. Naser Khan von dem Druck, dem er ausgesetzt war, zu befreien und um die Deutschen aus der Schußlinie zu bringen, wurden diese nach einem Zwischenaufenthalt im *sardsir* (Sommerweidegebiet) der Qashqa'i im Spätsommer 1943 in die

Obhut des benachbarten Stammes der Boir-Ahmadi gebracht, der in extrem unzugänglichem Hinterland⁸ lebte und wegen mehrerer spektakulärer Siege über die Armee einen Ruf besonderer Wildheit und Unbeugsamkeit genoß. Dort verbrachte die Gruppe die Zeit bis zum Frühjahr 1944 mehr oder weniger müßig in einem Wehrturm unweit der heutigen, damals noch inexistenten Provinzhauptstadt Yasuj. Die Forderungen nach Waffenlieferungen, die die Gruppe mit dem von dem SS-Kommando mitgebrachten, aber nur während weniger Wochen funktionstüchtigen Funkgerät an die militärischen Kommandostellen in Deutschland sandte, blieben ohne Resultat.

Im Oktober des Jahres spielte ein Zufall den Engländern ein wirkungsvolles Druckmittel in die Hand: zwei Brüder des Qashqa'i-Khans, die in Deutschland lebten – einer von ihnen war Offizier der Wehrmacht – wurden auf ihrer Rückreise nach Iran vom britischen Geheimdienst entführt. Die Engländer drohten, die Brüder als deutsche Spione zu erschießen, sollten die Qashqa'i weiterhin die Auslieferung der Deutschen verweigern. Unter dem Zwang dieser Drohung forderte Naser Khan diese von den Boir-Ahmadi zurück. Im Frühjahr 1944 schließlich wurden die Agenten – deren politisch-militärischer Wert für die Stämme zu diesem Zeitpunkt freilich so gut wie ganz geschwunden war – an die Qashqa'i überstellt und kurze Zeit darauf, nach einer Überraschungsaktion, in der sie zu Gefangenen gemacht wurden, an britische Militärvertreter ausgeliefert.

Der Part Deutschlands in der militärischen Kooperation war demnach ein beinahe gänzlich irrealer; für die Qashqa'i materialisierte er sich, abgesehen von den infanteristischen Empfehlungen Schulze-Holthus', in wenig mehr als einer goldeingelegten, mit einer Widmung Hitlers verzierten Pistole und einem Säckchen Golddollars, die das abgesprungene SS-Kommando Naser Khan als Geschenk überbrachte. Was es ansonsten mit sich führte, seine Spreng- und Sabotageausrüstung, war für die Stämme von zweifelhaftem Wert und ersetzte jedenfalls in keiner Weise die Waffen, die der Khan erwartet und für deren Empfang er bereits, noch vor der Ankunft Schulze-Holthus', eine Landebahn in seinem Gebiet hatte anlegen lassen. Keiner der Deutschen hatte die Stellung eines offiziellen Vertreters; binnen kurzem waren sie nichts weiter als Versprengte und Abgeschnittene, ohne Einfluß auf die Entscheidungen der Wehrmachtsführung, ja die längste Zeit ohne überhaupt irgendeine Verbindung zu ihr. Die wenigen Botschaften, die zu übermitteln ihnen gelang, nahm man in Berlin mit Skepsis zur Kenntnis, wie man dort auch vorher schon den Nachrichten anderer, in Iran im Untergrund operierender Deutscher keinen Glauben geschenkt hatte. Im August 1943 war zudem, infolge einer Fahrlässigkeit seines Organisators, das gesamte deutsche Netz in Iran den Engländern bekannt geworden. Die Agenten bei den Stämmen wurden mit erbitterter, selbst Mordanschläge nicht scheuender Nachstellung verfolgt⁹, und der Schutz vor der Auslieferung, den sie dort genossen, war kein unbedingter und schien ihnen keineswegs auf unbegrenzte Zeit gewährleistet. In die bereits für sich zum Teil antinomische Beziehung der deutschen Interessen mit den iranischen und tribalen mischte sich aus diesen Gründen als drittes, aber gewichtiges Moment das persönliche Selbsterhaltungsinteresse der Agenten, in dessen Verfolgung diese alles taten, um den Wert Deutschlands als Helfer und Verbündete und ihren eigenen als Deutschlands Repräsentanten in den Augen der Gastgeber so lange wie möglich intakt zu erhalten.

Von vornherein ist daher ihr Verhalten von Täuschung und Verschweigen der Wahrheit bestimmt. Schon in Teheran weicht Schulze-Holthus den dringlichen Fragen eines deutschfreundlichen Parlamentsabgeordneten zur Haltung Nazi-Deutschlands gegenüber den nationalen Aspirationen Irans aus und erläutert, wie er schreibt, eher die „Grundsätze der deutschen Jugendbewegung“ als den „zynischen Machiavellismus der Hitlerischen Machtpolitik“¹⁰. Die Einschätzungen der militärischen Aussichten Deutschlands, die man wiederholt von ihm verlangt, fallen, besonders nach den großen Rückschlägen des Jahres 1943, nicht weniger unwahrhaftig aus. Über diese und über die deprimierende Situation in den zerbombten deutschen Städten ist der das SS-Kommando begleitende Iraner genauestens unterrichtet; Schulze-Holthus bemüht sich daher, ihn und seine Informationen von Naser Khan fernzuhalten. Den Titel einer „Deutschen Militärmission“ legt er sich und seinem Adjutanten zunächst nur im Scherz zu, macht aber bald ernsthaften Gebrauch von ihm. Und als ein britisches Flugzeug über der Landebahn im Qashqa'i-Gebiet erscheint, das fälschlich für ein deutsches gehalten wird und Freudenstürme unter den Stammeskriegern auslöst, hütet er sich, den Irrtum aufzuklären.¹¹ Noch angestrebter schüren er und seine Kameraden gegenüber dem Khan der Boir-Ahmadi, auf dessen Loyalität sie zum Schluß ihre ganze Hoffnung setzen müssen, die Illusion deutscher Waffenlieferungen. Ein hergerichteter Abwurfplatz, vorbereitete Markierungsfeuer, Nachtwachen, intensivierter Funkbetrieb bzw. Hantierungen, die einen solchen vortäuschen, etc. sollen den Schein der unmittelbar bevorstehenden Ankunft deutscher Flugzeuge erwecken. Selbst eine klare Schädigung seiner Gastgeber nimmt Schulze-Holthus, wenn auch schlechten Gewissens, in Kauf: Über Funk beschwört er die deutschen Stellen, die beiden Brüder des Qashqa'i-Khans nicht ausreisen zu lassen, sondern sie als die „Lebensversicherung“ der Agentengruppe – will sagen als Geiseln – in Deutschland festzuhalten.¹²

Auf der anderen Seite, bei den Stämmen, war die Kooperation ebenfalls in faktischer Hinsicht unreal; die von Naser Khan angelegte Landebahn z.B. wurde niemals benutzt, und es blieb ihm versagt, seine Kämpfer für die deutsche oder deutsch-iranische Sache einzusetzen. Unreal war die Kooperation aber auch, und wesentlich, in dem erwähnten Sinne, daß sie weitgehend von illusionären Vorstellungen und falschen Wahrnehmungen bestimmt wurde – die zu bekräftigen und in ihrer Lebensdauer zu verlängern die Deutschen sich unablässig bemühten. Es läßt sich an diesen Vorstellungen eine Spannweite von einer strategisch-politischen bis zu einer naiv-phantastischen Illusion feststellen, die mit der abnehmenden Größe und Bedeutung der involvierten Einheiten einigermaßen korreliert. Zuoberst in diesem Schema steht die Stammeskonföderation der Qashqa'i. Die Zusammenballung tribaler Macht, die sie darstellte, war so bedeutend, daß schon in den achtziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts die Regierung ihr mit einer künstlich zusammengefügten zweiten Konföderation in der Provinz Fars ein Gegengewicht geschaffen hatte. Die Führer der Qashqa'i trugen den vom Staat verliehenen Titel *ilkhānī*; aufgrund ihrer Position im Stamm, ihres großen persönlichen Reichtums und der Tatsache, daß sie *ex officio* auch Gouverneure zweier Bezirke sowie Träger eines Amtstitels waren, der ihnen Kontrollrechte über andere Stämme einräumte¹³, stellten sie in dieser Provinz die mächtigsten Herren dar. Darüber hinaus verfügten sie mit ihren stets mobilisierbaren Stammeskriegern auch über beträchtliches militärisches Potential. Sie waren auf vielfache Weise in die nationale Politik eingebunden – Naser Khan und sein Vater z.B. hatten dem Parlament als

Naser Khan und sein Vater z.B. hatten dem Parlament als Abgeordnete angehört –, und Naser Khan konnte sich Hoffnungen machen, nach einem Einmarsch der Deutschen den jungen Mohammed Reza als Shah abzulösen und eine Qashqa'i-Dynastie auf dem persischen Thron zu begründen.¹⁴ Seine politische Perspektive reichte über den nationalen Horizont sogar hinaus: durch seine Brüder in Deutschland wurde er über größere Zusammenhänge informiert und vermochte so Kenntnisse zu vermehren, die er sich während seiner Teheraner Jahre autodidaktisch angeeignet hatte. Nicht weniger wichtig hierfür war, daß er als Sekretär einen jungen Mann, einen Qashqa'i, beschäftigte, der in Paris ein Jura-Studium absolviert hatte, aber auch Deutsch sprach und Kenntnisse über Deutschland besaß, die sogar Informationen über die Existenz der Konzentrationslager einschlossen.¹⁵ Auch verfügte er in seinem Lager über einen Rundfunkempfänger und beauftragte Schulze-Holthus damit, wichtige Nachrichten zu einer Art Bulletin zusammenzustellen. Der Weitblick, den er aus diesen Gründen gewann, hob ihn so sehr über seine Umgebung, selbst über die Führer der einzelnen Stämme der Konföderation hinaus, daß diese ihm zuweilen in seinen Plänen nicht zu folgen vermochten und er, in verschwiegener Komplizenschaft, Zuflucht zu den Unwahrheiten und Beschönigungen Schulzes nehmen mußte, um ihre Zustimmung zu erreichen. Doch dies alles, seine überlegene Einsicht und die hohe Qualität der Informationen, über die er verfügte, bewahrte Naser Khan nicht davor, daß er seine Stellung gegenüber Deutschland als die eines freien Bundesgenossen gänzlich verkannte und es für denkbar hielt, durch die Bereitstellung von Flugplätzen und durch das Losschlagen seiner Kämpfer die deutsche Militärführung zu rascherem Handeln drängen zu können. Daß die deutsche Weltordnungspolitik nicht gesonnen war, die Selbständigkeit kleiner Nationen – viel weniger die archaischer Sozialgebilde, wie der nomadisierenden Stämme, – zu respektieren, hätte er in seinem stolzen, sowohl tribal als auch national fundierten Selbstgefühl schwerlich in seinem ganzen Gewicht begreifen können. Erst nachdem ihm Deutschland statt nützlicher Waffen ein Sprengstoff-Terrorkommando geschickt hatte, schwante ihm etwas von der Rücksichtslosigkeit, mit der die deutschen Machthaber versuchten, ihn und seinen Stamm ihrem desperaten Bemühen um ein möglichst langes Hinausschieben ihrer Niederlage zu opfern.

Die nächsttiefere Stufe in dem Schema wird durch den Stamm der Boir-Ahmadi bezeichnet, der ein abgelegenes, höchst unzugängliches Gebiet bewohnte, in dem es keinerlei stadtähnliche Ansiedlungen und keine Straßen gab – schon gar nicht eine von der Bedeutung der großen Achse Shiraz-Bushehr, die das Sommer- und das Winterweidegebiet der Qashqa'i voneinander trennte. Die saisonalen Wanderungen der Boir-Ahmadi vollzogen sich innerhalb ihres Gebietes, das zudem so gut wie vollständig von anderen Stämmen umschlossen war; infolgedessen hatten die Stammesangehörigen nur minimalen Kontakt mit persischer ländlicher – geschweige denn städtischer – Bevölkerung. Der Staat seinerseits zeigte sich, abgesehen von gelegentlichen Militärunternehmen, nur in Gestalt von Einzelpersonen, deren Anwesenheit sich zudem auf die Zentren beschränkte. Die materiellen Lebensverhältnisse der Boir-Ahmadi waren, selbst verglichen mit denen der Qashqa'i, von äußerster Dürftigkeit. Als Grundnahrungsmittel fand zu jener Zeit noch überwiegend ein aus Eicheln gewonnenes Brot-Surrogat (*halğ*) Verwendung, und der durchschnittliche Viehbesitz lag weit unter dem der Qashqa'i.¹⁶

Noch auf andere Weise tritt das tribale Moment in der *reductio*, die der deutsch-iranische Konnex durchmacht, auf dieser Stufe deutlicher hervor. Auch hier begegnet uns ein politisch aktiver und ehrgeiziger Führer (Abdollah Khan Zarghampur), aber der Horizont seiner Aspirationen ist durch ein Konglomerat tribaler Gruppen bezeichnet, nicht durch die Nation, und nicht die Shah-Würde ist es, was er anstrebt, sondern nur die Oberhoheit, das Ilkhanat, über diese Gruppe von Stämmen. Dem Parlament gehört er nicht an, und er ist weit davon entfernt, wie der *ilkhānī* der Qashqa'i ein Stadtpalais in Shiraz oder eine Chrysler-Limousine¹⁷ zu besitzen. In diesem beschränkteren Horizont wird die deutsche Wehrmacht nicht mehr primär als Invasionsarmee und Bringer der nationalen Freiheit konzipiert, sondern als Lieferant begehrter, für die Stammesauseinandersetzungen taugender Waffen. Auf diese Auseinandersetzungen beschränkt sich hier weitgehend die Politik: sie ist ein nie endendes verwickeltes Spiel, dessen Ziel die Macht über andere oder aber der Schutz gegen die Macht anderer ist und in dem die Gewalt, die aus den Gewehren kommt, stets das letzte und entscheidende Auskunftsmittel darstellt. Hierum geht es in erster Linie; die politisch-strategischen Zusammenhänge des großen Krieges dagegen sind weitgehend unbekannt und jedenfalls von geringem Interesse. Auch fehlen hier die Informationen, die auf der oberen Ebene den verschleiern den Auskünften der Deutschen kritisch entgegengehalten werden konnten – hier gibt es angesichts des hartnäckigen Ausbleibens des Versprochenen nur ein allgemeines Mißtrauen, das sich nicht zu artikulieren wagt.

Wenn aber die deutsche Militärmacht als solche hier undeutlich bleibt und die Erwartungen an sie einen Einschlag von Cargo-movement haben, so wächst dafür, im engeren Rahmen, ihren am Ort vorhandenen individuellen Vertretern reale Bedeutung, selbst quasi-militärische, zu. So nimmt z.B. auf Ersuchen der Gastgeber der Führer des SS-Kommandos an einem Angriff auf das zentrale Fort (*qalce*) einer gegnerischen Stammesektion teil und sichert den Erfolg des Unternehmens durch den Einsatz seiner Handgranaten. Die Aktion ist Teil des groß angelegten Unternehmens Abdollah Khan Zarghampurs zur Erlangung der Oberherrschaft über die Stämme der Region, das mit Bruderzwist, verräterischem Abfall, Vertreibung und Plünderung auch solche Züge tribaler Politik zeigt, die dem Europäer als weniger edel erscheinen mögen. Es ist denkbar, daß man aus diesem Grunde den Deutschen die wahren Beweggründe der Aktion verschwiegen und andere, plausiblere, vorge-schoben hat; jedenfalls stellt Schulze-Holthus in seinem Bericht – der auch in der Schilderung der Kampfereignisse selbst nicht ganz zutreffend ist – die Sache fälschlich als eine Aktion gegen einen mit den Briten verbündeten Nachbarstamm, und insofern als unproblematisch, dar.¹⁸

Diese Unternehmung exemplifiziert das direkte Einwirken der Deutschen auf – bzw. ihr Vereinnahmtwerden für – die tribal-politischen Gegebenheiten zum Nutzen des Khans und der Stammesgruppe, die sie beherbergen. Andere ihrer Handlungen wirken indirekt, aber in kaum geringerem Grade in dieselbe Richtung. Der Sanitäter des SS-Kommandos fungiert als Arzt und verbreitet unter den Stammesangehörigen allgemeinen Segen – bis zu dem Grade, daß sein Medikamenten-Vorrat eines Tages völlig erschöpft ist. Wenn hierdurch schon das Prestige, nicht nur der Deutschen, sondern auch ihres Gastgebers, des Khans, und seiner Stammesektion vermehrt wird, so erzeugt die Heilung des schwerkranken Führers einer anderen Sektion, die der Sanitäter zuwege bringt, eine spezifische, politisch exploi-

table Dankesschuld. Ja selbst rein immaterielle Prozesse, die durch die Anwesenheit der Deutschen in Gang gesetzt werden, stärken die Stellung des Khans der Boir-Ahmadi und fördern seine Bestrebungen: In der Frage der Auslieferung der Deutschen entwickelt sich eine Auseinandersetzung zwischen den Boir-Ahmadi und den Qashqa'i, in der auch um die korporative Ehre der Stämme gerungen wird, die durch den Bruch des Gastrechts, das die Auslieferung darstellt, schändlich befleckt werden würde. In einer Ratsversammlung der Stammes-Unterführer der Boir-Ahmadi, die zu dieser Frage abgehalten wird, weisen lediglich die Alten und Besonnenen, die die Folgen einer Brüskierung des Qashqa'i-Khans fürchten, das Ansinnen der Rückführung an die Qashqa'i nicht umstandslos zurück. Daß Abdollah Khan phänomenale Geldangebote der Regierung und der Briten, die ihn zur Auslieferung drängen, ausschlägt und sich, so lange es irgend geht, sogar der Überstellung der Deutschen an Naser Khan widersetzt, und daß die Qashqa'i schließlich selbst – ganz gegen ihre Hoffnung und Bestrebung – die Auslieferung vollziehen und das Odium des Normbruchs auf sich nehmen müssen, vermehrt das Prestige Abdollah Khans und seines Stammes in dieser moralischen, jedoch auch politisch bedeutsamen Dimension beträchtlich.

Schulze-Holthus behandelt die Episode bei den Boir-Ahmadi, die für ihn weniger wichtig war, in seinem Buch sehr knapp; ein ausführlicherer und genauerer Bericht über die Vorgänge ist in der oben erwähnten, noch unveröffentlichten persischen Quelle enthalten. Es handelt sich bei dieser um die Autobiographie eines Angehörigen der Stammeselite der Boir-Ahmadi, ^cAtta Taheri, der weithin in der Region einen Ruf als intimer Kenner der Geschichte und Kultur der Stämme genießt. Taheri erlebte als ca. 16jähriger das Erscheinen der deutschen Agenten bei den Boir Ahmadi und war während der Monate ihres Aufenthalts ihr täglicher Besucher und ein aufmerksamer Zeuge des Geschehens um sie herum. Wertvoll ist sein Bericht neben vielerlei Informationen zur Kultur der Stämme, die er enthält, durch die Erläuterung der den Vorgängen zugrundeliegenden tribal-politischen Zusammenhänge¹⁹, besonders aber dadurch, daß er die Ereignisse so wiedergibt, wie sie sich einem Vertreter der anderen Seite in diesem deutsch-iranischen Zusammentreffen darstellten. Der Bericht vermittelt so auch eine Vorstellung davon, auf welche Weise sich der Zusammenhang „Asiate im europäischen Krieg“ hier, im tribalen Iran, auf der untersten Ebene, der der einfachen, unwissenden Stammesangehörigen und ihrer lokalen Gruppen, realisierte. Die Illusion ist auf diesem Niveau eine vollends cargo-artige: von Deutschland weiß man nur, daß von dort gewisse wertvolle Waren kommen, vor allem jenes berühmte Gewehr, das *bernou*²⁰, das zu besitzen das höchste Begehren eines jeden Mannes ist. Dieses vor allem, in großen Mengen, erhofft man von dem Flugzeug, das die deutschen Agenten erwarten oder zu erwarten vorgeben²¹. Man kann es als eine ironische Zuspitzung der Illusorik, die das Verhältnis dieser Menschen zu Deutschland bestimmt, betrachten, daß bereits dieses Kernelement ihres Bildes auf Irrtum beruht, da nämlich die fragliche Waffe keineswegs ein deutsches, sondern ein tschechoslowakisches Produkt ist.

Die Fremden selbst, obwohl sie bald durch ihre besonders medizinischen Wohltaten Sympathien erwecken, sind rätselhaft. Ihr plötzliches Auftauchen schafft eine allgemeine, profunde Verwirrung; noch bevor sie von irgend jemandem erblickt worden sind, löst das Motorengeräusch ihres Funkgeräts abergläubische Ängste aus. Als sich herumgesprochen hat, daß es sich um Deutsche handelt, verwirren sie

ihre Identifizierung als *ferengī*, d.h. als europäische nicht-muslimische Fremdlinge, nicht nur durch den stets bereiten Gebrauch des Arier-Vettern-Topos, der sie als Verwandte ihrer Gastgeber erscheinen läßt, sondern auch durch das Insinuieren, Muslime, zudem schiitische, zu sein. Einen anderen Sinn als diesen kann etwa die aktive Teilnahme Schulze-Holthus' an dem *sīne-zanī* der *moharram*-Feierlichkeiten, dem zentralen Ritus des schiitischen Islam, oder die Tatsache, daß der örtliche *mollā* aufgefordert wird, für den Endsieg Deutschlands zu beten, in den Augen der einfachen Stammesangehörigen schwerlich haben. Die heftigste Wirkung üben die Deutschen jedoch durch die von dem SS-Kommando mitgebrachten Golddollars und gefälschten Pfundnoten aus, die sie großzügig ausgeben, um ihr „Phäakendasein“, wie Schulze-Holthus selbst es nennt²², zu unterhalten. Auch ohne das Waffenflugzeug nehmen sie so die Rolle des Cargo-Bringers ein – nicht nur im Geldausgeben, sondern auch in Aktionen wie einem spektakulären Fischfang mit Dynamit, der einem ganzen Dorf einen plötzlichen riesenhaften Überfluß beschert. Da der in der bitterarmen Bevölkerung unerhörte Segen, den sie spenden, sich nicht gleichmäßig verteilt, sondern Begünstigte und Benachteiligte schafft, führt er alsbald zu Neid-Unruhen, die es nötig machen, den Handel zu tarnen und über die Sektions-Ältesten zu leiten, die nun ihrerseits zu Profiteuren werden.²³

Die militärische Verbindung Deutschlands mit den Stämmen Süd-Irans hatte ihren faßbarsten Niederschlag also auf dieser untersten Ebene – wenn auch nur durch die schiere Anwesenheit einiger Militärpersonen und die Wirkung ihrer materiellen Mittel. So groß aber die durch die Deutschen verursachten Turbulenzen auch waren, sie gingen doch vorüber, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen.²⁴ Das gilt auch für Taheri, den Verfasser des Berichts, dem Schulze-Holthus leichtfertigerweise das – wiederum irreal – Angebot machte, ihn mit dem Cargo-Flugzeug nach Deutschland zu Schulbesuch und Studium zu schicken, und der daher bald die große Enttäuschung seines Lebens zu verwinden hatte. Aber nicht nur das Opfer-Schicksal blieb den Stämmen dank der Irrealität der militärischen Verbindung mit Deutschland erspart, sondern auch jenes, Mittäter, ja auch nur Mitwisser der Deutschen zu sein. Wenn die späteren Äußerungen von Schulze-Holthus zum Nazi-Gehalt seiner Überzeugungen und Verlautbarungen in jener Zeit apologetisch sind – welcher Zug sich in der Gegenüberstellung mit den Erinnerungen Taheris klar erweist – so kann letzterer seinen Bericht guten Gewissens mit dem Satz schließen, daß für die *ʿašāyer* Deutschland nichts weiter bedeutete als Zeiss-Ferngläser und *bernou*-Gewehre und vielleicht noch die Gegnerschaft zu England, daß sie von den Absichten und Verbrechen des Dritten Reiches nichts wußten, in der Beziehung zu ihm also naiv und unschuldig blieben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Christopher Sykes, 1936: Wassmuss, the German Lawrence, London 1936; Pierre Oberling, *The Qashqa'i nomads of Fars*. The Hague, Paris 1974, Kap. 11.
- 2 Vgl. Bernhardt Schulze-Holthus, *Aufstand in Iran. Abenteuer im Dienste der deutschen Abwehr*, München 1980, S. 148.
- 3 Shahbazi, der einer dieser Gruppen entstammt, sieht in der Einführung einer neuartigen, Darstellungen auf den Ruinen von Takht-e Jamshid nachgebildeten Kopfbedeckung durch den Stammesführer Naser Khan Qashqa'i im Jahre 1944 das Indiz eines „arischen Nationa-

- lismus“, der sich hier im Zweiten Weltkrieg zum Nutzen Hitler-Deutschlands entwickelt habe (‘Abdollah Šahbāzī, *Īl-e nāšenāte: pazhūhešī dar kūhnešīnān-e sorhī-ye fārs*, Teheran 1988, S. 41).
- 4 Die zweite Auflage erschien unter dem Titel „Aufstand in Iran“.
- 5 Schulze-Holthus, a.a.O., S. 245.
- 6 Das Kommando umfaßte neben den drei Deutschen auch einen Iraner, der als Dolmetscher fungieren sollte.
- 7 Vgl. Oberling, a.a.O., S. 180, Otto Skorzeny, *Deutsche Kommandos im 2. Weltkrieg*, Königswinter 1973, S. 174.
- 8 Dieses Gebiet, zusammen mit dem einiger benachbarter kleinerer Stämme, bildet heute die Provinz (*ostān*) Kuhgiluyeh wa Boir-Ahmad.
- 9 Schulze-Holthus, a.a.O., S. 188.
- 10 Ebenda, S. 155.
- 11 Ebenda, Kap. 7-11.
- 12 Ebenda, Kap. 12.
- 13 Oberling, a.a.O., S. 22.
- 14 Ebenda, S. 182; Lois Beck, *The Qashqa’i of Iran*, New Haven 1986, S. 206ff.
- 15 Mohammed Bahman-Bigi war der erste Qashqa’i überhaupt, der einen Hochschulabschluß erwarb. Er wurde nachmals, auch international, als Organisator von Nomaden-Schulen prominent. Vgl. Beck, a.a.O., S. 310ff.
- 16 Vgl. G. Reza Fazel, *The Encapsulation of Nomadic Societies in Iran*. In: Cynthia Nelson (Hg.), *The Desert and the Sown*, Berkeley 1973, S. 129-142.
- 17 Vgl. Schulze-Holthus, a.a.O., S. 168
- 18 Ebenda, S. 318f.
- 19 Zu diesen siehe auch Qodratollah Akbarī, *Boyr-Aḥmad dar goḍargāh-e tāriḥ*, Schiraz 1992, Kap. 20 u. 21, und Mahmūd Bāwar, *Kūhgīlūye wa īlīt-e ān*, Gaḡsarān 1946, S. 76ff.
- 20 Ein weittragendes, für den Kampf im Gebirge besonders geeignetes Infanteriegewehr. Das Wort entstand aus der Vokalisierung des Stadtnamens Brno (= Brünn).
- 21 Solche Transporte waren schon aus technischen Gründen unmöglich. Die Flugzeuge starteten von einem Flugplatz auf der Krim und konnten wegen des langen Non-Stop-Flugs nur in sehr begrenztem Umfang Nutzlast mitführen. Vgl. Skorzeny, a.a.O., S. 175.
- 22 Schulze-Holthus, a.a.O., S. 310.
- 23 Auch dies hat Parallelen im Ersten Weltkrieg. Siehe Averys Bemerkungen zu „...the German’s dangerous practice of scattering gold abroad and thus arousing the unexampled cupidity of tribal khans...“ Peter Avery, *Modern Iran*, London 1965, S. 196. „Die erste Maßnahme, zu der ich mich entschloß, war, daß ich einen mit Gold beladenen Esel zu Abdullah Khan sandte...“ Schulze-Holthus, a.a.O., S. 317.
- 24 Oberling schreibt hierzu: „The runway built at Farrāshband in the expectation of receiving supplies from Germany remained behind as the only vestige of the German presence in southern Persia – as eloquent a monument to failure as the runways built by the devotees of the cargo plane cult in New Guinea.“ Oberling, a.a.O., S. 182.

Das indische Infanterie-Regiment 900. Historische Realitäten und subjektive Wahrnehmungen

Diethelm Weidemann/Lothar Günther

Wie Götz Aly vor einiger Zeit in einem Beitrag zu Verbrechen nichtdeutscher Formationen der SS im zweiten Weltkrieg richtig bemerkte, ist die Geschichte der zahlreichen fremdnationalen Verbände in der Wehrmacht von der Forschung bisher nicht grundsätzlich und zusammenhängend wahrgenommen und zudem in der Öffentlichkeit nicht weniger Länder auch politisch verdrängt worden. Das hängt damit zusammen, daß diese Gruppierungen nach dem Zweiten Weltkrieg undifferenziert als faschistisch oder zumindest profaschistisch, Kollaborateure und Landesverräter definiert wurden und daß sich diese Wahrnehmung eingeschliffen hat und noch heute weitgehend wirksam ist. Die tatsächlichen Beweggründe dieser Menschen waren nicht von Belang, sie paßten weder ins sowjetische Geschichtsbild, das in dieser Frage auch weitgehend von der internationalen Linken übernommen wurde, noch in das historische Selbstverständnis jener Länder, aus deren Staatsbürgern sich solche Formationen rekrutierten. Die andere Seite dieses Bildes war die teils offene, teils clandestine Heldenverehrung durch bestimmte Kräfte aus dem rechten Spektrum, die nach 1992 ihren vorläufigen Höhepunkt in der nationalistischen Rehabilitierung baltischer und balkanischer SS-Einheiten erlebte. Aber jenseits aller politischen Spezifika bleibt es eine Tatsache, daß solche Verbände in der Wehrmacht, in der SS und in Einheiten der regionalen Hilfspolizei, insgesamt eine weitaus größere zahlenmäßige Stärke als bisher angenommen besaßen, daß deren Geschichte bisher völlig unzureichend erforscht ist, und daß eine solche Analyse notwendiger Bestandteil einer realistischen Gesamtgeschichte des zweiten Weltkrieges ist.

Hintergrund und Zielsetzung für die Schaffung einer bewaffneten indischen Formation in Deutschland

Gegenstand dieses Beitrages ist eine indische Einheit in den Reihen der Wehrmacht, die in der Literatur als Indische Legion oder als *Azad Hind Fauj* (Streitkräfte des freien Indien, englisch Indian National Army/INA) bekannt ist und in der Wehrmachtsnomenklatur als Infanterie-Regiment 900 (IR 900) registriert war.

Diese Einheit nahm insofern eine Sonderstellung ein, als sie nicht das Resultat einer deutschen Planung war wie zum Beispiel die Legionen aus gefangenen turkstämmigen und kaukasischen Angehörigen der Sowjetarmee, oder der Eingliederung bestehender pronationalsozialistischer, militant-nationalistischer Formationen in die Wehrmacht – wie im Falle einiger europäischer Länder.¹ Sie kann auch nicht mit den lettischen, kroatischen, bosnischen und kosovo-albanischen Einheiten² in der Waffen-SS verglichen werden. Bis 1941 existierte in der Wehrmacht ein Interesse nur an einer kleinen Gruppe von Indern, die von der Abwehr speziell für

nachrichtendienstliche und Sabotage-Akte ausgebildet wurden. Selbst Heinrich Himmler dachte niemals an eine indische SS-Formation, ihm schwebte bestenfalls eine in Deutschland ausgebildete kleine indische Polizeitruppe vor, die bei etwaigen deutschen Militäroperationen in Indien zum Einsatz kommen sollte.³ Die Schaffung indischer Militäreinheiten im Ausland war vielmehr ein Desideratum Subhas Chandra Boses, des ehemaligen Präsidenten des Allindischen Nationalkongresses und seit 1939 Führer des radikalnationalistischen Forward Bloc.⁴

Bose war aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen mit der Politik der Kongreßführung 1938-1940 und der Taktik der britischen Kolonialadministration in Indien seit dem 3. September 1939 zu der Überzeugung gelangt, daß nur eine aktive Strategie der nationalen Bewegung einschließlich einer bewaffneten Erhebung die Freiheit Indiens bringen könne. Da Indien seine Unabhängigkeit infolge der Überlegenheit Großbritanniens aber nicht allein erringen könne, müsse es Verbündete gewinnen. Als potentielle Verbündete betrachtete er die UdSSR und Deutschland⁵ sowie später, ab 1942, auch Japan, das seinen Intentionen schließlich auch am weitesten entgegenkam. Nachdem alle Avancen Boses gegenüber der UdSSR an dem Mißtrauen Moskaus gescheitert waren, daß sich hinter diesen eine britische Intrige verbergen könne, gelangte Bose schließlich Anfang April 1941 auf abenteuerliche Weise über Kabul und Moskau nach Berlin.⁶ Unmittelbar nach seinem Eintreffen arbeitete er mehrere Memoranden an das Auswärtige Amt sowie Konzepte für ein künftiges unabhängiges Indien aus.⁷ In diesen Vorstellungen spielte die Aufstellung bewaffneter patriotischer Einheiten im Ausland als Kern einer späteren indischen Nationalarmee eine wesentliche Rolle.⁸

Boses Pläne für die Aufstellung einer Indischen Legion stießen bei den deutschen Dienststellen durchaus nicht auf Begeisterung. Neben dem bereits genannten geringen militärischen Stellenwert für die deutsche Seite kam noch Hitlers exemplarische Ablehnung der indischen Nationalbewegung sowie der Unabhängigkeit Indiens hinzu⁹, nicht zuletzt seine überaus negative Einschätzung des Kampfwerts indischer Soldaten.¹⁰ Die Position des Oberkommandos des Heeres änderte sich schließlich im Zuge der operativen Planungen „nach Barbarossa“, die nach der Eroberung des Kaukasus eine Offensive deutscher motrisierter Verbände durch Irak in Richtung Suez-Kanal sowie durch Iran und Afghanistan zur indischen Grenze ins Auge faßten. In diesem Kontext gewann eine antienglische indische Militäreinheit an Bedeutung, was letztendlich zum Erfolg der Bemühungen Boses in dieser Frage führte. Es war nicht zuletzt auch seiner Beharrlichkeit gegenüber den deutschen Stellen, seine starke politische Ausstrahlung und seine selbst Skeptiker beeindruckende Vision eines nicht nur unabhängigen, sondern auch wirklich neuen, modernen Indien, die über den tatsächlich zu erwartenden Kampfwert einer solchen Einheit hinaus schließlich die Bildung der Indischen Legion ermöglichten.

Aufbau und Einsatz des Infanterie-Regiments 900

Die Rekrutierung der Soldaten für eine solche Einheit war zunächst ein erhebliches Problem. Das Potential beschränkte sich anfangs auf jene geringe Anzahl ungedienter Inder, die zum Studium oder zur beruflichen Ausbildung, aus persönlichen oder politischen Gründen nach Europa gegangen und die nach Kriegsausbruch auch noch

im deutschen Machtbereich verblieben waren.¹¹ Die Lage änderte sich 1941 grundlegend, als an den Mittelmeerfronten mehrere tausend Soldaten der Indian Army, die in den Reihen der 8. britischen Armee unter dem Kommando General Auchinlecks kämpften, in deutsche und italienische Kriegsgefangenschaft gerieten. Nach zähen Verhandlungen mit den Italienern erreichten das Auswärtige Amt und das Oberkommando der Wehrmacht (OKW), daß die Mehrheit der gefangenen Inder in deutsche Kriegsgefangenenlager überstellt wurde, um unter ihnen zielgerichtet für die Indische Legion werben zu können. Das erste größere Kontingent bestand aus Angehörigen der 3. motorisierten indischen Brigade, die aus dem Lager Barce in Libyen kamen.¹² Im Gegenzug verzichtete Deutschland zugunsten Italiens auf die Schaffung einer eigenen Arabischen Legion und stellte zumindest offiziell die entsprechenden Aktivitäten unter Leitung von General Felmy in Griechenland ein.¹³ Für die Werbung der Kriegsgefangenen war Boses in Berlin stationierte Zentrale Freies Indien verantwortlich. Wichtigster Standort für die Werbung wurde das Kriegsgefangenenlager Annaburg (Kreis Wittenberg), in das auch beitriftswillige Soldaten aus anderen Lagern gebracht wurden. Wenn sie sich nicht für den Eintritt in die Indische Legion entschieden, konnten sie in ihre Stammlager zurückkehren.¹⁴ Wir dürfen nicht übersehen, daß eine Option für die Legion für die indischen Kriegsgefangenen auch eine politische Entscheidung war. Folgten sie dem Werben Boses und seiner Mitarbeiter, dann verloren sie ihre künftige soziale Absicherung. Die Indian Army war eine nicht auf die anglo-indische Regierung, sondern auf die britische Krone vereidigte Freiwilligenarmee, deren Angehörige Anspruch auf die Unterbringung ihrer Familien in den Standorten (Cantonment System) und auf eine Pension nach dem Ende der Dienstzeit hatten. Daß sich in Europa über 3000 indische Kriegsgefangene und in Südostasien etwa 80 000 Soldaten dennoch entschlossen, in die Indische Legion bzw. in die Indian National Army einzutreten, ist daher höchst beachtlich.

Die Formierung des indischen Verbandes erfolgte vor allem in Frankenberg in Sachsen und auf dem Truppenübungsplatz Königsbrück bei Dresden. Obwohl die Unterlagen der Legion, einschließlich der Personalstammrollen, nach dem Ende des Krieges in Unkenntnis ihres Wertes in Königsbrück vernichtet wurden, existiert ein durchaus breites Quellenmaterial zu Struktur- und Organisationsfragen, das eine Rekonstruktion dieser Prozesse möglich macht.¹⁵

Ein Vorläufer der Legion war ein deutsch-indischer Kommandotrupp, der aus indischen Überläufern und einigen Studenten bestand und eine Stärke von etwa 100 Mann erreichte. Er erhielt im Regenwurm-Lager bei Meseritz eine intensive Ausbildung durch die Abteilung II des Regiments Brandenburg, die Kommando-Einheit des Amtes Ausland/Abwehr des OKW. Ein Teil des Bestandes wurde später in die Legion überführt.¹⁶

Die Indische Legion setzte sich aus Kriegsgefangenen (80 Prozent), Überläufern und Studenten zusammen. Das Offiziers- und Unteroffizierskorps war 1943 durchweg deutsch. Kommandeur der Einheit wurde Oberstleutnant Krappe, der über ausgedehnte Afrika-Erfahrungen verfügte. Der direkte Aufbau begann im Winter 1941/42, und bis April 1942 konnten 600 Inder als Freiwillige gewonnen werden. Ende 1942 erreichte die Formation einschließlich des deutschen Rahmenpersonals (300 Offiziere, Unteroffiziere und Dolmetscher) mit 3500 Mann volle Regimentsstärke. Angaben der britischen Militäraufklärung vom April 1943, daß in Königs-

brück 3000 und in Frankenberg 1300 Mann ausgebildet würden, waren deutlich überzogen.¹⁷ Das Regiment bestand aus vier Bataillonen, zu denen später noch eine Artillerie-Abteilung sowie eine Panzer- und eine Pionierkompanie kamen. Ab Ende 1942 wurden die deutschen Unteroffiziere schrittweise durch Inder ersetzt und im Juni 1944 die ersten sieben Inder zu Offizieren ernannt.¹⁸

Da bereits Ende 1942/Anfang 1943 klar war, daß die Truppe niemals im vorgesehenen Operationsgebiet, nämlich im Vorfeld der Grenzen Indiens, eingesetzt werden konnte, da nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad der geplante Landweg durch die UdSSR sich als illusorisch erwies, wurde die Einsatzfrage zu einem Problem, obwohl es durchaus Interessenten für die Legion gab. So konnte Bose im August 1942 nur in letzter Minute einen bereits vorliegenden Marschbefehl nach Griechenland verhindern, wo die Einheit dem Sonderstab Felmy zugeschlagen und im Levante-Raum eingesetzt werden sollte.¹⁹ Außerdem muß man in Rechnung stellen, daß ihr Stellenwert für Bose an der Jahreswende 1942/43 drastisch gesunken war, nachdem sich aus indischen Kriegsgefangenen in Malaya und Burma eine etwa 80 000 Mann starke Indian National Army konstituiert hatte und bereits an der burmesisch-indischen Grenze in Stellung lag. Nach langem Hin und Her wurde die Legion schließlich nach Holland verlegt, dort im Küstenschutz ausgebildet und anschließend am Atlantikwall in der Nähe von Bordeaux eingesetzt; eine Kompanie erfüllte 1944 auch Sonderaufgaben in Italien.

Der Einsatz der Legion wurde auch durch innere Spannungen erschwert. Ehemalige deutsche Kommandeure in der Legion führen das vor allem auf Disziplinschwierigkeiten, kulturelle Kollisionen und Zusammenstöße im Alltagsleben der Truppe zurück. Diese Probleme gab es ohne Zweifel, zumal wir berücksichtigen müssen, daß wir den ersten Versuch vor uns haben, eine indische Armee unter bewußter Negierung des Kastensystems sowie der in der britisch-indischen Armee üblichen ethnischen und religiösen Trennung aufzubauen.²⁰ Im Dezember 1942 erfaßte die Legionsstatistik folgende Zusammensetzung:

Rajputen	27 Prozent	Hindus	59 Prozent
Mahratten	22 Prozent	Moslems	25 Prozent
Jats	19 Prozent	Sikhs	14 Prozent
Garwhalis	12 Prozent	Buddhisten, Christen	2 Prozent
Madrassis	11 Prozent	Andere	9 Prozent

(Quelle: Wilhelm Lutz, Legionsstatistik. In: BA/MArchF, Indische Legion I)

1946 schrieb Mahatma Gandhi im „Harijan“ über das historische Beispiel der INA:

„Das Größte ist dabei, daß sie unter ihren Fahnen Männer aller Religionen und Rassen Indiens vereinte und ihnen den Geist der Solidarität und Einheit unter strengstem Ausschluß aller konfessionellen und partikularistischen Gefühle einflößte.“²¹

Dennoch bleiben die weiter oben genannten Momente nur die halbe Wahrheit, es gab in der Legion durchaus auch politische Spannungen, deren Beilegung nach Boses Abreise nach Südostasien im Januar 1943 zunehmend schwieriger wurde. Die Autorität der politischen Führung, d.h. der Zentrale Freies Indien in Berlin und insbesondere seines persönlichen Beauftragten A.C.N. Nambiar, ging sichtlich zurück; die Legionäre folgten ihm keineswegs derart bedingungslos, wie sie Bose akzeptiert

hatten. So gewann beispielsweise die Frage, ob man auch gegen Alliierte Großbritanniens kämpfen solle, in dem Maße eine Bedeutung, wie die Aussicht schwand, tatsächlich für die Befreiung Indiens kämpfen zu können – das heißt, wie die Zweifel am Sieg der Achsenmächte wuchsen. Eine zusätzliche Belastung waren die nach dem 20. Juli 1944 intensiv vorangetriebenen Versuche Himmlers, das Regiment in die Waffen-SS zu überführen. Dem Regimentskommandeur gelang es, diese Maßnahme bis Januar 1945 hinauszuzögern²², aber es ist offensichtlich, daß diese zwangsweise Eingliederung ein wesentlicher Faktor für die spätere sehr schlechte Behandlung der Gefangenen durch die Franzosen und Briten war. Hinzu kam, daß sich die Legionäre auf dem Rückzug durch Frankreich als sehr erfolgreich in der Verteidigung gegen angreifende Maquis-Verbände gezeigt hatten.

Trotz aller Probleme blieb die indische Einheit bis zur Gefangennahme im Frühjahr 1945 loyal.

Nach der alliierten Invasion in der Normandie und dem Durchbruch bei Avranches mußte sich auch das IR 900 zurückziehen, um nicht abgeschnitten zu werden. Dabei war es dem ständigen Druck des französischen Maquis und einer britischen Propagandaoffensive aus der Luft ausgesetzt. Bei insgesamt geringen Verlusten, desertierten auf dem Rückzug quer durch Frankreich der Offizier Heinrich von Trott zu Solz, der Jesuitenpater und Dolmetscher Ernst Bannerth, der Regimentsarzt und 19 indische Legionäre. Während die Deutschen den alliierten Truppen übergeben wurden, erschoss die Resistance die Inder am 21. September 1944 auf dem Marktplatz von Poitiers.²³ Das Regiment sammelte sich im Herbst 1944 in Oberhofen bei Hagenau (Elsaß), wurde dann auf den Truppenübungsplatz Lager Heuberg (östlich von Rottweil) verlegt und wich im Frühjahr 1945 vor der alliierten Offensive ins Allgäu zurück, wo es in Gefangenschaft geriet, nachdem Versuche der Regimentsleitung, die Inder in der Schweiz in Sicherheit zu bringen, gescheitert waren.

Wahrnehmung und Selbstperzeption

Wenn wir die Geschichte des IR 900 weiter aufhellen wollen, dann dürfen wir selbstverständlich nicht bei den Fakten stehenbleiben, wir müssen uns auch mit den Motiven, den Antriebskräften, den Perzeptionen der Akteure und ihrer Sicht der Geschichte beschäftigen. Das ist eine hochinteressante, aber ungemein diffizile Materie, zu der an dieser Stelle nur erste Anmerkungen als Beitrag zur Diskussion gemacht werden können.

In *Deutschland* war die Kenntnis hinsichtlich der Existenz einer indischen Militäreinheit weitgehend auf die Ausbildungszentren und vereinzelte Einsatzgebiete beschränkt. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwand diese Frage für lange Zeit aus dem öffentlichen Bewußtsein. Erstens war die Bevölkerung mit ganz anderen, existentiellen Problemen konfrontiert; zweitens dominierten alle Besatzungsmächte über eine ganze Periode hinweg die veröffentlichte Meinung – und für beide Seiten im Kalten Krieg war Subhas Chandra Bose ein Quisling und die INA ein bloßes Werkzeug der Deutschen und Japaner; und drittens erlegte sich das deutsche Establishment in beiden Teilen Deutschlands selbst ein Tabu auf, vornehmlich aus außenpolitischen Gründen und im Osten zusätzlich ideologisch determiniert. Das än-

derte sich erst in den siebziger Jahren, als mehr und mehr die erhalten gebliebenen Archivquellen konsultiert werden konnten und Zeitzeugen wie auch direkt Beteiligte begannen, ihre Erinnerungen zu veröffentlichen. Aber selbst heute, mit dem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert, sind wir weit davon entfernt, ein klares und relativ weitgehend akzeptiertes Bild jener geschichtlichen Episode zu besitzen; ganz davon zu schweigen, daß diese Frage einen wenn auch bescheidenen Stellenwert im öffentlichen Bewußtsein hätte.

In *Indien* wirkte die britische Position, alle INA-Angehörigen als Überläufer zum Feind, Achsen-Söldner und Verräter zu bezeichnen, bei den nachkolonialen Führungskräften und in der politischen Klasse insgesamt weit über das Ende der Kolonialherrschaft hinaus nach.²⁴ Dagegen führten in der öffentlichen Meinung die Prozesse gegen hohe INA-Offiziere im Red Fort von Delhi bereits 1945/46 zu einem wesentlichen Umschwung²⁵; hier liegt auch eine der Ursachen für den Aufstand in der Royal Indian Navy im Jahre 1946. In Bengalen kam es schon sehr früh zu einer unkritischen Heroisierung Boses und der INA, während die offiziellen Kreise in New Delhi bis in die achtziger Jahre hinein sehr distanziert agierten. Das war eine Nachwirkung des persönlichen Verhältnisses zwischen Nehru und Bose sowie Ausdruck des vom Indian National Congress erhobenen Anspruchs, daß ausschließlich seine Politik zur Unabhängigkeit Indiens geführt habe. Zwar wich die hochgradig emotionalisierte Kontroverse um Bose und die INA zu Beginn der neunziger Jahre einer sachlicheren Betrachtung, aber bis heute reicht die Spannbreite der Veröffentlichungen von distanzierten Positionen bis zu völlig unkritischen Apologien²⁶. Zudem läßt sich eine große Diskrepanz im Hinblick auf Veröffentlichungen zur INA in Südostasien und zum IR 900 in Deutschland feststellen. Ein Blick in die Literatur zeigt, daß die wenigen ernsthaften Arbeiten zur Legion, die in Indien von Nichtbeteiligten vorgelegt wurden, erst in den letzten beiden Jahrzehnten entstanden sind, nachdem die zunehmende Präsenz der Problematik in den öffentlichen politischen Diskursen auch indische Historiker veranlaßte, sich diesem Gegenstand zuzuwenden.²⁷

Bleibt die Frage nach der *Selbstwahrnehmung durch die Akteure*, die Soldaten der Legion. Wenn wir in Rechnung stellen, daß unter den Soldaten die Zahl der offen pronazistischen Kräfte aktenkundig verschwindend gering und daß selbst der Anteil der mit Deutschland Sympathisierenden begrenzt war, dann bleiben in der Reflexion der ehemaligen Angehörigen des IR 900 einige überraschende Aspekte. Heute ist eine repräsentative Aussage mit einer hinreichenden Quellenbasis leider nicht mehr zu erlangen, da wir viel zu spät begonnen haben, uns diesem Problemkreis zuzuwenden. Die große Mehrheit der Legionäre weilt nicht mehr unter den Lebenden. Nach 1947 haben die meisten im unabhängigen Indien ein Leben am Rande geführt, weder offizielle Stellen noch indische Wissenschaftler waren jemals ernsthaft an den Motiven ihres Handelns, an ihren Erfahrungen und ihren Einschätzungen der Vorgänge interessiert. Es bedurfte der großen öffentlichen Resonanz auf den 100. Geburtstag von Subhas Chandra Bose im Januar 1997 für eine Neubewertung der Entscheidung und des Handelns dieser Soldaten, um ihnen auch offiziell und zumeist posthum die Anerkennung als indische Patrioten nicht länger zu versagen.

Aus den Fragmenten, die aus den Selbstdarstellungen einiger gebildeter Legionäre erschlossen werden können, und aus den Gesprächen, die wir und mehrere

Kollegen im letzten Jahrzehnt mit noch Lebenden geführt haben, sollen dennoch einige wenige Positionen vorläufig formuliert werden.

Es steht außer Zweifel, daß die große Mehrheit davon überzeugt war bzw. heute noch ist, im Interesse Indiens und als indische Patrioten gehandelt zu haben. Sie fühlen sich darin durch die Entwicklung nach 1945 bestätigt.

Die Mehrheit lehnt entschieden ab, eine politische oder ideologische Affinität zum Nationalsozialismus gehabt zu haben. Das ist aus heutiger Sicht verständlich, wird aber durch die deutschen politischen und militärischen Quellen aus der Zeit der Werbung für die Legion in den Kriegsgefangenenlagern gestützt. Vorhandene Sympathie für Deutschland war vorrangig nationalistisch motiviert (Der Feind meines Feindes ist mein Freund), resultierte aber auch aus der wirtschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und staatlichen Effizienz Deutschlands.

Überwiegend wird festgestellt, daß die Inder 1941-1945 keine ernsthaften Probleme mit deutschen Dienststellen, den deutschen Offizieren und Unterführern in der Legion gehabt hätten, daß die Behandlung korrekt war und daß kein gegen die Inder gerichteter Rassismus wahrgenommen worden sei. Diese Einschätzung wurde auch auf die deutsche Zivilbevölkerung ausgedehnt, deren Verhalten als mehrheitlich freundlich eingeschätzt wird. Zu diesem Deutschlandbild hat sicherlich auch die Tatsache beigetragen, daß die Legionäre, aber auch die indischen Kriegsgefangenen bis Anfang 1945 deutlich besser gestellt waren als andere Legionäre oder Kriegsgefangene. Das resultierte einmal aus ihrer Sonderstellung²⁸ und zum anderen aus ihrer zusätzlichen Versorgung durch das Internationale Rote Kreuz.

In den Erinnerungen kontrastieren die eigenen Erfahrungen in Deutschland gravierend mit der aktenkundig brutalen und zudem rassistischen Behandlung durch die französischen Truppen und Justizorgane und den späteren, nach der Überstellung durch die Franzosen an Großbritannien verhängten britischen Strafmaßnahmen.

Diese wenigen Anmerkungen machen deutlich, in welchem Maße der hier behandelte Problemkreis noch der Erhellung, der kritischen Hinterfragung und der analytischen Aufarbeitung bedarf, wie nicht unwesentliche Aspekte der Wahrnehmung der Beiligten mit in Europa tradierten Perzeptionen und Bildern, aber auch mit gesicherten Erkenntnissen kollidieren. Wie bereits ausgeführt, sind die Chancen, in größerem Umfang neues authentisches Quellenmaterial zu erschließen, vergleichsweise gering. Diese notwendige Einschränkung darf uns aber nicht hindern, die Thematik intensiv weiter zu verfolgen und nach einer realistischen, kritischen und ausgewogenen Einschätzung des Bestehens einer indischen Einheit im Rahmen der deutschen Wehrmacht zu suchen.

Anmerkungen

- 1 Beispielsweise die Légion des Volontaires Français, die Legion Wallonie, die Legion Vlaanderen oder die dänische Legion.
- 2 Die im besetzten Jugoslawien rekrutierten Gruppen waren vorzugsweise in der SS-Panzergranadier-Division „Prinz Eugen“ und in der Division „Skanderbeg“ konzentriert.
- 3 Bei Kriegsbeginn und in der ersten Kriegsphase existierte weder auf politischem noch auf militärischem Gebiet eine deutsche Indien-Strategie, es wurde vielmehr eine ad hoc-Politik betrieben. Zum Gesamtproblem vgl. Diethelm Weidemann, Deutsche Interessen und Politik

- in Indien, 1933-1945. Humboldt-Universität zu Berlin, Arbeitspapiere des LFG Internationale Beziehungen in Asien und Afrika. Reihe A Geschichte der deutsch-asiatischen Beziehungen, Nr. 9, Berlin 1993.
- 4 Zu Boses Aufenthalt, Zielen und Aktivitäten in Deutschland siehe unter anderem N.G. Ganpuley, *Netaji in Germany. Little Known Chapter*, Bombay 1959 und 1964; Nanda Mookerjee, *Netaji Through German Lens - A New Discovery*, Calcutta 1970; Tilak Raj Sareen, *Subhas Chandra Bose and Nazi Germany*, New Delhi 1996; Alexander Werth/Walter Harbich, *Netaji in Germany*, Calcutta 1970.
 - 5 Daß Bose solche Gedanken bereits 1938 als Kongreßpräsident entwickelte, machte sein Grundsatzgespräch mit dem Landesgruppenleiter der NSDAP in Indien, Dr. Oswald Urchs, deutlich. Vgl. NSDAP Auslandsorganisation/Landesgruppe Britisch-Indien und Ceylon (Dr. Urchs) Bombay 24.12.1938. An die Leitung der Auslands-Organisation, Berlin-Wilmersdorf. Betr.: Subhas Chandra Bose, Präsident des All India Congress. Streng vertraulich! (Pol. VII 345/39). Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn, Politische Abteilung Pol. VII 3 Indien 2, Politische Beziehungen Indiens zu Deutschland, Bd. 1 (22.5.1936-15.9.1939) (im folgenden zit. als PArchAAB, VII 3 Indien 2). Zur Problematik Bose und Deutschland siehe auch Diethelm Weidemann, *Subhas Chandra Bose und Deutschland 1937-1939 - vom Badgasteiner Memorandum zum Urchs-Bericht. Beitrag zum Seminar anlässlich des 100. Geburtstages Subhas Chandra Boses in Berlin am 7. Juni 1997*, unveröff. Manuskript.
 - 6 Zu diesen Fragen siehe ausführlich Diethelm Weidemann, *Subhas Chandra Bose's Passage to Germany (1941)*. In: *asien, afrika, lateinamerika*, Berlin 23 (1995) 5, S. 445-459.
 - 7 Die Memoranden vom April und Mai 1941 siehe bei Sareen, a.a.O., S. 74-86, 100-102 und 107-110.
 - 8 Zur Entstehung der Legionsidee und zu Boses dem Auswärtigen Amt übersandten Konzept siehe Ganpuley, a.a.O., 1964, S. 63, 70.
 - 9 Detailliert bei Milan Hauner, *India in Axis Strategy. Germany, Japan and Indian Nationalists in the Second World War*, Stuttgart 1981.
 - 10 Siehe die Aufzeichnungen von General Walter Warlimont, Franz v.Sonnleithner und Henry Pickert in: Walter Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht, 1939 bis 1945. Grundlagen, Formen, Gestalten*. Bd. 2, Augsburg 1990, S. 542; Franz v.Sonnleithner, *Als Diplomat im „Führerhauptquartier“*, München-Wien 1989, S. 125ff.; Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Frankfurt/M., Berlin 1989.
 - 11 Zur Struktur und Zahl der bei Kriegsausbruch in Europa lebenden Inder siehe Diethelm Weidemann, *Spannungen und Interessenkämpfe unter indischen Emigranten in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges. Erste Anmerkungen zur Problematik*. In: Gerhard Höpp. (Hg.), *Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und der Schweiz bis 1945*, Berlin 1996, S. 239-255.
 - 12 Gurbachan Singh Mangat, *The Tiger Strikes. An Unwritten Chapter of Netaji's Life History*, Ludhiana 1986, S. 22ff.
 - 13 Zu diesen Aktivitäten siehe die Geheimakte PArchAAB. *Deutsche Botschaft Rom (Q) Bd. 167 D. Pol. 2 VII2 Sdbd. 1, Indische Legion in Deutschland und arabische Legion in Italien*. Bd. 1 (1.1.1942-31.12.1942).
 - 14 Lothar Günther, *Vom Lager in die Legion*. In: Diethelm Weidemann/Lothar Günther/Volker Kummer, *Von Indien nach Annaburg - Wege und Schicksale indischer Soldaten in Deutschland (in Vorbereitung)*.
 - 15 Hervorzuheben wären Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg, *Indische Legion*. Mappe I: Dokumente, Berichte und Aufzeichnungen in den Kriegsjahren; Mappe II: Aufzeichnungen aus den fünfziger Jahren (nach Unterlagen und Erinnerungen); Mappe III: Aufzeichnungen 1983 (und 1981) (im folg. zit. als BA/MArchF, Indische Legion).
 - 16 Werner Brockdorf, *Geheimkommandos des 2. Weltkrieges*, Augsburg 1993, S. 13; Günther, a.a.O.; Alexander Werth, *Der Tiger Indiens*, München 1971, S. 137-138.
 - 17 *Indian Political Intelligence Section's Report on Indian Prisoners of War in Germany and Italy. Comments on Their Treatment in Different Camps*. 23 April 1943. Public Record Office, London, War Office No. 208/802. Abgedr. in Sareen, a.a.O., S. 333-336 (Dokument 85).
 - 18 Rudolf Hartog, *Im Zeichen des Tigers. Die Indische Legion auf deutscher Seite 1941-1945*,

-
- Herford 1991, S. 116 ff.
- 19 Hans Kutscher, Tagebuch v. 28.8.1942, BA/MArchF Indische Legion III.
- 20 Ausführlich bei Günther, a.a.O.
- 21 Zit. in Caspar Schrenck-Notzing, Hundert Jahre Indien - Die politische Entwicklung 1857-1960, Stuttgart 1961, S. 106.
- 22 Dazu Hans Franzen, Aus meinem Leben und meiner Zeit, Wiesbaden 1981; BA/MArchF Indische Legion III; Günther, a.a.O.
- 23 Ganpuley, a.a.O., S. 161; Hartog, a.a.O., S. 140.
- 24 Ein solcher Meinungsbildner war der ehemalige Geheimdienstoffizier Hugh Toye, der an der Interrogation der INA-Soldaten teilgenommen hatte. Siehe Hugh Toye, Subhas Chandra Bose. The Springing Tiger, London, Bombay 1959; vgl. auch Gerald H. Corr, The War of the Springing Tigers, Bombay 1979.
- 25 Bhulabhai J. Desai, The INA-Defence - Subject Peoples Right to Freedom, Delhi 1947; Moti Ram (Hg.), Two Historical Trials in Red Fort, New Delhi 1945.
- 26 Erwähnenswerte Arbeiten aus der indischen Literatur zu Bose und zur Indian National Army sind u.a. Sisir Kumar Bose (Hg.), A Beacon Across Asia: A Biography of Subhas Chandra Bose, New Delhi 1973; Anita Guha, Netaji - A Realist and Visionary, Varanasi 1986; N.G. Jog, In Freedom's Quest. A Biography of Subhas Chandra Bose, Bombay 1969; Subodh Markandeya, Subhas Chandra Bose. Netaji's Passage to Immortality, New Delhi 1990; Girija Kumar Mokerjee, Subhas Chandra Bose, New Delhi 1975; Hiren Mukerjee, Bow of Burning Gold: A Study of Subhas Chandra Bose, New Delhi 1972; Sareen, a.a.O.; Maj. Gen. A.C. Chatterjee, India's Struggle for Freedom. Calcutta 1947; K.K. Ghosh, The Indian National Army: Second Front of the Indian Independence Movement, Meerut 1969; Kusum Nair, The Story of the INA, Bombay 1946; P.S. Ramu, Azad Hind Fauz, New Delhi Freedom Movement Memorial Committee 1998; Tilak Raj Sareen, Japan and the Indian National Army, New Delhi 1986; ders., Select Documents on the Indian National Army, New Delhi 1988; Durlabh Singh, Formation and Growth of the Indian National Army, Lahore 1946; Gen. Mohan Singh, Soldier's Contribution to Indian Independence. The Epic of the Indian National Army, Delhi 1974; Mukund R. Vyas, Azad Hind Movement in Europe, Calcutta 1963.
- 27 Tilak Raj Sareen, langjähriger Direktor des Indian Council of Historical Research und selbst ein Forscher, der sich um die INA-Thematik verdient gemacht hat, hat in den achtziger Jahren auf den von uns unterbreiteten Vorschlag einer gemeinsamen deutsch-indischen Dokumenten-Edition positiv reagiert, konnte aber weder bei den offiziellen Stellen noch bei den Historikern an irgendeiner indischen Universität ein Interesse an der Thematik finden.
- 28 Diese war die Folge der bereits zu Kriegsbeginn getroffenen deutschen Entscheidung, Indien trotz der Kriegserklärung des britischen Vizekönigs Lord Linlithgow nicht als kriegführendes Land zu betrachten. Daher wurden nach dem Kriegsausbruch die in Deutschland lebenden indischen Zivilisten nicht wie alle anderen British Subjects interniert.

Die Indische Legion in Frankreich

Joachim Oesterheld

Im Unterschied zu Entstehung und Entwicklung der Indian National Army in Südostasien hat das Wirken der Indischen Legion während des Zweiten Weltkriegs in Europa sowohl seitens der Wissenschaft als auch hinsichtlich der Wahrnehmung durch eine breite Öffentlichkeit eine weitaus geringere Beachtung gefunden. Abgesehen von nur wenigen Überblicksdarstellungen gilt dies unter wissenschaftlichem Aspekt vor allem für die Behandlung von Teilaspekten der Legionsgeschichte. Die Militärgeschichtsschreibung hat sich ihrer bisher ohnehin nicht angenommen. Auch wenn Archivmaterialien in Frankreich und Großbritannien noch nicht oder nur teilweise erschlossen worden sind, so ermöglichen die Legionsakten im Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg¹ zusammen mit Erinnerungen deutscher und indischer Legionsangehöriger unter Einbeziehung der reichen Literatur zum Begründer der Indischen Legion Subhas Chandra Bose den Versuch der Rekonstruktion von Abschnitten der Geschichte der Indischen Legion, wie sie im Überblick an anderer Stelle dieser Publikation dargestellt worden ist.

Ein solcher Versuch soll im folgenden für die Phase der Stationierung der Legion in Frankreich von Sommer 1943 bis zu ihrem Abzug im Spätherbst 1944 unternommen werden. Ausschlaggebend für die Auswahl dieses Zeitabschnitts war die Tatsache, daß die Veröffentlichungen ehemaliger Legionsangehöriger sowohl aufgrund des Zeitpunkts ihres Beitritts zur Legion als auch die Tatsache ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Einheiten zusammen mit anderen Materialien einen relativ guten Überblick zur Tätigkeit der Legion in Frankreich vermitteln. Ergänzungen und Korrekturen der doch ansonsten weitgehend von individueller Sicht und Erfahrung bestimmten Quellen zur Legionsgeschichte erscheinen für diesen Zeitabschnitt möglich. Eine gesicherte Rekonstruktion des Aufenthalts und Rückzugs läßt diese Materiallage aber trotzdem noch nicht zu. Sie ist mit diesem Beitrag auch nicht beabsichtigt, wohl aber eine Zusammenstellung und Betrachtung einiger für den Untersuchungszeitraum relevanter Ereignisse und Fragestellungen, die bisher nur aus der Sicht individuellen Erlebens deutscher und indischer Legionsangehöriger berücksichtigt worden sind. Da ein vollständiger Überblick über die diversen Aspekte der Stationierung der Legion in Frankreich nicht beabsichtigt ist, wird auf teilweise bereits sehr gut dokumentierte Fragestellungen wie Art und Weise der Versorgung, der Religionsausübung, die Sprachenproblematik oder die zeitweise Entsendung einer Kompanie nach Italien, nicht eingegangen.

Stationierung an der Atlantikküste

Nachdem im Juni 1943 bereits das 1. und 2. Bataillon der Indischen Legion von Belgien nach Holland verlegt worden waren, erfolgte anschließend mit dem zwischenzeitlich in Deutschland gebildeten 3. Bataillon die Stationierung der nunmehr

auf Regimentsstärke angewachsenen Legion ab Herbst 1943 in Frankreich. Nach den Legionsakten waren bei der Wahl eines neuen Standorts, den die Zentrale Freies Indien und das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) gemeinsam zu bestimmen hatten, folgende Überlegungen zu berücksichtigen:

„Auf keinen Fall durfte die Legion für Aufgaben eingesetzt werden, die etwa nur im deutschen militärischen Interesse gelegen hätten, ebenso mußte vermieden werden, daß die Legion als Instrument des Netaji (Subhas Chandra Bose – J. Oe.) einer Dezimierung ausgesetzt wird, wie sie in einem modernen Krieg etwa durch einen Luftangriff ohne weiteres möglich ist.“²

An anderer Stelle heißt es, daß die Berichte an das Oberkommando des Heeres und an das Auswärtige Amt über die Zunahme feindlicher Agententätigkeit in Holland die Verlegung der Legion nach Frankreich zur Folge hatten.³ Die geringe Wahrscheinlichkeit, daß die Legion einer Invasion in Holland standhalten könnte und eine Denkschrift über die Häufung von Tuberkulosefällen unter den indischen Legionären aufgrund der ungünstigen Witterung⁴ werden als weitere Gründe genannt.

Der Legion wurde ein zusammenhängender waldreicher Küstenstreifen zur Bewachung zugeteilt, der sich auf einer Länge von 50 bis 60 km westlich von Bordeaux zwischen der Girondemündung im Norden entlang des Golfs von Biskaya bis zur Bucht von Arcachon im Süden erstreckte.⁵ Der Regimentsstab befand sich in Lacanau, fast auf gleicher Höhe mit dem 2. Bataillon, nördlich davon lag am Lac de Carcans das 1. Bataillon, südlich davon in Lège war das 3. Bataillon stationiert. Die den jeweiligen Bataillonen zugeordneten Kompanien lösten sich in der Besetzung der direkt an der Küste gelegenen größeren und kleineren Bunker ab. Diese im militärischen Sprachgebrauch als Widerstandsnester bezeichneten Befestigungen wurden von jeweils ein bis zwei Gruppen unter Führung eines deutschen Unteroffiziers oder Feldwebels besetzt und regelmäßig abgelöst. Die Unterbringung erfolgte zwischenzeitlich dann zumeist in festen Waldlagern, Ortsunterkünften und Privatquartieren.

Eine wesentliche Aufgabe der Legion war anfangs neben dem Küstenschutz der weitere Stellungsausbau. Diese Aufgabe war mit unangenehmen Begleiterscheinungen verbunden (nachschiebender Sand, Sandflöhe) und bedeutete Schwerarbeit.⁶ Neben dem Ausbau und dem Erhalt der Verteidigungspositionen wurden die Legionäre in der Handhabung von Suchscheinwerfern, Flammenwerfern und in der Bedienung der Küstenschutzbatterien ausgebildet. Der Umgang mit schweren Waffen war den Legionären nur einmal für kurze Zeit möglich, als diese für einen Inspektionsbesuch durch Feldmarschall Rommel aus anderen Abschnitten für die ansonsten unzureichend bestückten Bunkerstellungen der Legion abgezogen wurden und für einige Tage dort verblieben. Für den Ausbau der Stellungen und andere schwere Arbeiten wurden auch afrikanische Kriegsgefangene eingesetzt.⁷

Informationen über aktuelle Ereignisse, die Übermittlung von Nachrichten und die kulturell propagandistische Betreuung erfolgte durch die Legionszeitung *Bhaiband* und einen eigenen Sender gleichen Namens. Die Legionszeitung wurde von Sonderführer Ernst Bannerth und drei indischen Mitarbeitern verfaßt und in Bordeaux wöchentlich vervielfältigt. Beiträge kamen auch von anderen Dolmetschern der Legion, von denen später Paul Thieme, Karl Hoffmann und Eugen Rose die Redaktionsleitung übernahmen.⁸ Der eigens für die Legion errichtete Sender nahm im Mai bzw. Juni 1944 den Betrieb in Lacanau auf, mußte ihn aber nach kur-

zer Zeit wieder einstellen und wurde am 14. August desselben Jahres mit Einsetzen des Rückzugs gesprengt.⁹ Die Sendungen konnten in den Bunkern und Widerstandsnestern mit entsprechenden Geräten empfangen werden. Besondere Resonanz fanden indische Musikprogramme, die teilweise selbst erstellt, teilweise von in Paris aufgenommenen Sendungen der BBC überspielt wurden. Die Sendeleitung lag in deutscher Hand, als Sprecher fungierten indische Legionsangehörige.

Die Werbung für die Legion wurde unter indischen Kriegsgefangenen auch in Frankreich fortgesetzt. Geht man von einem Personalbestand von 1187 indischen Legionsangehörigen im Dezember 1942 in Deutschland aus und berücksichtigt die noch vor der Verlegung nach Holland erfolgte Aufstellung weiterer Kompanien zu insgesamt drei Bataillonen bis April 1943, so werden Umfang und Bedeutung dieser Aufgabe auf französischem Boden angesichts der Präsenz von 2593 Indern in den Reihen der Legion im Januar 1945 deutlich.¹⁰ Die Kriegsgefangenen wurden aus dem Lager Epinal in die einzelnen Kompanien gebracht, wo sie von ihren Landsleuten geworben werden sollten. Zu diesem Zweck verblieben sie zwei bis drei Wochen vor Ort und wurden teilweise auch Pressionen ausgesetzt, bevor die nicht Rekrutierten unter deutscher Bewachung auf dem Weg über Bordeaux wieder in das Kriegsgefangenenlager zurückkehrten.¹¹ Jene Legionsangehörigen, die sich als Unruhestifter erwiesen, wurden nach Deutschland gebracht. Hier wurden sie gemeinsam mit anderen als „Aufwiegler“ bezeichneten Indern aus Königsbrück in der seit Sommer 1943 bestehenden „Sonderkompanie“ in Naundorf bei Ortrand zusammengefaßt und unter erschwerten Bedingungen inhaftiert, bzw. sie waren in Arbeitskommandos tätig.¹²

Der Prozentsatz der Kriegsgefangenen, die sich in Frankreich zum Eintritt in die Legion entschlossen, wird mit 20 bis 50 Prozent angegeben. Ihnen wurde zugesichert, daß sie ihren Status als Kriegsgefangene behalten würden, was für viele nicht selten ausschlaggebend für den Legionsbeitritt war. Sie blieben damit zum einen zum Empfang von Paketen des Roten Kreuzes berechtigt. Andererseits wurde auf diese Weise garantiert, daß ihr Beitritt zur Legion nicht die Einstellung von Unterhaltszahlungen an ihre Familien in Indien zur Folge gehabt hätte. Die indischen Legionsangehörigen, die als Angehörige der britischen Armee in deutsche und italienische Kriegsgefangenschaft geraten und dann der Legion beigetreten waren, hatten einen anderen Status als jene Inder, die sich als ehemalige Studenten oder Praktikanten zu diesem Schritt entschlossen hatten. Im Unterschied zu diesen wurden sie unter Verletzung einschlägiger Konventionen den Engländern gegenüber weiterhin mit ihrer Nummer als Kriegsgefangene geführt und führten auch ihre Korrespondenz mit Kriegsgefangenenpost.¹³ Diese unterlag der Zensur zunächst auf Kompanieebene, d.h. ohne Wissen der Absender wurden die Briefe von Kompaniedolmetschern geöffnet, bevor sie dann zur Abteilung 1c des Regimentsstabes gebracht wurden. Hier erfolgte ihre Auswertung für einen monatlich zu erstellenden Bericht über die Stimmungslage in der Legion, ehe sie dann an die Adressaten weitergeleitet wurden.¹⁴ Die Pakete des Britischen Roten Kreuzes, deren Wert und Bedeutung mit Fortschreiten des Krieges und der damit einhergehenden Verschlechterung der Versorgungslage stiegen, enthielten u.a. Zigaretten, Schokolade, kondensierte Milch, Tee und Gewürze, Fleischpasteten, Keksen und Kompott. Ihr zeitweiliger Entzug in deutschen Kriegsgefangenenlagern war auch als Hilfsmittel für eine Entscheidung zugunsten eines Legionsbeitritts eingesetzt worden.¹⁵ Die Frage, wie

lange diese auch in den Augen der deutschen Legionsangehörigen begehrten Köstlichkeiten geliefert wurden, wird in den Quellen unterschiedlich beantwortet. Die Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 schien die Auslieferung zeitweilig unterbrochen zu haben, denn auf dem Rückzug wurden in Ruffec Ende August 1944 alle die Rot-Kreuz-Pakete wiedergefunden, die die Legion von da ab nicht mehr erhalten hatte. Während ihr Weitertransport in Zusammenhang mit dem Rückzug der Legion einerseits bestritten wird, findet sich an anderer Stelle ein Beleg dafür, daß sie noch Anfang Dezember als durch Beschuß stark reduzierter Lagerbestand mitgeführt wurden.¹⁶ Als vermeintliche Kriegsgefangene erhielten die Inder vom Britischen Roten Kreuz aber auch geistige Nahrung in Form von Büchersendungen. Waggonweise trafen mit einem Prüfvermerk des OKW versehene Sendungen mit Wörterbüchern und Grammatiken, den großen epischen Werken wie dem Mahabharata neben Koran auszügen und Romanen in indischen Sprachen und in englisch ein, aus denen sich der Legionsstab eine Fachbibliothek aufbaute, die dem Rückzug zum Opfer fiel.

Das Verhältnis zwischen Indern und dem sogenannten deutschen Rahmenpersonal wird unterschiedlich bewertet. Aus Sicht deutscher Legionsangehöriger wird unter Berücksichtigung der für Ausbilder und Offiziere schwierigen Aufgabenstellung hervorgehoben daß es durch das „gegenseitige Verstehen und die gegenseitige Achtung zwischen Indern und Deutschen“ möglich war, den Bestand der Legion bis zur Kapitulation zu erhalten. Das Verhältnis zwischen beiden Seiten wird als „jederzeit problemlos“ bezeichnet und habe sich gerade in Zeiten des Rückzugs bewährt.¹⁷

Auch die indische Seite erkennt an, daß es keine leichte Aufgabe war, das „miniature India“ in Gestalt der Legion zusammenzuhalten. Die Anwesenheit Subhas Chandra Boses als Identifikationsfigur sei deshalb für das Klima im Verhältnis zwischen Deutschen und Indern besonders wichtig gewesen. Die deutschen Instrukteure in der Legion wurden von der indischen Seite als unerlässlich betrachtet, aber sie empfanden, das OKW und die Zentrale Freies Indien in Berlin „overstuffed us with instructors and interpreters“. Ihrer Meinung nach war es die „bossy attitude of the Germans“, die unter den indischen Legionsangehörigen den Eindruck entstehen ließ, „that the Germans were not simply acting as instructors but they tried to act as our masters“, aber ein „change of masters“ sei nicht zu akzeptieren gewesen.¹⁸ Die militärischen Niederlagen Deutschlands hätten zusammen mit der Abreise Subhas Chandra Boses aus Deutschland zur Verbreitung von Unzufriedenheit und Enttäuschung unter indischen Legionsangehörigen beigetragen.

Anteil an dieser Stimmungslage und „root cause of discontent“ dürfte auch die Festlegung gehabt haben, wonach Beförderungen in der Legion unabhängig vom Dienstgrad in der britischen Armee bei Erfüllung sonstiger Anforderungen allein und ausschließlich in Abhängigkeit von der Dauer der Zugehörigkeit zur Legion erfolgten. Die weithin propagierte erstmalige Ernennung von zwölf indischen Legionsangehörigen und zwei Ärzten zu Offizieren erfolgte in Lacanau, dem Ort des Regimentsstabsquartiers, am 1. Oktober 1943 parallel zur Beförderung deutscher Offiziere in der Legion. Die indischen Offiziere nahmen dann am 15. November 1943 in Berlin an der Festveranstaltung aus Anlaß der Proklamierung der Provisorischen Republik des Freien Indien teil.¹⁹

Die als „Indisierung“ der Legion bezeichnete schrittweise Reduzierung des deutschen Personals durch Inder im Unteroffizierskorps und in Verwaltungsdienststellen,²⁰ die mit Beginn des Rückzugs zum Stillstand kam, ist offensichtlich vom Aufleben der Forderung nach Berücksichtigung der ehemaligen Dienstgrade von Legionsangehörigen in der britischen Armee begleitet gewesen und hat zu Spannungen geführt. Mit der Ernennung von Indern zu Offizieren kam es in den Kompanien zu einem scheinbaren „Führungsdualismus“ und zu Entwicklungen, „die glatt an Meuterei grenzten“²¹. Bis zu ihrem Ende blieb die Legion in den entscheidenden Funktionen und Kommandostellen einschließlich der Dolmetscher von deutschen Legionsangehörigen besetzt. Während ein Großteil des Unteroffizierskorps, die meisten Verwaltungsdienststellen und die Kompanie-Offiziersstellen überwiegend mit Indern besetzt waren, stellten deutsche Legionsangehörige die Kompanie-Chefs, die Bataillonskommandeure und den Regimentsstab.²²

Die Erfahrungen eines jungen Österreicherers, der im November 1943 in die 11. Kompanie der Legion eingegliedert wurde, reflektieren das Verhältnis zwischen indischen und deutschen Legionangehörigen aus der Sicht eines „einfachen Soldaten“. Er spricht von Privilegien der deutschen Seite, die Indern im gleichen militärischen Rang versagt blieben. Indische Legionsangehörige seien „either condescendingly or harshly“ behandelt worden und deutsche Legionsangehörige „tactless and overbearing“ in ihrem Verhalten gegenüber indischen Kameraden gewesen. In Zusammenhang mit der sich abzeichnenden Niederlage Deutschlands „the Germans had become thoroughly suspicious of the Indians. ... There were several German officers who acted as the ringleaders in this anti-Indian propaganda“²³.

Die Legion, die französische Bevölkerung und die Resistance

Die Zeit an der Atlantikküste scheint für die Legion zunächst erträglich gewesen zu sein. Im sportlichen Wettstreit mit Mannschaften benachbarter deutscher Einheiten war die Legionsvertretung im Hockeyspiel nicht zu schlagen. Die Endspiele fanden in Paris statt und stießen nicht nur unter der Zivilbevölkerung auf Interesse, sondern erheischten auch die Aufmerksamkeit der Zentrale Freies Indien im fernen Berlin, die letztmalig vor Kriegsende ihren höchsten Repräsentanten nach Frankreich entsandte.²⁴ Die Versorgungslage der Legion war gut und wies im Unterschied zur Zivilbevölkerung keine Mangelerscheinungen auf.

Das Verhältnis zwischen der Legion als Teil einer fremden Besatzungsmacht und der Zivilbevölkerung wird anfangs als von gegenseitigem Wohlwollen getragen und als „völlig reibungslos“ bezeichnet. Eine chauvinistische Feindschaft gegenüber Deutschen und Indern habe nicht bestanden.²⁵ Angehörige und Sympathisanten der französischen Widerstandsbewegung seien dem Regimentsstab bekannt gewesen, der auch die Funktion einer Ortskommandantur wahrzunehmen hatte. Deutsche Legionsangehörige waren oft bei Zivilisten untergebracht, die häufig für die Legion Aufträge als Handwerker und Reinigungskräfte ausführten und als Sympathisanten der Resistance galten. Die Zivilbevölkerung habe unter Krieg und feindlicher Besatzung gelitten, beides aber „mit Gleichmut, ja mit einem gewissen Frohsinn“ zu tragen gewußt.²⁶

Frühzeitig zählte die Errichtung von Straßensperren zwecks Personenkontrolle

zu den Aufgaben der Legion, die hinsichtlich ihrer Aktivitäten auch der Aufklärung seitens der Alliierten bzw. der Resistance unterlag.²⁷ Mit der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie und dem Vormarsch amerikanischer Truppen nahmen auch die Aktionen der Resistance zu. Die unmittelbaren Folgen der Veränderung der militärischen Situation bestanden zunächst zum einen in der Herauslösung deutscher Verbände aus der Küstenverteidigung. Das bedeutete für die Legion eine räumliche Ausdehnung ihres Stationierungsraumes. Zum anderen wurde die Resistance zum direkten Gegner der Legion und deren Bekämpfung zu einer ihrer Aufgaben. Unklar ist, ob die Legion zum Flankenschutz abziehender deutscher Truppen diese Aufgabe wahrnehmen sollte oder je nach Bedarfsfall nur einzelne Bataillone oder Kompanien zum Einsatz kommen sollten, die dann gemeinsam mit deutschen Einheiten vorgegangen sind. Als eine weitere Aufgabe ergab sich die Festnahme zur Zwangsarbeit verpflichteter Franzosen.

Berichte über Einsätze von Einheiten der Legion gegen Kräfte der Resistance liegen bis zu Beginn des Abzugs aus dem Stationierungsraum an der Atlantikküste, der ab Mitte August 1944 erfolgte, in zwei Fällen vor. Das 2. Bataillon wurde in den letzten Julitagen des Jahres 1944 nach Casteljaloux südöstlich von Bordeaux verlegt. Im Raum Mont-de-Marsan gelangte es zum Einsatz, ohne daß es zu Kampfhandlungen und Verlusten auf beiden Seiten kam, weil die Resistance-Kämpfer rechtzeitig von dem Einsatz Kenntnis erhalten hatten. „Little fighting was done but the Indians were given the opportunity to loot and it was the looting that appealed to them.“²⁸ Einen anderen, für die Resistance verlustreichen Ausgang nahm die Aktion im Medoc, wo sich im Wald von Hourtin eine Basis der Resistance befand, die von amerikanischen Flugzeugen mit Ausrüstungsgegenständen und Lebensmitteln versorgt wurde. Bevor die gefangenen Franzosen nach Bordeaux gebracht wurden, mußten sie ihre gefallenen Mitkämpfer in einem Massengrab beisetzen.²⁹

Die Zuführung von Personen, die von der Wehrmacht zur Zwangsarbeit in Deutschland verpflichtet worden waren, erwies sich für die Legion als schwierige Aufgabe. Um dieser Aufgabe nachzukommen, suchten Legionsangehörige diesen Personenkreis in ihren Häusern und Wohnungen auf und nahmen die gesuchte Person mit. Um zu verhindern, daß die Zwangsverpflichteten zur Resistance gingen, wurden von Legionsangehörigen auch Nahverkehrszüge gestoppt und anschließend nach Verdächtigen durchsucht. Die Legion beteiligte sich auch an der Festnahme jener Franzosen, die zu Zwangsarbeit vor Ort, d.h. in Frankreich verpflichtet wurden.³⁰

Für den Zeitraum vom Beginn des Rückzugs der Legion am 15. August 1944 bis zum Überschreiten der französischen Grenze ist die Quellenlage bezüglich der Benennung konkreter Kampfhandlungen und der auf beiden Seiten erlittenen Verluste nicht ausreichend, um ein vollständiges Bild der Auseinandersetzungen mit der Resistance zu geben. Die Legionsakten weisen nur drei Dokumente aus, die den Rückzug der Legion aus Frankreich explizit zum Gegenstand haben. Sie werden durch entsprechende Passagen in anderen Dokumenten und durch die Veröffentlichungen deutscher und indischer Legionsangehöriger ergänzt.³¹ Während teilweise auf konkrete Beispiele eingegangen wird, die aber z.B. wie der Verlust von 320 Legionsangehörigen als Folge von Angriffen US-amerikanischer Flugzeuge zwischen Angoulême und Poitiers nur einmal in den Quellen auftauchen³², verweisen andere nur auf

Ereignisse, ohne Datum, Ortsangabe und die näheren Umstände zu bestimmen. Eine geheime mündliche Absprache zwischen der Legions- und der Resistance-Führung, in der sich beide zur Respektierung der Interessenlage der jeweils anderen Seite für die Zeit des Aufenthalts der Legion in Frankreich verpflichtet hätten, wird ebenfalls nur in einer indischen Quelle benannt.³³ Sie darf mangels anderer Belege ebenso bezweifelt werden wie die Version, wonach die Aufnahme des Kampfes gegen die Resistance als Anlaß für den erwünschten Rückzug aus Frankreich gedient habe.³⁴

Den ersten Teil des Rückzugs konnten große Teile der Legion getrennt noch per Bahn zurücklegen, d.h. die Strecke über Bordeaux bis Poitiers. Bei einem Zwischenaufenthalt in der Stadt Ruffec kam es nach indischen Quellen zu heftigen Gefechten, bei denen die gegnerische Seite „left behind hundreds of dead in the jungle and the rest had to flee“³⁵. In der Zeit zwischen dem 17. und 24. August verloren mehrerer gefangene Resistance-Kämpfer ihr Leben. Ihre Exekution erfolgte nicht in jedem Fall durch standrechtliche Erschießung. Das Angebot eines inhaftierten Majors der Resistance, ihn gegen fünf von der Resistance festgehaltene deutsche Soldaten auszutauschen, wurde abgelehnt.³⁶ Die Einladung eines Franzosen in Angoulême an die deutschen Legionsangehörigen der 12. Kompanie auf ihrem Weg nach Poitiers zu einem „Abschiedsessen“ dürfte ein Einzelfall geblieben sein.³⁷

Im Raum Poitiers war die Legion mit der Sicherung von Straßen und Brücken betraut worden und konnte die Verkehrswege für die zurückflutenden deutschen Einheiten freihalten. In Poitiers war es noch möglich gewesen, auf reiche Vorratslager der Wehrmacht zurückzugreifen, wovon durch Einzelaktion von Legionsangehörigen auch vorübergehend Teile der Zivilbevölkerung partizipierten.³⁸ Die nicht motorisierte Legion konnte ab Poitiers nicht mehr mit der Bahn weiter und war von da ab ständig auf die Beschlagnahme von Last- und Personenkraftwagen, Omnibussen, Pferdewagen und Fahrrädern angewiesen, wobei „sämtliche Requisitionen ordnungsgemäß, also gegen gültige Quittung durchgeführt wurden“³⁹. Die begrenzte Transportkapazität erforderte, sich von allem Überflüssigen zu trennen. Die Legion umfaßte zu diesem Zeitpunkt drei Bataillone mit je drei Infanteriekompanien, eine Maschinengewehrkompanie, eine Infanteriegeschützkompanie, eine Pionierkompanie, den Regimentsstab mit dem Nachrichtenzug und eine erst in Frankreich aufgestellte Feldhaubitzenkompanie. Die Gesamtstärke betrug etwa 3000 Personen.⁴⁰

Der Rückzug ab Poitiers am 27./28. August gestaltete sich in der Folgezeit aufgrund von nunmehr einsetzenden Luftangriffen und Artilleriebeschuß sowie der Resistance-Aktivitäten schwierig. Die Quellen berichten von Kampfhandlungen und Verlusten unter Resistance-Kämpfern, Zivilisten und indischen Legionsangehörigen während der „nervösen Wochen des Frankreichrückzuges“, ohne daß sich ein umfassendes Bild der Ereignisse jener Tage und Wochen erstellen ließe. Der Rückzug als Folge des Kriegsverlaufs und die ungewisse Zukunft blieben bei zunehmenden Flugblattaktionen mit dem Aufruf zur Desertion nicht ohne Einfluß auf die psychische Verfassung deutscher wie indischer Legionsangehöriger. Noch vor Verlassen von Poitiers hatten sie von der Befreiung von Paris erfahren.⁴¹ Häufig konnte der Rückzug nicht mehr am Tage erfolgen und wurde durch herausgerissene Wegweiser, geschwärzte Kilometersteine und fehlendes Kartenwerk zusätzlich erschwert. Mehr als 30 bis 50 km wurden pro Tag nicht zurückgelegt, wobei die Marschkolonnen in Abhängigkeit vom Grad ihrer Beweglichkeit zusammengestellt wurden.

Zunächst wurde der Abschnitt in Richtung Chateauroux in Angriff genommen.

Etappen bis dahin führten durch die großen Waldgebiete des Departments Indre über Bonneuil-Matours, La Roche-Posay, Martizay, Vendœuvres und Buzançais. Dabei kam es mehrfach zu Gefechten mit Kämpfern der Resistance, die aufgrund ihrer leichten Bewaffnung zumeist mit Sperren und aus dem Hinterhalt operierten. Angaben darüber und zu Verlusten auf Legionsseite und beim Gegner finden sich in deutschen Quellen.⁴² Sie geben allein aufgrund ihrer geringen Zahl nur bedingt Auskunft über den konkreten Hergang solcher Auseinandersetzungen, über ihren Anlaß und ihren Ausgang. In den Legionsakten ist dazu zu lesen:

„Man hat nach dem Krieg versucht, den Legionären die Verantwortung für alle Zerstörungen auf ihrem Rückmarsch zuzuschreiben, aber wo in aller Welt gibt es eine Truppe, die sich den Weg versperren läßt, die aus dem Hinterhalt auf sich schießen läßt, ohne sich zu wehren! Die Toten und Verwundeten aus den Reihen der Freiwilligen sprechen eine zu deutliche Sprache.“⁴³

Verlässliche Zahlenangaben und eine Gesamtsicht zu den während des Rückzugs auf beiden Seiten erlittenen Verlusten gibt es bisher nicht.

Zeugnisse belegen, daß zu diesem Zeitpunkt von Einheiten der Legion mitgeführte gefangene Resistance-Kämpfer und Gendarmen, darunter auch solche, die ihnen von anderen deutschen Einheiten übergeben worden waren, während des weiteren Rückzugs wieder freigelassen wurden.⁴⁴ Die unmittelbar damit verbundene Feststellung, „daß der Kampf mit den Widerstandsgruppen da, wo Gefangene gemacht wurden, sehr human verlaufen ist“ und allen „die Freiheit wiedergeschenkt“ wurde⁴⁵, wird durch das vorliegende Quellenmaterial in dieser Verallgemeinerung nicht gedeckt. Die Angaben zum Verhalten der Legion gegenüber Zivilbevölkerung und Resistance sind zu diesem Zeitpunkt des Rückzugs sehr widersprüchlich. Die Unsicherheit war offensichtlich so groß, „daß keiner mehr wagte, gegen Franzosen durchzugreifen, wenigstens unterwegs nicht. Da hieß es ‚Weiter, nur weiter‘ ...“.

Gleichzeitig war bei indischen Legionsangehörigen „eine unheilvolle Haßstimmung gegen alles Französische“ festzustellen, was zu diversen Übergriffen führte, die wiederum durch den Regimentsstab nicht zu schwer zu ahnden waren, „weil dadurch der Unwille unter den Indern auch gegen die deutschen Kameraden angeheizt worden wäre“⁴⁶.

Neben Plünderungen kam es auch zu Fällen von Vergewaltigungen französischer Frauen durch indische Legionsangehörige. Auch dazu sind Angaben unvollständig. An einer Stelle werden drei Fälle genannt, die vor einem Standgericht verhandelt wurden. Die Urteile fielen unterschiedlich aus, sie reichten von Tod durch Erschießen über Verhängung eines einwöchigen strapaziösen Gepäckmarschs bis zum Freispruch. Über zwei dieser Fälle liegen ergänzende Angaben zu den näheren Umständen und dem Gerichtsverfahren vor.

Offensichtlich verzichtete der Legionsstab auf die öffentliche Erschießung des am 5. September 1944 in Luzy zum Tode verurteilten Inders und auf die Bekanntgabe des Vorgangs in den Reihen der Legion.⁴⁷ Ein in diesem Zusammenhang an anderer Stelle erhobener Vorwurf, die Legionsführung habe diese Verbrechen nachsichtig übergangen, wird in Darstellungen von Legionsangehörigen als irrig bezeichnet. Andere Berichte lassen erkennen, daß angesichts der Feindlage nicht jedem Fehlverhalten indischer Legionsangehöriger gegenüber der weiblichen Zivilbevölkerung nachgegangen wurde.⁴⁸ Dieses Fehlverhalten einiger weniger indischer Legionsangehöriger beeinträchtigte nachhaltig die Reputation der Legion in den

Augen der französischen Zivilbevölkerung und hatte weitreichende Konsequenzen im Verlaufe des weiteren Rückzugs.

Während in Chateauroux deutsche Legionsangehörige die Druckerei, die für die Resistance arbeitete, sprengten, aber keine Druckereimitarbeiter festnahmen, verhinderten Legionskommandeure den befohlenen Einsatz des 1. Bataillons zusammen mit einer deutschen Einheit zur Sprengung der Anlagen des Stahl- und Rüstungskomplexes von Schneider-Creuzot.⁴⁹ Beim Ort Dun-sur-Auron nahe Bourges kam es erstmals zu heftigen Gefechten mit französischen Truppen, die den Tod von Leutnant Ali Khan und Verwundungen unter Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Legion zur Folge hatten. Auf gegnerischer Seite wurden Angehörige der Resistance und 21 Inder, die auf ihrer Seite kämpften, gefangengenommen und einer deutschen Einheit übergeben. Noch in der Nacht wurde der Kanal von Berry überschritten, Dun-sur-Auron vorher niedergebrannt.

Ab Sancoins, wo Leutnant Ali Khan am folgenden Tag beigesetzt wurde⁵⁰, teilte sich die Legion und marschierte zumeist bei Nacht in zwei Kolonnen über Moulins bzw. Decize auf Luzy zu und von da in Gewaltmärschen, um dem aus dem Süden vorrückenden Gegner zu entgehen, über Autun, Beaune und Dijon nach Champlitte-et-le-Prelot. Die Legion mußte dabei größere Verluste hinnehmen. Zwischen Autun und Beaune wurden vom Gegner Teile der Legion zusammen mit deutschen Einheiten abgeschnitten, und sie verlor etwa 40 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. In Beaune stellte die Legion die Ortskommandatur, während versprengte deutsche Truppenteile ohne Aufenthalt die Stadt passierten. Sie beteiligten sich nicht an Gefechten mit vorrückenden Panzerspitzen, die nördlich von Beaune durch Einsatz der Legion vorübergehend zum Stehen gebracht werden konnten.⁵¹ In und um Champlitte-et-le-Prelot waren alle Teile der Legion wieder vereint und legten für wenige Tage Rast ein. Ein Kriegsgericht aus Stabsoffizieren der Legion verurteilte den Bahnwärter dieser Kleinstadt zum Tode wegen des Versuchs, einen indischen Legionsangehörigen zur Fahnenflucht zu überreden. Andere Quellen berichten über diverse Kampfhandlungen einzelner Legionseinheiten.⁵²

Der Abmarsch aus Champlitte-et-le-Prelot erfolgte am 10. September, und die Legion erreichte über Jussey das Städtchen Plombières-les-Bains. Von hier aus wurde mit den noch vorhandenen Fahrzeugen ein kurzer Abstecher in das noch nicht besetzte Epinal unternommen, wo aus den Beständen des ehemaligen Gefangenenlagers Proviant für die Legion gefaßt wurde. Die Besetzung Epinals durch amerikanische Truppen kurze Zeit später und die damit gefährdete Versorgung zwang die Legion zum weiteren Rückzug auf Remiremont, das am 13. September erreicht wurde. Da entsprechend strategischer Überlegungen des OKW an eine Verteidigung der Vogesen gedacht war, wurden Teile der Legion zu Schanzarbeiten eingesetzt, gleichzeitig waren andere Einheiten im Einsatz mit deutschen Verbänden in Kämpfe mit vordringenden Panzerspitzen verwickelt. In Remiremont mußte sich die Legion bis auf wenige Ausnahmen von ihrem Bestand an motorisierten Fahrzeugen trennen und marschierte weitgehend mit Pferdegespannen, in Fahrradkolonnen und von Tieffliegerangriffen verfolgt über Gerardmer in das Elsaß, wo sie in Colmar am 16. September 1944 eintraf. Nach einer nächtlichen Ruhepause ging es über Strasbourg und Haguenau in das Lager Oberhoffen-sur-Moder, das Ende September erreicht wurde. Es gelang der Legion in der Nähe von Haguenau nur mit Mühe, die vom zuständigen deutschen Befehlshaber vorgesehene Besetzung einer

Auffangstellung zu umgehen, die nicht zu halten gewesen wäre. Wie allen Wehrmachtseinheiten war es auch der Legion zu diesem Zeitpunkt nicht gestattet, den Rhein zu überqueren.⁵³

In Oberhoffen-sur-Moder begann für die Legion wieder ein geregeltes Garnisonsleben. Man nahm Verbindung mit Königsbrück auf, um in Erfahrung zu bringen, welche der auf dem Rückmarsch abgesprengten Einheiten dort eingetroffen waren, die nun der Legion in Oberhoffen-sur-Moder wieder zugeführt werden sollten. Die Ausrüstung der Legion wurde ergänzt, sie erhielt Winterbekleidung und wurde zu Befestigungsarbeiten und Sicherungsaufgaben herangezogen. Die Politik, deutsches Personal durch indische Legionsangehörige zu ersetzen, wurde partiell wiederaufgenommen. Die zunehmenden Diskussionen über die unmittelbare Zukunft der Legionsangehörigen angesichts der sich weiter zuungunsten Deutschlands und der anderen Achsenmächte verschlechternden Kriegslage wurden überlagert durch die nunmehr zu vollziehende Überführung der Legion in die Waffen-SS. Der Befehl über die Unterstellung datiert bereits vom 18. Januar 1944, die Versetzung zur Waffen-SS war am 8. August 1944 angeordnet, aber aufgrund des eine Woche später beginnenden Rückzugs nicht realisiert worden und erschien nun als Ankündigung mit Wirkung vom 15. August am 4. Oktober 1944 in der Legionszeitung *Bhaiband*. Die unmittelbaren Konsequenzen waren, abgesehen vom Uniformtausch, den rund 300 vorwiegend muslimische Legionsangehörige verweigerten, offensichtlich unterschiedlicher Natur. Ein großer Teil der indischen Legionsangehörigen, die dazu nicht befragt worden waren, wohl aber wissen wollten, ob und wann Subhas Chandra Bose einem solchen Schritt zugestimmt habe, protestierten erfolgreich gegen die Ablösung des Regimentskommandeurs Krappe. Das deutsche Rahmenpersonal stellte nicht durchgängig den erwünschten Antrag zum Beitritt in die SS mit dem Hinweis auf ihre bereits erfolgte Versetzung in die Waffen-SS.⁵⁴

Die Wochen ruhigen Lagerlebens wurden im November durch die Nachricht beendet, daß sich Einheiten der 3. und 7. US-Armee auf Strasbourg zubewegten. Die gesamte Legion wurde zum Bau von Panzersperren eingesetzt und verließ Oberhoffen-sur-M. Mitte November, nachdem amerikanische Einheiten Strasbourg erreicht hatten. Bei Seltz wurde in der Nacht der Rhein überquert, wobei ein indischer LKW-Fahrer sein Leben verlor, bevor die Legion wieder in Deutschland angelangt war. Aus dem Raum Rastatt und Brühl heraus gelangte sie in zwei Tagesmärschen in die Gegend von Bretten bei Pforzheim und verbrachte hier in Bretten und den umliegenden Dörfern ab 29. November Wochen der Ruhe und Erholung. Am 23. Dezember 1944 begann die Verlegung der Legion in das Truppenlager Heuberg⁵⁵ und damit der letzte, hier nicht weiter zu verfolgende Abschnitt der Odyssee der Indischen Legion, der mit ihrer Auflösung und Kapitulation im Mai 1945 endete.

Desertion indischer und deutscher Legionsangehöriger

Die Stationierung der Indischen Legion in Frankreich erscheint in der Erinnerung deutscher Legionsangehöriger als ein Abschnitt der Legionsgeschichte, „der überwiegend lichte Farben zeigte“, da sich Inder und Deutsche in diesem Land „bald wie zu Hause fühlten“⁵⁶. Während einerseits die Tatsache der Desertion von Legionsangehörigen schlicht verneint wird, werden an anderer Stelle solche Vorkommnisse erwähnt, aber in keiner der wenigen autobiographischen Zeugnisse und auch

nicht in den Legionsakten werden sie hinsichtlich ihrer Umstände und quantitativen Größe im Überblick dargestellt. Auch wenn die Zahl der Desertionen im Vergleich zur Gesamtstärke der Legion gering ausfiel, kann nicht davon ausgegangen werden, daß „der Legionsverband geschlossen bis zur deutschen Grenze zurückgeführt werden konnte“ und es auf dem Rückmarsch nicht zur „Desertion von Legionären aus ihrem Truppenteil kam“⁵⁷. Wo Desertionen erwähnt werden, sind die Zahlenangaben ungenau, so z.B. wenn Legionsangehörige in ihren Veröffentlichungen behaupten, daß „wir bei den Absatzbewegungen in Frankreich unter den Indern nur vier Deserteure ... hatten ...“, während an anderer Stelle allein für das 3. Bataillon „höchstens 40 Überläufer“ angegeben werden.⁵⁸ Die Berichte lassen aber auch nicht die Schlußfolgerung zu, daß alle desertierten Legionsangehörigen „had to pay with their lives instead of being received by a friendly welcome by the enemy“⁵⁹.

Die gemeinsame Desertion einer Gruppe deutscher und indischer Legionsangehöriger zu Beginn des Rückzugs der Legion aus Frankreich verdient zumindest unter zwei Aspekten Aufmerksamkeit. Zum einen angesichts der Tatsache, daß diese gemeinsame Aktion auf Kräfte in der Legion verweist, die sich mit der Sinnfälligkeit eines solchen Schrittes seit längerem befaßt haben müssen, sich dazu untereinander auch ausgetauscht und nach der Landung der Alliierten die erste günstige Gelegenheit nach entsprechender Vorbereitung genutzt haben. Inwieweit diese Verständigung zwischen deutschen und indischen Legionsangehörigen im Vorfeld der Desertion den Charakter einer geplanten Verschwörung getragen hat, ist schlüssig aus der Quellenlage nicht zu beantworten, weil mit einer Ausnahme⁶⁰ keine weiteren Hinweise dafür existieren. Der tragische Ausgang der Desertion jener Inder, die von Angehörigen der Resistance erschossen wurden, dürfte zum anderen die Entscheidung weiterer Legionsangehöriger, ihren Beitritt zur Legion angesichts der sich täglich zuungunsten ihres Verbündeten veränderten Kriegslage rückgängig zu machen, in Erwartung eines ähnlichen Schicksals nachhaltig beeinflußt haben. Hierin dürfte eine der wesentlichen Ursachen dafür zu suchen sein, daß es auf dem Rückzug keine weiteren Desertionen von einiger Größenordnung gegeben hat.⁶¹

Die Desertion einer Gruppe deutscher Offiziere, indischer Soldaten und Unteroffiziere, von denen die wenigsten namentlich in den Quellen Erwähnung finden, erfolgte am 22. August 1944, nachdem die Legion die Stadt Ruffec erreicht und außerhalb von ihr Stellung bezogen hatte. Der Regimentsarzt Ernst Koch-Grünberg hatte über einen französischen Arzt Kontakt zur Resistance aufgenommen und mit ihm den Fluchtplan ausgearbeitet. Gemeinsam mit Dr. Koch-Grünberg verließen der Regimentsdolmetscher und Herausgeber des *Bhaiband*, Ernst Bannerth, und der Adjutantoffizier des 1. Bataillons, Heinrich von Trott zu Solz, zusammen mit einem deutschen Soldaten und einer Gruppe Inder die Legion. Zu letzteren gehörten die Mitarbeiter Dr. Bannerths bei der Herstellung der Legionszeitung Hassan Beg, Thakur und Jamil Ahmad.⁶² Die Zahl der indischen Legionsangehörigen bleibt eine Unbekannte, obwohl sie häufig mit etwa 30 Personen angegeben wird. Ruffec können sie auf keinen Fall mit der Gruppe Koch-Grünberg verlassen haben, denn diese hatte nur drei Pkw zur Verfügung und konnte die Stadtgrenze nach 20 Uhr auch nur deshalb passieren, weil Koch-Grünberg als Regimentsarzt vorgab, wegen eines Unfalls unterwegs zu sein.

Nach dem Treffen mit Resistance-Vertretern an einer alten Kapelle wurden sie in das Schloß Bourg-L'Archambault gebracht und dort unter strenge Bewachung ge-

stellt. Die ehemaligen deutschen Legionsangehörigen kamen in ein französisches Kriegsgefangenenlager. Die Inder wurden am 21. September 1944 in 4 LKWs abtransportiert, von denen ein LKW in einem Ort liegenblieb, der von der Wehrmacht zerstört worden und in dem es auch zu Übergriffen durch indische Legionsangehörige gegenüber der Zivilbevölkerung gekommen war. Die auf diesem LKW transportierten Inder wurden am nächsten Tag den lokalen Resistance-Kämpfern übergeben und in der Erinnerung eines ehemaligen Resistance-Kommandeurs der Region waren es „diese Inder, die nach Poitiers gebracht und hingerichtet wurden. Das durfte natürlich auf keinen Fall geschehen, aber man muß wissen, daß der lokale Maquis schon vorher auf unangenehme Weise mit den Indern Berührung hatte. Die Maquisards sind nicht immer leicht zu kontrollieren“⁶³. Diese Version deckt sich mit den Erinnerungen des ehemaligen Legionsangehörigen R.L. Fischer (Swami Agehananda Bharati):

„These 25 deserters first fell into the hands of the Communist Maquis who treated them very decently and promised to hand them over to the British or American Army which was closing up from behind. But soon a larger group of Anarchist Maquis entered the area and took hold of them. This Anarchist group had come down from Poitiers where several Indian soldiers had in the past committed atrocities (rape etc.). Moreover, in Ruffec itself three high ranking officers of the Maquis movement had been captured by the 2. I.N.A. Company and Court martialled, and shot on the spot.“⁶⁴

Ein französischer Augenzeuge hat den 22. September 1944 in Poitiers wie folgt erlebt:

„Ein Lastwagen kam mit etwa 20 oder 25 Indern ... und hielt ungefähr 50 m vor dem Balkon des Rathauses. Alle Leute, und es waren viele Leute auf dem Platz, die von der Arbeit kamen, schauten die Inder an. Das dauerte einige Sekunden, und ein Soldat der F.F.I. (Forces Françaises de l'Interieur – J. Oc.) stieg aus dem Führerhaus, eine Maschinenpistole im Arm. Er öffnete die hintere Klappe, er stieg auf den LKW und mähte die Inder nieder. Das ganze dauerte nur einige Sekunden. Die Inder fielen auf das Gesicht. Der LKW war von Schüssen durchlöchert, das Blut floß in Strömen. Die Reaktionen waren ganz unterschiedlich. Es gab Schreie und Flüche, aber auch Applaus, und dann war alles zu Ende. Der LKW ist dann in Richtung Präfektur abgefahren und verschwunden“⁶⁵.

Dieser Bericht korrigiert bzw. präzisiert die Angaben, die nach dem Krieg auf Anfrage des India Office und des Foreign Office von französischer Seite zu Protokoll gegeben worden sind. Danach habe es sich bei den 29 Erschossenen um Inder gehandelt, die bei Bourg-L'Archambault gefangengenommen worden seien. Sie hätten deutschen Einheiten angehört, die die Zivilbevölkerung in jener Region terrorisiert und auch Angehörige der Resistance getötet haben. Die konkrete Beschreibung der Umstände, die zum Tod der Inder führten, ließ Fragen offen, aber die britische Seite zweifelte nicht daran, „daß das Verhalten der Franzosen eine Reaktion auf die Haltung der Indischen Legion beim Rückzug war, da gefangene Inder anfangs gut von ihnen behandelt worden waren“⁶⁶.

Den Angehörigen der Legion wurde zum Vorgang der Desertation mitgeteilt, nachfolgende SS-Verbände hätten „die Deserteure samt und sonders erwischt und kurzweg an Bäumen aufgehängt, wo sie von indischen Kradmeldern gesehen wor-

den sind“⁶⁷. Diese Version war schwerlich aufrechtzuerhalten, denn noch in Ruffec wurden die indischen Legionsangehörigen durch Lautsprecherwagen mit der vertrauten Stimme eines desertierten Unteroffiziers in Hindustani aufgefordert:

„Wake up, Indians! The Germans are bound to lose the war; their days are numbered. The Germans wanted to dominate the whole world, but now quite a different fate is awaiting them ... Do not for a moment believe that they can ever be victorious. ... And bear in mind that had they won they would never have given you a Free India. ... If you ever want to see India free, join the Free French. Only a Free France could guarantee the freedom of India.“⁶⁸

Als die Legion auf dem Rückmarsch um Chateauroux Station machte, platzte die Lüge über den Verbleib der desertierten Legionsangehörigen gänzlich. Flugblätter mit folgendem Text in Hindustani, verfaßt von Legionsdolmetscher Bannerth, waren an verschiedenen Orten abgeworfen worden:

„Lauft zu den Franzosen über, wie wir es getan haben. Uns ist nichts passiert. Euch wird auch nichts passieren, wenn Ihr diesen Schein den französischen Posten vorzeigt. Bringt Eure Waffen mit. Macht die Deutschen unschädlich. Schießt sie nieder, wenn sie sich wehren. Jai – Azad Hind!“⁶⁹

In den Quellen ist nach den Ereignissen von Ruffec und Poitiers nur noch von wenigen Desertionsfällen die Rede, obwohl gerade „in den Herbsttagen des Jahres 1944 die feindliche Propaganda sehr aktiv (war)“⁷⁰. Der tragische Ausgang der Desertion indischer Legionsangehöriger, von dem die Legion auf ihrem weiteren Rückzug sicher Kenntnis erhielt, dürfte, wie bereits vermutet, ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, daß die „Inder unbegreiflicherweise alle der Legion treu (blieben)“⁷¹. Aus indischer Sicht gab es keine weiteren Desertionen, weil „the eyes of our men were not on what was happening before them but were directed towards their great but distant objective, the Freedom of India“⁷².

Die Reaktion auf die Desertion deutscher Legionsangehöriger im Offiziersrang läßt sich nur anhand weniger rückblickender Berichte rekonstruieren. Auf weitgehendes Verständnis stieß bei den Verfassern dieser Zeugnisse der Weggang Heinrich von Trotts aufgrund der Verhaftung seines Bruders Adam wegen dessen Zugehörigkeit zum oppositionellen Kreisauer Kreis nach dem Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juni 1944: „Daß v. Trott dies tat, begegnete durch die Nachricht von der Verurteilung und Hinrichtung seines Bruders Adam v. Trott, einer der führenden Köpfe des Widerstands gegen Hitler, vollem Verständnis.“⁷³ Die Tätigkeit Adam von Trott zu Solz’ im Sonderreferat Indien des Auswärtigen Amtes hatte aufgrund der Betreuung von Subhas Chandra Bose und der Realisierung von dessen Plänen während seines Aufenthaltes von 1941 bis 1943 in Deutschland auch einen mehr oder weniger direkten Kontakt zur Indischen Legion ergeben. Heinrich von Trott desertierte zwei Tage vor der Hinrichtung seines Bruders am 24. August 1944.

„Wir verstanden sie (Heinrich von Trott, Bannert und Koch-Grünberg – J. Oe.) speziell die beiden ersten sehr gut., Trott schon allein wegen der ‚Sippenhaft‘, waren aber doch irgendwie betroffen. Kann man als anständiger Kerl in solcher Lage die Flagge wechseln? Hatten wir nicht eine Schicksalsgemeinschaft der Deutschen in der Legion und zugleich mit den uns anvertrauten Indern?“⁷⁴

Aus indischer Sicht waren unter den wenigen desertierten Deutschen „particularly Grafs and Barons ... and they managed to take some opportunist Indians also with them. Such Indians had reportedly joined the Maquis and pursued the Legion for quite some distance... Having exploited their collaborators, the French killed many of them...“⁷⁵. Aus der Sicht anderer Legionsangehöriger war dieser Schritt eindeutig zu verurteilen und mit einem Gefühl großer Unsicherheit verbunden:

„Unsere Empörung kannte keine Grenzen, sahen wir doch darin ein unverantwortliches gegen die deutsch-indische Kameradschaft gerichtetes Schelmstück und eine furchtbare Gefährdung der ganzen Legion. Es war überhaupt nicht vorzusehen, wie unsere Inder auf diese Hiobsbotschaft reagieren würden, ob sie meuterten, ob sie auch überliefen, ob sie uns Deutsche umbrächten, um sich bei den Alliierten Liebling zu machen?“⁷⁶.

Der Legionsoberarzt Koch-Grünberg war sich der Konsequenzen des aus politischen Gründen erfolgten Übertritts zur Resistance bewußt, die darin bestanden, „daß Sie dann mit sofortiger Verfolgung rechnen müssen; Sie müssen auch zu allem entschlossen sein. Sie müssen entschlossen sein, die eigenen Kameraden unter Umständen als ihre bittersten Feinde anzusehen ... Sie müssen also einen absoluten Strich ziehen unter die Vergangenheit, was übrigens ganz, ganz schwer ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Es war wahrscheinlich viel leichter dabeizubleiben. Das haben ja auch die meisten Deutschen gemacht“⁷⁷.

Die wenigen hier ausgebreiteten Fragestellungen zur Stationierung der Indischen Legion in Frankreich haben deutlich gezeigt, daß es sich um ein vielschichtiges Phänomen handelt, welches sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht nur angesichts beträchtlicher Materiallücken und unterschiedlicher Wertungen aus indischer, deutscher und französischer Sicht einer abschließenden Beurteilung noch entzieht. Aus der Zusammenstellung der dokumentierten Sachverhalte läßt sich aber doch vermuten, daß nicht wenige Legionsangehörige in der Schlußphase des Ringens um Indiens Unabhängigkeit auch unter Berücksichtigung ihrer Erfahrungen in Frankreich sich verstärkt die Frage sowohl nach der Sinnfälligkeit und Bedeutung ihrer Entscheidung als auch über Charakter und Potenz von Bündnispartnern im Kampf um die Freiheit ihres Vaterlands gestellt haben dürften. Möglicherweise sind solche Überlegungen aber auch verdrängt worden, nachdem bei Kriegsende breite Kreise der indischen Öffentlichkeit entschieden und mit Erfolg dagegen protestiert hatten, daß die von ihnen als patriotische Tat qualifizierte Entscheidung, in den Reihen der Indischen Legion mit Unterstützung der Achsenmächte für die Befreiung Indiens von britischer Fremdherrschaft gekämpft zu haben, einer strafrechtlichen Beurteilung durch die Kolonialmacht unterzogen werden sollte.

Anmerkungen

- 1 Im Jahre 1984 wurden dem Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg, 48 Texte in Form von Dokumenten und Berichten in drei Mappen übergeben, die sich im Besitz ehemaliger deutscher Legionsangehöriger befanden bzw. von ihnen erstellt worden sind. Angaben aus diesen Legionsakten erscheinen im folgenden als LA mit der Numerierung I bis III für die jeweilige Mappe und der entsprechenden Seitenzahl. Eine Inhaltsangabe der Mappen findet sich bei Rudolf Hartog, *Im Zeichen des Tigers. Die Indische Legion auf deutscher Seite 1941-1945*, Herford 1991, S. 223-224.
- 2 LA II/60.
- 3 LA, III/9
- 4 LA, III/84. „This area was specially selected because of the milder climate of that region“ (N. G. Ganpuley, *Netaji in Germany. Little Known Chapter*, Bombay 1959, S. 144).
- 5 Eine Kartenskizze dieses Raums findet sich bei Hartog, a.a.O., S. 105.
- 6 Unteroffizier Robert Frese von der 12. Kompanie als unmittelbar Beteiligter erinnerte sich später: „Das Herstellen von MG-Nestern, Panzerdeckungslochern oder kleinen Holzbunkern, die in den Flugsand unterirdisch in den Kamm der Dünen eingebaut werden mußten, war eine Sisyphusarbeit. Man konnte dort nicht graben wie in anderem Gelände, denn der Sand rieselte ständig nach“. Zit. bei Hartog, a.a.O., S. 107.
- 7 Eugen Rose (Hg.), *Azad Hind. Ein europäisches Inder-Märchen oder Die 1299 Tage der Indischen Legion in Europa*, Wuppertal o. J., S. 50-51 und 69 f.
- 8 Der handschriftlich in Urdu- und Devanagari-Schrift verfaßte und mit Zeichnungen versehene „Bhaiband“ (Kamerad) brachte es mit Unterbrechungen auf 200 Ausgaben, ehe dieses von einem seiner Herausgeber als „das größte Käseblatt des Jahrhunderts“ bezeichnete Pamphlet Anfang 1945 in dem kleinen Ort Volkertshausen nahe der Schweizer Grenze letztmalig erschien (Vgl. Hartog, a.a.O., S. 133; Rose, a.a.O., S. 79-88 und 201; Gurbachan Singh Mangat, *The Tiger Strikes. An Unwritten Chapter of Netaji's Life History*, Ludhiana 1986, S. 163). Für die bei Mangat zu findende Angabe (ebenda), Hindustani sei im *Bhaiband* in romanischer Schrift verfaßt worden, konnte der Verfasser keinen Beleg finden.
- 9 Der genaue Zeitpunkt der Sendeaufnahme wird mit dem 23. Mai 1944 (Hartog, a.a.O., S. 133) bzw. dem 25. Juni 1944 (Rose, a.a.O., S. 70) angegeben.
- 10 LA, I/64, 66.
- 11 Vgl. Hartog, a.a.O., S. 106 und S. 129 und Rose, a.a.O., S. 118-120. „... some 500 Indian P.O.W. were brought to Lacanau from an Indian P.O.W. Camp to be put in the neighbourhood of the Legion troops for ‚conversion‘. They were placed in charge of an Indian officer ... When he realised that he would not be able to win over a majority from these P.O.W.'s he devised most atrocious methods, in which he out-heroded Herod, in order to break their spirit of resistance and their morale“ (A Short Account of Subhas Chandra Bose and the Indian National Army in Germany Prepared by Dr. R.L. Fisher (Swami Agehananda Bharati). In: Tilak Raj Sareen, *Subhas Chandra Bose and Nazi Germany*, New Delhi 1996, S. 421. „... the P.W. were often illtreated. It became a custom to make the prisoners come to Lacanau to be shown the advantages of Legionarie's life and those who would not join were given further illtreatment and then sent to a concentration camp at Epinal“ (Translation of a statement made in France by Dr. Ernest Bannerth, Capt. 950 Regt. Refers to the nefarious activities of the Indian Legion. In: Sareen, a.a.O., S. 387).
- 12 LA, III/45 ff. Zu abweichenden Angaben und Einschätzungen dieses Lagers vgl. LA, III/45-48 und Mangat, a.a.O., S. 146-147
- 13 Vgl. Hartog, a.a.O., S. 73; Rose, a.a.O., S. 100 f. Anders die Angabe eines ehemaligen deutschen Offiziers in der Legion: „Mit dem Übertritt zur Legion verloren die Inder den Status als Kriegsgefangene...“ (TV-Beitrag des Hessischen Rundfunks 1996 von Arndt Breustedt mit dem Titel „Mit Turban und MG. Die Indische Legion in der Deutschen Wehrmacht. Im folgenden abgekürzt TV-Beitrag). Gegenüber dem Roten Kreuz wurde argumentiert „that the parcels were meant for prisoners who could not be contacted owing to an outbreak of an epidemic“ (Bannerth in: Sareen, a.a.O., S. 386).
- 14 Vgl. Rose, a.a.O., S. 76 f. und Hartog, a.a.O., S. 128.
- 15 „... it is quite certain, that the majority of the volunteers ... did not volunteer exclusively for

- patriotic reasons. Life in the Nazi prisoner-of-war camps was hard and the food poor; and in order to encourage Bose's recruiting, Indian prisoners of war were now deprived of almost all the rights guaranteed to them by the Geneva Convention, including the right to receive food parcels from home. On the other hand, if an Indian prisoner-of-war volunteered for Bose's army he was immediately vastly better off" (Swami Agehananda Bharati, *The Ochre Robe*, London 1961, p. 50).
- 16 Hartog, a.a.O., S. 139; Rose, a.a.O., S. 193.
- 17 LA, II/91 (2. Seite); Rose, a.a.O., S. 48.
- 18 Mangat, a.a.O., S. 194.
- 19 Vgl. Rose, a.a.O., S. 120-123 und Mangat, a.a.O., S.164-165.
- 20 Zu unterschiedlichen Beschreibungen und Wertungen dieses Vorgangs vgl. Mangat, a.a.O., S. 196-199; Rose, a.a.O., S. 41 und die dazu von Oberleutnant Ulrich von Kritter im August 1943 in Holland angestellten Überlegungen in LA, I/136-137.
- 21 Rose, a.a.O., S. 41.
- 22 LA, II/91 (2.Seite).
- 23 Bharati, a.a.O., S. 56 und 60. Ders. In: Sareen, a.a.O., S. 420.
- 24 Vgl. Mangat, a.a.O., S.163 f.; Rose, a.a.O., S. 112-114.
- 25 Vgl. Rose, a.a.O., S. 54 f.
- 26 Ebd., S. 60.
- 27 Beispiele dafür finden sich bei Mangat, a.a.O., S. 174-176 und bei Rose, a.a.O., S. 71-72. Eine vom Autor vermutete Verbindung zwischen der Legion und der Spionagetätigkeit einer Inderin in Frankreich im Dienste der Alliierten hat sich nicht bestätigt (Vgl. Jean Overton Fuller, *Noor-un-nisa Inayat Khan*, London and The Hague 1988).
- 28 Bannerth in: Sareen, a.a.O., S. 387. Hartog, a.a.O., S. 136 f., dessen Bericht sich auf die Angaben von Mangat (a.a.O., S. 175-176) bezieht.
- 29 Ausführungen dazu bei Rose, a.a.O., S. 73-74. Ob die Feststellung Mangats, wonach im Unterschied zum Einsatz am Mont de Marsan „elsewhere, however, the Maquis suffered heavy casualties“ (a.a.O., S. 176) sich auf die Aktion im Wald von Hourtin bezieht oder auf Gefechte zwischen beiden Seiten an anderen Orten, läßt sich nicht verifizieren. Die Aussage hingegen, wonach ein indischer Legionsangehöriger, der einem mit dem Fallschirm abgesprungenen Angehörigen der US-Armee helfen wollte, erschossen wurde, dürfte sich mit großer Sicherheit auf die Region Hourtin beziehen (vgl. Bannerth in: Sareen, a.a.O., S. 387).
- 30 Ausführlich mit Beispielen bei Rose, a.a.O., S. 114-116.
- 31 Vgl. LA, III/49 ff und ausführlicher Hartog, a.a.O., S. 139 f.
- 32 Vgl. Bharati in: Sareen, a.a.O., S. 422.
- 33 „The Maquis fight for the liberation of France from the Germans and the Indians fight for the liberation from the British. It is a matter of sheer coincidence that your enemy happens to be our friend and our enemy happens to be your ally“ (Mangat, a.a.O., S. 177).
- 34 Vgl. Bannerth in: Sareen, a.a.O., S. 387.
- 35 Mangat, a.a.O., S. 181.
- 36 Zu den Details vgl. die Ausführungen bei Rose, a.a.O., S. 128-133, einschließlich der Namen der Toten, und Bannerth in: Sareen, a.a.O., S. 388..
- 37 Vgl. Bericht Unteroffizier Frese bei Hartog, a.a.O., S., 138 f.
- 38 Rose berichtet über entsprechende Aktivitäten, als begonnen wurde, Lebensmittel zu vernichten (a.a.O., S. 146 f.).
- 39 LA, II/66.
- 40 Ebd. Ganpuley gibt die Struktur der Legion wie folgt wieder: „The Legion consisted at this time (Sommer 1944 – J. Oe.) of three bataillons with three infantry companies, one machine-gun company, one infantry and artillery company, one pioneers' company and one tank-fighting company each. Then there were three bataillon staffs, the regiment staff with the news or information unit and the newly formed unit of 10,5 cm howitzer battery“ (Ganpuley, a.a.O., S. 159).
- 41 „Ich war in Poitiers bereits in solcher Untergangsstimmung, daß ich alles Mögliche und Unmögliche fortwarf...“ (Hartog, a.a.O., S. 142). „Ich halte es nicht mehr aus, diese tägliche Angst vor dem Kommenden. Entweder schieße ich mir eine Kugel in den Kopf oder ich laufe

- auch zu den Maquis über“ (Rose, a.a.O., S. 147). „Daß der Krieg für Deutschland verloren war, wurde den Leuten spätestens beim Rückzug aus Südfrankreich klar, wahrscheinlich vermuteten einige dies auch schon früher ... Ich habe jedenfalls in Erinnerung, daß der eine oder andere Inder schon einmal vorsichtig fragend die Möglichkeit eines evtl. Verbleibens in Deutschland zu ergründen versuchte“ (LA, III/86).
- 42 Vgl. Rose, a.a.O., S. 154-158; Hartog, a.a.O., S. 142-146.
- 43 LA, II/70.
- 44 Vgl. die Angaben bei Rose zum Superior der Redemptoristen von Les Sables d'Olonne (Rose, a.a.O., S. 149-153) und die Angaben der Bürgermeistereien von Arcay und Ardentes bei Hartog, a.a.O., S.146-148.
- 45 Hartog, a.a.O., S. 148.
- 46 Rose, a.a.O., S. 156, 159.
- 47 Die ersten Angaben finden sich bei Hans Franzen, *Aus meinem Leben und meiner Zeit*, Wiesbaden 1981, S. 102 und sind auszugsweise wiedergegeben bei Hartog, a.a.O., S. 144-145. Ausführlich berichtet Rose über die Verfahren in Luzy und bei Champlitte (Hartog nennt als Ort Frettes, Rose hingegen den Ort Jussey), bei denen er als Dolmetscher teilnahm (Rose, a.a.O., S. 168-171 und S. 177-179). „To my knowledge there were five cases of rape during the retreat ...“ (Bharati, a.a.O., S. 62).
- 48 Vgl. Milan Hauner, *India in Axis Strategy. Germany, Japan and Indian Nationalists in the Second World War*, Stuttgart 1981, S. 588 und die darauf bezugnehmende Fußnote bei Hartog, a.a.O., S. 145. Zu einem konkreten Übergriff durch einen Angehörigen der 10. Kompanie bei Yzeure vgl. Rose, a.a.O., S. 160-162.
- 49 Vgl. LA, III/9-10 und Rose, a.a.O., S. 163.
- 50 Zu den Ereignissen bei und in Dun-sur-Auron vgl. Mangat, a.a.O., S. 183; Rose, a.a.O., S. 166 und LA, II/70 f.
- 51 Zu den Ereignissen in dieser Region vgl. LA, II/71 f.; Hartog, a.a.O., S. 150-152; Rose, a.a.O., S. 172-175, und Mangat, a.a.O., S. 186-188.
- 52 Vgl. die Ausführungen zum Standgerichtsverfahren bei Rose, a.a.O., S. 176-177, und zu den Kampfhandlungen bei Mangat, a.a.O., S. 185-188.
- 53 Zum Rückzug der Legion von Plombières-les-Bains bis in das Lager Oberhoffen-sur-M. vgl. Hartog, a.a.O., S. 153 f; Rose, a.a.O., S. 181-186; LA, II/72-73 und Mangat, a.a.O., S.186-188. Als Daten für das Eintreffen der Legion in Oberhoffen-sur-Moder werden bei Hartog der 23. und bei Rose der 19. September 1944 angegeben.
- 54 Zum Thema „Indische Legion in der Waffen-SS“ vgl. die teilweise divergierenden Angaben bei Franzen, a.a.O., S.104; Hartog, a.a.O., S. 162-164; Rose, a.a.O., S. 187-190 und Sareen, a.a.O., S. 423.
- 55 Zur letzten Wegstrecke der Legion auf französischem Boden und zum Verbleib unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Deutschland vgl. Rose, a.a.O., S.190-196 ff. und Hartog, a.a.O., S. 166-167 ff.
- 56 Aus dem Bericht des Dolmetschers bei der 9. Kompanie über die Legion, zit. bei Hartog, a.a.O., S. 106.
- 57 Anschreiben Dr. Ulrich von Ritter vom 8.10. 1983 zur Übergabe seiner Tagebuchaufzeichnungen an das Militärarchiv. In: LA, I/83.
- 58 Rose, a.a.O., S. 37; LA, III/92.
- 59 Ganpuley, a.a.O., S. 166.
- 60 „Soon a secret conspiracy among the disgruntled German and Indian personnel took shape ... They plotted to destroy the Headquarters and to hand over all the strategical material to the enemy and to cross over with the entire unit to the enemy's ranks at the first opportunity“ (Bharati in: Sareen, a.a.O., S. 421).
- 61 Der Verweis auf die Desertion von rund 100 Legionsangehörigen nahe Epinal (Vgl. Sareen, a.a.O., S. 423) findet sich in keiner der anderen Quellen.
- 62 Vgl. Rose, a.a.O., S. 45; Hartog, a.a.O., S. 140, und TV-Beitrag, der Interviews mit Dr. Koch-Grünberg und den ehemaligen Legionsangehörigen Hans Kutscher, Benno Erhard und Hans Franzen, ehemaligen Angehörigen der Resistance und Augenzeugen der Erschießung indischer Legionsangehöriger in Poitiers enthält.

-
- 63 TV-Beitrag.
- 64 Sareen, a.a.O., S. 423.
- 65 TV-Beitrag. Nach Angaben eines deutschen Legionsoffiziers wurden „in den letzten Augusttagen auf dem Marktplatz von Poitiers 18 indische Soldaten ohne Spruch und Gericht öffentlich erschossen, zusammen mit deutschen Kriegsgefangenen“ (LA, II/68). Diese Version findet sich in wörtlicher Wiedergabe bei Ganpuley, a.a.O., S. 162.
- 66 Johannes Voigt, *Indien im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1978, S. 295, beschreibt den konkreten Hergang wie folgt: „Auf dem Platz in Poitiers habe ein gefangener ‚Hindu‘ beim Absteigen vom Lastwagen versucht, einen französischen Offizier zu erstechen. Der Offizier habe ihn erschossen. Daraufhin sei eine allgemeine Verwirrung entstanden, in deren Folge alle ‚Hindus‘ von den eingreifenden Wachsoldaten und anderen Widerstandskämpfern erschossen worden seien. Keiner der 29 getöteten ‚Hindus‘ habe Papiere zur Identifikation bei sich getragen. Allein ein Schlachtmesser wurde bei einem der Getöteten gefunden. Alle wurde auf dem ‚Fond de Misere‘ zwischen Clan und Grandpoint beerdigt“ (ebenda).
- 67 Rose, a.a.O., S. 146.
- 68 Mangat, a.a.O., S. 180.
- 69 Rose, a.a.O., S. 159 f.
- 70 LA, II/75. „Eines Morgens im französischen Partisanengebiet – die Inder waren nervös – fehlte mein Bursche (‚Nichtkombattant‘) nebst Fahrrad. Ich ahnte Desertion und stellte in meinem von ihm rangierten Gepäck oben auf – charmant verpackt – einige kleine Geschenke fest (englische Zigaretten aus den ominösen Rot-Kreuz-Paketen, die sie peinlicherweise noch bekamen, und anderes). Mir fiel ein, daß er mich am Abend zuvor in galanter Form zu einer Gans eingeladen hatte, was ungewöhnlich war (‚Vollbezahlt, Herr Leutnant‘). Er hatte sich von mir verabschiedet“ (Franzen, a.a.O., S. 103). „Der Bataillonskommandeur Dr. Kutscher hatte sein prächtiges schwarzes Pferd einem Feldwebel mit Pferdeverstand mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, es keinem anderen anzuvertrauen. Er tat es doch, gab es einem Inder ..., und der ritt das kostbare Pferd zu den Franzosen. Der Verlust des Tieres traf die IL härter, als der des Deserteurs und der Ungehorsam des Feldwebels, der bestraft wurde“ (Rose, a.a.O., S. 191). „... 7 Freiwillige ...sind während des Aufbruchs, im Trubel des Abmarsches aus den Quartieren am Rhein, spurlos verschwunden. Man hat nie wieder von ihnen gehört“ (LA, II/75).
- 71 Rose, a.a.O., S. 160.
- 72 Ganpuley, a.a.O., S. 163.
- 73 Hartog, a.a.O., S. 140.
- 74 Franzen, a.a.O., S. 104.
- 75 Mangat, a.a.O., S. 179.
- 76 Rose, a.a.O., S. 146.
- 77 TV-Beitrag.

Zwischen Imperium und Nation: Westafrikanische Veteranen der französischen Armee am Beispiel des spätkolonialen Obervolta

Brigitte Reinwald

Im Unterschied zu bisherigen Forschungen, die sich vor allem in militärhistorischer Perspektive mit dem Phänomen der „afrikanischen Armee Frankreichs“ beschäftigten, und anknüpfend an (wenige) sozialhistorische Arbeiten, in denen die Auswirkungen der Rekrutierung von Afrikanern für die Weltkriege auf wirtschaftliche, politische und soziale Verhältnisse in deren Herkunftsländern in den Blick genommen wurde, sollen hier die Kriegsschauplätze verlassen und die Aufmerksamkeit auf das Alltagsleben von Kriegsheimkehrern gerichtet werden. Der vorgelegte Beitrag präsentiert erste Ergebnisse des am Zentrum Moderner Orient betriebenen Forschungsprojektes: „*Tirailleurs Sénégalais*. Kriegsveteranen als Träger gesellschaftlicher Veränderungsprozesse im spätkolonialen Französisch-Westafrika“, im Rahmen dessen die aus den militärischen Erfahrungen hervorgegangenen Verhaltensweisen und Handlungsorientierungen afrikanischer Veteranen der französischen Armee untersucht worden sind, d.h. danach gefragt wurde, welchen Einfluß ehemalige Soldaten auf die politischen, kulturellen und sozialen Verhältnisse in ihren Heimatländern ausgeübt haben.¹ Untersuchungsregion ist die ehemalige Kolonie Obervolta, das heutige Burkina Faso, nach Mali das zweitwichtigste Reservoir für Rekruten in Französisch-Westafrika. Untersuchungszeitraum ist die mit Ende des Zweiten Weltkriegs eingeleitete und für die meisten afrikanischen Kolonien Frankreichs 1960 formal abgeschlossene Periode des Übergangs vom französischen Imperium zur staatlichen Unabhängigkeit. Die Unabgeschlossenheit und Multilateralität dieses Übergangs wird schon mit Blick auf die Kontinuität der afrikanischen Kriegsbeteiligung deutlich: Sie endete ja nicht 1945, sondern ging quasi nahtlos in die Aushebung von Rekruten für die französischen Kolonialkriege in Indochina (1946-1954) und Algerien (1954-1962) sowie für die Interventionen der französischen Armee u.a. in Libanon und Syrien (1945/46), auf Madagaskar (1947), in Tunesien und Marokko (1953/54) und anlässlich der Suezkrise (1956) über.

Afrikanische Veteranen des Zweiten Weltkrieges sahen sich im Zeitraum von 1945 bis 1960 von verschiedenen Seiten stark umworben. Erblickte zum einen die französische Kolonialadministration in ihnen eine Schlüsselgruppe für ihr Bestreben, die koloniale Ordnung aufrechtzuerhalten, so waren sie zum anderen auch für die politischen Parteien Französisch-Westafrikas in ihrem Kampf um politische Partizipation und Dekolonialisierung von Bedeutung, und nicht zuletzt verfolgten die Veteranen selbst bestimmte persönliche und Gruppeninteressen. Diese drei Perspektiven bzw. die Kollisionen, die sich zwischen diesen drei Gruppen in Verfolgung ihrer jeweiligen Interessen ergeben haben, sollen hier näher ausgeleuchtet werden. Zentrale Frage dabei ist, welche Spuren die „Fremdeinsätze“ afrikanischer Soldaten längerfristig im politischen, sozialen und kulturellen Alltag Obervol-

tas/Burkina Faso hinterlassen haben, d.h. wie sich Veteranen im spätkolonialen Alltag positioniert haben, von welchen Motiven ihr Handeln geleitet war und in welcher Form sich ihre Kriegserlebnisse und -erfahrungen in diesem Prozeß niedergeschlagen haben.

Voltaische Kriegsveteranen und die französische Kolonialadministration – Sichtweisen

Afrikanische Kriegsveteranen fanden in den periodischen Berichten des Pariser Büros für politische Angelegenheiten in den französischen Kolonien seit dem Zweiten Weltkrieg regelmäßig Erwähnung. Stellvertretend für viele ähnlich lautende Einschätzungen seien hier die Ausführungen des ersten Vierteljahresberichtes 1957 über die „anciens combattants et anciens militaires“ in Obervolta herangezogen und näher beleuchtet:

„La HAUTE-VOLTA est le Territoire qui fournit chaque année le plus fort pourcentage de militaires à l'Armée.

Les Voltaïques fournissent des tirailleurs dévoués et courageux mais lourds. Les Boussancé et Gourounsi, Samogo et Lobi sont très portés vers le métier militaire, tandis que les Mossi sont peu volontaires à l'engagement; ils renngagent toutefois par la suite.

Rentrés dans leurs foyers, les anciens militaires constituent une force importante amenant parfois quelques perturbations dans les villages en raison de leur standing de vie supérieur, des idées nouvelles qu'ils propagent et de leur indiscipline vis à vis des chefs.

Ils ont gardé cependant un excellent état d'esprit et sont prêts à répondre aussitôt présent à une convocation de l'Autorité Militaire. Il suffit de voir l'enthousiasme que les détachements de l'Armée déclanchent (sic!) lors de leur passages dans les villages.

Leurs droits sont maintenant en grande partie réglés et les revendications dans ce domaine de plus en plus rares.

Le nombre d'Anciens Militaires dépasse certainement 40.000, tandis que celui des Anciens Combattants atteint environ 7.000. Ceux-ci constituent la 8ème Association d'Anciens Combattants, dont le siège est à OUAGADOUGOU.

Chaque Cercle comprend une section locale.

Aucune remarque défavorable ne peut être faite à leur égard bien que l'embrigadement d'un certain nombre d'entre eux dans les rangs d'un parti politique les oblige à participer à des manifestations qu'ils devraient, par sagesse, éviter.“²

Die im Bericht so nüchtern gehaltene Erwähnung, daß noch 1957, d.h. im Kontext einer mehr als zehnjährigen Dekolonisationsdebatte – akzentuiert durch die französische Niederlage im Indochinakrieg (1954) und die Verurteilung der kolonialen Doktrin bei der ersten Konferenz von Bandung (April 1955) sowie im Rahmen der UN-Konferenz vom November 1955 – in ungebrochener Kontinuität Westafrikaner für die französische Armee rekrutiert wurden, um die algerische Befreiungsbewegung niederzukämpfen, ist ein bemerkenswertes, im Rückblick anachronistisch anmutendes Phänomen. Es verweist vor allem anderen auf das nationale Selbstverständnis Frankreichs, das Gaston Monnerville, der spätere Präsident des Republik-

rats, unmittelbar nach Kriegsende bereits auf den Punkt gebracht hatte: „... ne l’oublions jamais: sans l’Empire, la France ne serait aujourd’hui qu’un pays libéré. Grâce à son Empire la France est un pays vainqueur.“³

Frankreichs Bestreben, an seinen überseeischen Besitzungen festzuhalten und diese mit Hilfe seiner kolonialen Truppen zu sichern, fungierte zum einen als Kompensation der Niederlage gegen Deutschland und der Demütigungen der Vichy-Periode: „The bitterness of 1940 led, predictably, to a post-war wish to put the clock back to the pre-1939 era, and a belief in respect to empire that victor nations had every right to retain them.“⁴ Als handlungsleitend müssen darüber hinaus jedoch auch französische Befürchtungen in Betracht gezogen werden, in einer anglo-amerikanisch dominierten geostrategischen Neuordnung den Status als Großmacht einzubüßen, zumal die politischen Aktivitäten der Vereinigten Staaten in Nordafrika sowie Großbritanniens in Syrien und Libanon das Erstarken der dortigen Nationalbewegungen beförderten.⁵

Die ungebrochene koloniale Option Frankreichs nach dem Zweiten Weltkrieg schuf den Rahmen für die Ausgestaltung der Beziehungen zwischen Paris und den Bevölkerungen der überseeischen Territorien: In der Verfassung der 1946 gegründeten Französischen Union wurde die „unauflösbare Einheit“ der Union postuliert und damit jeglicher über eine begrenzte lokale Autonomie hinausgehenden Bestrebung zur Unabhängigkeit eine Absage erteilt.⁶ An diesem starren Arrangement, dessen Entwurf auf die Konferenz von Brazzaville (1944) zurückging, sollte Frankreich – ungeachtet der heftigen Erschütterungen, die ihm durch die nationalen Bewegungen auf Madagaskar, in Indochina und Algerien beigebracht wurden – schließlich bis zum Ende der 4. Republik 1958 festhalten. Vor diesem Hintergrund erwies sich die Verfügbarkeit loyaler militärischer Potentials aus den überseeischen Territorien – von dessen Vorzügen man sich bereits im Rahmen der alliierten Kriegseinsätze und anlässlich der Arbeitskämpfe in Frankreich 1946/47 hatte überzeugen können⁷ – von ausschlaggebender Bedeutung.

Von daher verwundert es nicht, daß, wie der oben angeführte Vierteljahresbericht für Obervolta verdeutlicht, afrikanischen Weltkriegsveteranen allgemein eine wichtige strategische, d.h. ordnungspolitische und symbolische Funktion beigegeben und dabei vor allem auf ihre Loyalität abgehoben wurde. Diese Veteranen verkörperten nämlich nicht nur die historische, auf den Zweiten Weltkrieg zurückweisende – allgemein unangefochtene, da in den Dienst der Befreiung vom Nationalsozialismus gestellte Legitimität des Unternehmens *Tirailleurs Sénégalais*,⁸ sondern sie sollten auch dazu beitragen, ein Klima der Akzeptanz für die anhaltenden Rekrutierungen zu schaffen, deren Rechtfertigung im Kontext der 1950er Jahre ungleich schwieriger zu vermitteln war, sowohl, was die Einsatzregionen – Indochina und Algerien – betraf, als auch im Hinblick auf die Aktivitäten der Dekolonisationsbewegungen in den jeweiligen westafrikanischen Territorien selbst. Die ordnungspolitische Funktion der Veteranen blieb jedoch nicht auf ihre Mithilfe bei der reibungslosen Rekrutierung militärischen Nachschubs beschränkt; die ihnen zugedachte Aufgabe war es darüber hinaus, im Alltag zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung beizutragen:

„Les Anciens Combattants constituent un élément intéressant de la population. Ils comprennent le Français, sont débrouillards et avisés, ont le sens de la hiérarchie et, grâce à cela, rendent d’utiles services dans les villages, lors des re-

censements, palabres, conciliations. Ils permettent d'organiser à certaines occasions un petit service d'ordre.

Le Chef de Subdivision tient à se les faire présenter à chaque passage dans un village. Chacun d'eux est fier de citer ses campagnes et d'arborer ses médailles. Un mot à chacun, et une excellente ambiance est tout de suite créée. Ils constituent un élément d'ordre qu'il est impossible de négliger.

... Pour les jeunes parfois turbulents, ils sont des conseillers, quelques fois un peu rudes, toujours écoutés.⁹

Wie hier angedeutet, spielte die Armee-Sozialisation mit ihren Ordnungs- und Gehorsamkeitsprinzipien eine wichtige Rolle bei den Versuchen, die Veteranen als Intermediäre der französischen Administration zu gewinnen. Förderlich hat nicht zuletzt wohl auch gewirkt, daß mit General de Gaulle eine von den Veteranen verehrte väterliche Integrationsfigur Ende der 1950er Jahre (wieder) französisches Staatsoberhaupt geworden ist; ihm sollte es schließlich u.a. 1958 anlässlich des Referendums für die *communauté franco-africaine* gelingen, das Gros der afrikanischen Veteranen hinter sich zu versammeln.¹⁰ In jedem größeren Bezirksort verfügten die ehemaligen Soldaten über ihr Vereinshaus, das *maison du combattant*, wo sie ihre Tradition pflegen und sich als soziale Gruppe konstituieren konnten, das aber auch als Blitzableiter für ihren Unmut und Protest diente.¹¹ Hinzu kamen symbolische Gratifikationen wie die Verleihung einer inflationären Menge militärischer Verdienstorden¹² und die Aufmärsche anlässlich der Besuche von Regierungsvertretern und zu französischen Nationalfeiertagen, in denen die Veteranen ihren festen Platz hatten, und die als eine Art Stimmungsbarometer für den *état d'esprit* der ehemaligen Soldaten betrachtet werden konnten.¹³

Die Haltung der französischen Administration gegenüber den westafrikanischen Veteranen zeichnete sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg durch anhaltenden und rassistisch motivierten Paternalismus aus, wie er in beiden oben zitierten Auszügen anklingt. So unterstellte man ihnen nicht nur allgemein eine naive und mittels einfacher Sympathieerweise leicht zu gewinnende Zutraulichkeit, sondern beurteilte sie im einzelnen nach ihrer jeweiligen – angeblich ethnisch motivierten militärischen Disposition, eine Wertschätzung, in der die im Kontext des Ersten Weltkriegs für die „Kriegerische-Rassen-Doktrin“ herangezogenen Stereotypen und Rassenkategorien fortgeschrieben wurden.¹⁴ Diese Verhaltens- und Wertmaßstäbe sind weder auf die Beziehungen zwischen Kolonialadministration und Veteranen bzw. Soldaten beschränkt, noch handelt es sich bei ihnen um ein rein koloniales Spezifikum. Mit Blick auf die koloniale Situation erscheinen sie als typische Äußerungsformen, die einem allgemeineren Repertoire von Verhaltens- und Werteinstellungen entstammen, welche die Beziehungen zwischen Kolonialadministration und Kolonisierten im historischen Längsschnitt geprägt haben. Eine vergleichende Lektüre kolonialer Dokumente mit Kriegserinnerungen, aber auch fachspezifischen Veröffentlichungen befehlshabender französischer Offiziere fördert in den meisten Fällen vergleichbare paternalistische Einstellungen und rassistisch motivierte Werturteile gegenüber afrikanischen Mannschaftssoldaten und (Unter)offizieren zu Tage.¹⁵ Die dabei festzustellende teilweise verblüffende Übereinstimmung der Sichtweisen von Armee- und Kolonialverantwortlichen deutet auf wechselseitige Übertragung und „Tradierung“ dieser Wert- und Verhaltensmuster hin. Innerhalb der Armee haben sich jene Stereotypen wohl nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer weit über den

Zweiten Weltkrieg hinaus bestehenden Prädominanz der „weißen“ Befehlsebene innerhalb der Regimenter der *Tirailleurs Sénégalais* halten können: noch 1954 standen 850 französischen ganze 23 afrikanische Offiziere gegenüber.¹⁶ Und auch die mit den Reformen zur *valorisation des cadres africains* 1955/56 eingeleitete sukzessive Afrikanisierung des Offizierkorps der afrikanischen Armee Frankreichs, wie die ehemaligen „Regimenter der Senegalschützen“ nunmehr genannt wurden, brachte keine wesentlichen Veränderungen auf der Ebene der Werthaltungen mit sich.¹⁷

Einiges spricht dafür, daß die erwähnten Schemata in der Praxis mitunter beträchtlichen Einfluß auf Karrieren innerhalb der Armee hatten. So befanden sich etwa unter den von Nancy Lawler 1985 bis 1987 interviewten Veteranen aus dem Norden der Elfenbeinküste überdurchschnittlich viele Lobi, die eine 15- bzw. 25jährige Dienstzeit abgeleistet hatten und dabei mehrfach befördert worden waren.¹⁸ Eine vergleichbare Häufung für Obervolta/Burkina Faso läßt sich in der Provinz Sourou, dem Siedlungsgebiet der San – den als „très bons tirailleurs“ inventarisierten „Samo“, feststellen: von 17 interviewten Veteranen konnten 12 auf eine mindestens 12jährige Militärzeit inklusive diverser Beförderungen zurückblicken.¹⁹ Auffällig ist hier darüber hinaus, daß beide erwähnte Veteranengruppen aus segmentären Gesellschaftsformationen kommen. Schließlich kann in einem weiteren Punkt auf einen Prozeß der *self-fulfilling prophecy* geschlossen werden, insofern sich unter den insgesamt 36 voltaischen Kandidaten, die zwischen 1956 und 1965 in der *Ecole de Formation des Officiers Ressortissants des Territoires d’Outre-Mer* in Fréjus die Offiziersausbildung absolvierten, fast ausschließlich Repräsentanten der als kriegstauglich eingeschätzten Bevölkerungsgruppen – Mossi, San (Samo), Gurunsi und Bobo-Dioula – befanden,²⁰ die also gewissermaßen den qua ethnischer Etikettierung in sie gesetzten Erwartungen gerecht geworden sind.

Archivzeugnisse und Lebensberichte voltaischer Veteranen lassen auf eine weitgehend positive Resonanz der ehemaligen Soldaten auf ihre Umwerbung durch die französische Kolonialadministration schließen. Es wäre allerdings zu weit gegriffen, daraus ihre „unerschütterliche Loyalität“ gegenüber Frankreich abzuleiten.²¹ Allgemein ist zunächst einmal festzustellen, daß die Loyalitätsbekundungen der Veteranen – im Sinne der *corporate identity* – in erster Linie der Armee galten, die sie als von den Zivilbehörden zu unterscheidende Institution wahrgenommen haben.²² Darüber hinaus wurde ihr Vertrauen in Frankreich mittelfristig – in vielen Fällen bis heute – in einem zentralen Punkt erschüttert: ihre rechtliche Diskriminierung in Fragen der Entschädigungs- und Rentenzahlungen sowie die jahrelange Verschleppung in der Bearbeitung ihrer Ansprüche.

Voltaische Veteranen und der französische Staat – die Rentenfrage

„... jusqu’à présent, la France n’a pas voulu nous donner droit. Vraiment ça nous a découragés. Alors que aux moments de combats, les balles tuaient tout le monde, sans distinction. Il n’y a pas question que ça c’est un Africain, ça c’est un Européen. On a renversé tout le sens, c’est le sens d’apartheid ... Actuellement les anciens combattants des Africains, ils meurent actuellement là par le chagrin parce que la pension ne suffit pas. Ils touchent la pension. Avant qu’ils ne touchent même pas la petite pension là, ils vont passer au crédit. Mais

quand la petite pension est arrivée, ils remboursent le crédit et ils commencent encore à zéro ... l'Association des Anciens, euh, la Fédération Mondiale des Anciens Combattants qu'on lutte pour la même cause jusqu'à nos jours. Il n'y a pas eu gain de cause."²³

Stellvertretend für viele bittere Klagen der von mir interviewten Veteranen, Frankreich komme bis heute seinen Pflichten ihnen gegenüber nicht nach, bringt der Vizepräsident der Veteranenvereinigung von Bobo-Dioulasso in diesem Statement die als brennende Ungerechtigkeit empfundenen anhaltenden Disparitäten in den Renten afrikanischer und metropolitaner Veteranen zum Ausdruck. Die Ungleichbehandlung ehemaliger afrikanischer Kombattanten gegenüber ihren französischen Kameraden im Hinblick auf Alters-, Invaliditäts-, Witwen- und Waisenrenten wie auch die langjährige – und zum Teil bis heute anhaltende Verschleppung in der Bearbeitung ihrer Belange durch die französischen Behörden sind jedoch nur Teil einer höchst komplexen Problematik, deren rechtliche Grundlagen und politische Dimensionen an dieser Stelle nicht in allen Details wiedergegeben werden können. Zusammengefaßt seien hier lediglich die wichtigsten Entwicklungen.²⁴ So wurden per Dekret vom 16.01.1947 die Renten afrikanischer *anciens combattants* – Mannschaften wie Ränge – auf etwa 50% des Satzes ihrer metropolitanen Kameraden festgesetzt und den Afrikanern dieselben prozentualen Erhöhungen wie letzteren zugestanden. War diese Maßnahme – die bereits eine wesentliche Verbesserung darstellte – keineswegs dazu angetan, Unmut und Protest afrikanischer Veteranen und Politiker zu mindern, so schien sie aufseiten der französischen Regierung damals das Maximum dessen, was sie bereit war zu konzedieren. Abgesehen von der äußerst prekären Finanzlage Frankreichs nach dem Krieg sind dafür vermutlich auch Bedenken kolonialpolitischer Natur verantwortlich, wie sie etwa Robert Delavignette, damaliger Generalsekretär des Pariser Büros für politische Angelegenheiten in den französischen Kolonien, äußerte:

„Nous ne pouvons appliquer brutalement ces textes [application du barème du 31 mars 1919 qui régit les pensions des anciens combattants métropolitains et nord-africains, B.R.] dans des sociétés encore dépourvues d'état-civil et où la structure familiale ne ressemble en rien à la nôtre. Alors qu'au début ces modifications semblaient presque naturelles, dans la pratique des choses vous risquez de faire de l'Africain un puissant politicien par l'argent qu'il touchera et aussi un 'ramasseur de femmes' dans un pays où l'homme paie une dot pour avoir une femme. C'est très délicat.“²⁵

Es bedurfte Jahre ausdauernder parlamentarischer und Lobbyarbeit seitens afrikanischer Politiker und einer Zuspitzung außerparlamentarischer Protestaktionen, bevor am 08.08.1950 das „Gleichheitsgesetz“ in Kraft trat. Dessen Verabschiedung garantierte indes keine faktische Gleichstellung in allen Punkten:

„... first the law was not applied to disabled veterans until 1952; second, a 'temporary indemnity' was not extended to Africans; third, concessions on loans and cash advances were never granted to Africans; and lastly, throughout the entire colonial period the French treasury paid serving African soldiers and civil servants in CFA francs but issued their pensions in metropolitan francs, which had half the value.“²⁶

Diesen trotz seiner Unzulänglichkeiten von den Veteranen begrüßten Reformprozeß bremste Frankreich schließlich mit dem Ende 1959 verabschiedeten Gesetz über die „Einfrierung“ der Renten. Pensionen, Renten und Unterhaltszahlungen an die Berechtigten aus der ehemaligen *Union Française* wurden in individuelle Entschädigungszahlungen umgewandelt, deren Höhe sich aus den zum Zeitpunkt der Umwandlung in Kraft befindlichen Tarifsätzen errechnete.²⁷ Dies bedeutete nicht nur, daß afrikanische Rentenempfänger/innen fortan von künftigen Erhöhungen der Bezüge abgekoppelt, sondern auch, daß diese Zahlungen künftig nicht mehr auf Witwen und Nachkommen von Veteranen übertragbar waren. Diese Umwandlung wurde in Form bilateraler Abkommen mit den westafrikanischen Staatsechefs beschlossen und trat für Obervolta am 01.02.1962 in Kraft. Abgesehen von zwischenzeitlich erfolgten geringfügigen Anhebungen, die in der alleinigen Verfügung Frankreichs stehen, ist diese gesetzliche Regelung bis heute gültig, und es verwundert nicht, daß sie bei den Veteranen für anhaltende Empörung sorgt, welche sie als in die Gegenwart verlängerte Anwendung kolonialer Rechtsprinzipien empfinden, gegen die sie – bislang ohne Erfolg – juristisch vorgehen.

Aufstellung: Proportion zwischen *anciens militaires* und *anciens combattants* in Obervolta

Jahr	Anciens combattants	Bezieher von Invaliden-, Witwen- und Waisenrenten, andere (<i>médailleurs</i>)	Anciens militaires
1957	7 000 (geschätzt)	keine Angaben	40 000 (geschätzt)
1963	10 601	4 995	keine Angaben
1971	12 738	8.125	150 000

Quelle: CAOM, Affaires politiques, Carton 2245, Dossier 4: Notice sur la Haute-Volta; Jean Sainteny, *Les anciens combattants en Afrique noire et à Madagascar*, Paris 1963, S. 51 und 53; Office National des Anciens Combattants de la Haute-Volta, Dossier mis à jour le 17 septembre 1971. In: Archives de l'Office, Ouagadougou.

Ungleichbehandlung bzw. Benachteiligung trat und tritt jedoch nicht nur im Verhältnis von afrikanischen zu metropolitane Veteranen auf; auch intern bestand ein auf die französische militärische Nomenklatur zurückzuführendes Gefälle. Die Heterogenität innerhalb der Gruppe afrikanischer ehemaliger Soldaten klingt bereits in den Zahlenangaben im oben zitierten Vierteljahresbericht 1957 an: Der weitaus größte Teil von ihnen waren *anciens militaires*, ehemalige Soldaten, von denen das Gros seine dreijährige Wehrpflicht abgeleistet hatte – unter die seit ihrer Dekretierung 1912 in den Kolonien Französisch-Westafrikas alle für tauglich befundenen Männer ab 20 Jahren fielen – und ins Zivilleben, zumeist in die Landwirtschaft, zurückgekehrt war. Wer sich darüber hinaus verpflichtet hatte, wurde nach Ablauf einer Dienstzeit von 10 Jahren mit einer *prime de libération* abgefunden, hatte nach 15jähriger Dienstzeit dann Anspruch auf die *pension proportionnelle*, auch *petite pension* genannt, und schließlich nach 25 Jahren auf die volle oder *pension d'ancienneté*.

Als *ancien combattant* mit Rechtsanspruch auf eine kleine diesbezügliche Pension galt nur, wer 90 aufeinanderfolgende Tage Fronterfahrung nachweisen konnte bzw. mindestens sechs Monate nachweislich in Kriegsgefangenschaft verbracht hatte oder schwer kriegsbeschädigt war. Nur anerkannte ehemalige Kombattanten besaßen einen Ausweis, der ihnen gleichzeitig die Mitgliedschaft in der jeweiligen *Association des Anciens Combattants et Victimes des deux Guerres* sicherte. Nur sie konnten Anspruch auf einen *emploi réservé*, einen der für Veteranen bereitgestellten Arbeitsplätze in der öffentlichen Verwaltung bzw. eine Weiterbeschäftigung im kolonialen Polizei-, Forst-, Post- und Krankenwesen erheben.²⁸

Bei der praktischen Umsetzung dieser Vorgaben kam es zu zahlreichen Unregelmäßigkeiten sowie sich über lange Jahre hinziehende rechtlichen Auseinandersetzungen zwischen Veteranen und französischen Behörden über Pensionsberechtigungen und die Ausstellung von Ausweisen. Bis 1950 bestand das Hauptproblem vorwiegend in der Erfassung und Registrierung der nach ihrer Demobilisierung geographisch weit verstreuten ehemaligen Soldaten – ein Umstand, für den einerseits sowohl Personalknappheit in der Kolonialverwaltung, infrastrukturelle Unzulänglichkeiten, aber auch eine durch Rechtsunsicherheit und komplizierte bürokratische Prozeduren bedingte Verzögerung in der Bearbeitung verantwortlich waren. Beredtes Zeugnis legen in diesem Zusammenhang die Berichte des 1948 mit einer umfassenden Prospektionskampagne betrauten französischen Hauptmanns Henri Liger ab. Im Verlauf seiner zweijährigen Tournee durch sämtliche Territorien Französisch-Westafrikas stellte sich zudem heraus, daß nicht nur die Belange der Veteranen des Zweiten Weltkrieges der Bearbeitung harften, sondern daß auch über 29 000 Veteranen aus dem Ersten Weltkrieg bzw. ihren Rechtsnachfolgern bis dahin keine Aufmerksamkeit geschenkt worden war. Von 264 673 Fällen, welche die Liger-Kommission zur Bearbeitung aufgenommen hatte, konnten bis Ende Mai 1950 etwa 60% d.h. 162 692 geklärt werden; bezüglich Obervoltas lag die Klärungsrate etwas niedriger (32 565 von 56 878, d.h. 57%).²⁹ Dieser unermüdlichen Arbeit der Liger-Kommission ist es nach Echenberg zu verdanken, daß ab Ende 1950 die Vertrauenskrise zwischen Frankreich und den westafrikanischen Veteranen sukzessive abflaute, insofern letztere zumindest den Eindruck hatten, man kümmere sich um ihre Belange.³⁰

Hinter diesem gemäßigt positiven Gesamtbild verbergen sich jedoch zahlreiche Fälle, in denen es Veteranen aus verschiedenen Gründen bis heute nicht gelungen ist, Ansprüche auf Entschädigungen oder Renten der einen oder anderen Art geltend zu machen, sei es, daß sie ihren Wehrpaß verloren bzw. in deutscher Kriegsgefangenschaft abgenommen bekommen hatten, nachlässige oder ihnen schlecht gesonnene Vorgesetzte Dienst- bzw. Einsatzzeiten unterschlugen, sich die geforderte Beibringung von Fotografien und Bescheinigungen aller Art für sie als unüberwindbares Hindernis erweisen sollte oder daß schließlich der mittlerweile beträchtliche zeitliche Abstand von den Ereignissen sowie physische wie psychische Beeinträchtigungen eine Klärung unmöglich machten.

Anders als in Indochina, Madagaskar und Algerien, wo Veteranen bzw. aktive Soldaten der französischen Armee zu einer der Schlüsselgruppen der bewaffneten antikolonialen Bewegungen wurden,³¹ ist die von Frankreich immer wieder beschworene Ergebnis seiner *force noire* in Französisch-Westafrika nach dem Zweiten Weltkrieg in dieser Hinsicht nie ernsthaft auf die Probe gestellt worden.

Obwohl auch in den westafrikanischen Territorien nach dem Zweiten Weltkrieg eine allgemeine politische Radikalisierung einsetzte, die sich in überregionalen Streikbewegungen und anderen öffentlichen Manifestationen politischen und sozialen Protests artikuliert, waren hier die Voraussetzungen für eine der vietnamesischen, madegassischen oder algerischen Entwicklung vergleichbaren Eskalation bis zum Ende der französischen Kolonialherrschaft nicht gegeben. Während sich im Falle ziviler westafrikanischer Eliten vor allem deren durch *assimilation* und politische Kooptation gefestigte enge Bindung an Frankreich letztendlich als ausschlaggebender mäßigender Faktor erwiesen haben mag,³² ließe sich für die Gruppe der Veteranen diesbezüglich die oben skizzierte Heterogenität ins Feld führen, innerhalb derer der Zugang zu materiellen Ressourcen, sozialen Aufstiegsmöglichkeiten und Prestige abgestuft und hierarchisiert war, und wodurch in der Folge übergreifende Solidarisierungsprozesse verhindert worden sind.

Veteranen haben in verschiedenen Regionen Französisch-Westafrikas jedoch durchaus eine Rolle in den politischen Bewegungen der 1940er und 1950er Jahre gespielt. Die Hintergründe für das politische Engagement ehemaliger Soldaten einerseits und ihre Funktion als kritische Masse westafrikanischer Parteien andererseits sollen im folgenden Abschnitt am Beispiel der Südwestregion Obervoltas näher betrachtet werden.

Voltaische Veteranen und die Dekolonisationsbewegung – „*Il n’y a plus la force!*“

Grenzerfahrungen und Traumata verschiedenster Art während der Alliierten Operationen in Italien, der Provence und in Ostfrankreich, Hunger, Folter und Zwangsarbeit in den deutschen Stalags und nicht zuletzt miserable Bedingungen in den südfranzösischen Militärcamps und Behelfslagern, in denen die Demobilisierten mangels Transportmöglichkeiten unverhältnismäßig lange auf ihre Rückkehr warten mußten, hatten unter den ersten Kontingenten afrikanischer Soldaten, die ab Herbst 1944 repatriert worden sind, tiefgreifende Bewußtseinsänderungen bewirkt, welche sensiblen Beobachtern aus französischen Armeekreisen nicht entgangen sind:

„Ainsi, au cours de l’année 1945, un grand mécontentement a gagné les tirailleurs Sénégalais de toutes les unités sejourant en France. Particulièrement sensible dans les camps de rapatriables, il se manifesta également, quoiqu’avec moins de vigueur, dans les unités constituées de tirailleurs non rapatriables. Le Tirailleur a en effet acquis la certitude que le prestige des Blancs n’est qu’un mythe, et il désire être traité sur le même pied d’égalité que l’Européen: il ne peut plus admettre qu’on lui refuse la moindre des choses sous prétexte, qu’étant indigène, il n’y a pas droit’. Or il voit dans les retards apportés aux rapatriements et dans les conditions matérielles déplorables où il vit dans les camps, le désir des Français de maintenir les Noirs dans une étroite sujétion et leur volonté nettement déterminée de s’opposer aux droits des Tirailleurs. Et c’est pourquoi il nourrit vis à vis de ses supérieurs une sourde hostilité et se livre à des manifestations où l’autorité des cadres européens est bafouée et narquée.“³³

Diese „veränderten Mentalitäten“, wie sie der Verfasser des obigen Berichtes nennt, bedurften vielerorts nur eines zündenden Funkens, um sich in Befehlsverweigerungen und Aufständen zu entladen.³⁴ So wurden die nicht eingelöste Zusage Frankreichs, afrikanischen Kriegsheimkehrern einen Demobilisationsbonus auszuzahlen und der angesichts beträchtlicher Summen, welche die ehemaligen Kriegsgefangenen mit sich führten, geäußerte Verdacht, es handele sich um illegal erworbenes Geld, zu Auslösern für den diesbezüglich schwerwiegendsten und folgenreichsten Zusammenstoß. Der am 1. Dezember 1944 mit Waffengewalt niedergeschlagene Aufstand von 1.280 ehemaligen Kriegsgefangenen der Deutschen im Übergangslager von Thiaroye in der Nähe von Dakar kostete 35 Afrikanern das Leben, weitere 35 trugen schwere Verletzungen davon. Von den 34 „Rädelsführern“, die im März 1945 wegen „Meuterei“ vom französischen Militärgericht zu Haftstrafen von einem bis zu zehn Jahren verurteilt worden waren, starben fünf im Gefängnis, bevor öffentlicher Druck, die Übernahme des Falls durch den sozialistischen Abgeordneten und Rechtsanwalt Lamine Guèye und die politische Lobbyarbeit Léopold Senghors, ehemaliger Kriegsgefangener der Deutschen und ebenfalls Abgeordneter der SFIO in der französischen Nationalversammlung, im April 1946 eine Generalamnestie für die Verurteilten erzwangen.³⁵ Als „Massaker“ von Thiaroye haben sich die von den Beteiligten selbst verbreiteten Vorgänge fest ins kollektive Bewußtsein der ehemaligen Soldaten, aber auch einer schockierten Zivilbevölkerung eingegraben – als Signal für eine nicht mehr hinzunehmende gewalttätige Willkür der Kolonialmacht, an dessen Wirksamkeit auch die nachträgliche moralische Verurteilung der Beteiligten und der Aufruf zum Gehorsam des von den Franzosen bemühten geistlichen Oberhauptes der Tijani-Bruderschaft, Seydou Nourou Tall, nichts mehr zu ändern vermochte.³⁶

Bestätigten die Ereignisse von Thiaroye also einerseits Befürchtungen aufseiten der französischen Armee, daß Ex-Kriegsgefangene und ehemalige Angehörige der Alliierten Befreiungstruppen, so der ersten *Division motorisée d'Infanterie* und der 9. *Division d'Infanterie Coloniale*, als die „am weitesten entwickelten Elemente“ zu gelten hatten, von denen eine allgemeine „Kontaminierung“ afrikanischer Soldaten auszugehen drohte,³⁷ so weckten sie andererseits auch die Aufmerksamkeit der westafrikanischen Parteien für die Kriegsheimkehrer. Die sich hier in der Folge ausbildende Allianz bediente die Interessen beider Seiten: So fanden die Forderungen der Veteranen nach Gleichstellung in Fragen der Entschädigungen und Renten Eingang in die Agenda der politischen Parteien, allen voran des 1946 gegründeten und bis 1950 mit der Kommunistischen Partei Frankreichs affilierten überregionalen *Rassemblement Démocratique Africain*, RDA, aber auch der von Senghor 1948 mitbegründeten gemäßigten Gruppierung der *Indépendants d'Outre-Mer*, IOM,³⁸ sowie des ebenfalls 1948 von Senghor gegründeten *Bloc Démocratique Sénégalais*, BDS. Für die Parteien wiederum waren die Veteranen als Zielgruppe politischer Mobilisierung insofern von besonderer Bedeutung, als Frankreich ihnen das Wahlrecht zuerkannt hatte, ein Sachverhalt, der den Kandidaten Houphouët-Boigny vom *Bloc Africain*, Vorläufer des RDA, im Oktober 1945 anlässlich der Wahlen afrikanischer Abgeordneter für die französische verfassungsgebende Versammlung zum Sieg tragen sollte:

„Parmi les candidats des non-citoyens, vient en tête de liste le Baoulé Auphouette (sic!), médecin, partisans (sic!) de puissantes réformes ... Par ici, les anciens soldats et les chefs de village avaient voté en bloc pour le Baoulé ... Une espèce de groupement, le Bloc Africain, reconnu officiellement, qui a poussé Auphouette, reçoit des quantités d'adhésion, on demande aux adhérents 180 Fr et on leur promet qu'ils ne paieront ni impôt, ni versement à la Prévoyance, ni travail forcé ...“³⁹

Diese zeitgenössische „Wahlbeobachtung“ aus Bobo-Dioulasso verweist darauf, daß das Interessenbündnis von Veteranen und politischen Parteien unter bestimmten Voraussetzungen über die Tagesforderungen der einen und wahlkampfstrategischen Taktiken der anderen hinausgehende Ziele verfolgte, welche die koloniale Situation im Kern berührten. Solche Voraussetzungen lagen insbesondere in der Kolonie Elfenbeinküste und davon ausgehend in der Südwestregion Obervoltas⁴⁰ vor.

Einer der ausschlaggebenden Gründe für die positive Resonanz der Weltkriegsveteranen der Region von Bobo-Dioulasso auf die Mobilisierung durch *Bloc Africain* und dessen 1946 gegründete Nachfolgepartei RDA war die – am 11.04.1946 erfolgreich abgeschlossene Kampagne zur Abschaffung der kolonialen Zwangsarbeit, welche der oben erwähnte ivoirische Arzt, Kakaopflanzer und *chef traditionnel* Houphouët-Boigny unmittelbar nach Kriegsende initiiert und in seiner Funktion als Abgeordneter per Gesetzesentwurf in die verfassungsgebende Versammlung in Paris eingetragen hatte. Stieg Houphouët in der Folge allgemein zum „Symbol der Freiheit und seine Partei zur Massenpartei“ auf,⁴¹ so erlangte er damit auch hohes Ansehen bei einem Großteil der Veteranen.⁴²

Die RDA-Kampagne gegen die Zwangsarbeit wurde vor allem auch von der Bevölkerung der Südwestregion Obervoltas begeistert aufgenommen, hatte sie doch in den 1930er und 1940er Jahren besonders stark unter den *prestations de travail* – so der Terminus technicus für die obligatorischen und unentgeltlich zu leistenden Straßenbau-, Rodungs- und Plantagenarbeiten, zu denen die Kolonialuntertanen im Rahmen des *indigénats*, der Rechtsordnung für „Eingeborene“, periodisch herangezogen werden konnten⁴³ – gelitten. Dies schloß die ehemaligen Soldaten ein, die ihre Einziehung in die Arme als eine Form der Zwangsarbeit erlebt, bzw. sich nicht selten damals zum Militär gemeldet hatten, in der Annahme, damit das kleinere von zwei Übeln zu wählen.⁴⁴ Hinzu kam, daß die Kriegsheimkehrer, die geglaubt hatten, ihre Familien seien aufgrund ihrer Dienste für Frankreich von Zwangsarbeiten und Schikanierung durch Dorf- und Kantonschefs verschont geblieben, sich häufig vom Gegenteil überzeugen mußten.⁴⁵

Alle Faktoren zusammengenommen – die Unzufriedenheit der Demobilisierten über ihre ungerechte Behandlung seitens der französischen Armee, ihre Feststellung, daß sich während ihrer Abwesenheit nichts in der Kolonie zum Besseren verändert hatte, aber auch ihr während der Militärzeit gewachsenes Selbstbewußtsein – , überrascht es nicht, die Veteranen in den ersten Reihen einer Bevölkerung zu finden, die in der allgemeinen Aufbruchstimmung nach Kriegsende unter dem Slogan *Il n'y a plus la force* auf ihre Weise gegen die anhaltende koloniale Präsenz aufbegehrte:

„Leur réaction immédiate fut d'adhérer massivement au RDA et de revenir à l'organisation précoloniale. Dans plusieurs villages, les populations refusent de payer l'impôt, retirent les enfants des écoles, reprennent le mariage coutu-

mier et se détournent de l'Évangile, les missionnaires étant désormais mal vus, pour avoir remis en cause les coutumes et notamment celles qui ne sont pas conformes à l'esprit de l'Évangile.“⁴⁶

Über solche Formen „direkter Aktion“ hinaus, die aufseiten der Veteranen nicht selten Vorwand waren, um persönliche Rechnungen mit Dorf- und Kantonschefs, aber auch Vertretern der katholischen Mission, zu begleichen,⁴⁷ haben sich, wie die Quellen zeigen, nach und nach dauerhaftere organisierte Formen der politischen Willensbildung entwickelt. Neben der oben bereits erwähnten Loyalität der Veteranen als Wähler bzw. Mitglieder des RDA sowie ihrer regelmäßigen Teilnahme an Parteiversammlungen wurde die Veteranenvereinigung von Bobo-Dioulasso während langer Jahre von dem überzeugten RDA-Mitglied Souleymane Cissé geführt. Vor dem Hintergrund der unerbittlichen Verfolgung, welcher diese Partei – als vermeintlich verlängerter Arm des internationalen Kommunismus – insbesondere während der Amtszeit Albert Mouragues als Gouverneur Obervoltas (1948-1953)⁴⁸ ausgesetzt war, wurde Cissés unermüdlicher und effizienter Einsatz für die Belange der Veteranen von offizieller Seite diskreditiert.⁴⁹ Von daher verwundert es kaum, daß auch Hauptmann Liger, der Leiter der oben erwähnten Untersuchungskommission zur Verbesserung der Lage der Veteranen, anlässlich seiner ersten Erkundungsreise durch den Südwesten Obervoltas im Herbst 1948 wenig schmeichelhafte Worte für Cissé fand:

„A BOBO-DIOULASSO, la réunion des anciens combattants, 200 environ, n'a été marquée d'aucune manifestation antipathique. Cependant, il est prudent de n'en tirer aucune conclusion hâtive quand on sait que le Président de la Section Locale des Anciens Combattants de BOBO, est ‚Commissaire Général à la Propagande R.D.A.‘ pour la région de Bobo-Dioulasso, que c'est un homme très actif, très agissant & très dangereux, se signalant par l'âpreté de ses revendications et de ses critiques à l'égard de la FRANCE, que son activité a abouti à faire démissionner, en mai dernier, 2 Européens du Bureau de la Section d'Anciens Combattants que depuis le rapatriement récent du dernier européen du bureau il agit encore plus aisément auprès des Anciens Combattants qu'il soumet entièrement à son influence.“⁵⁰

In der Tat schlugen Liger in der Folge vor allem an verschiedenen Orten in der Elfenbeinküste und im Südwesten Obervoltas nicht nur sehr deutliche an die Armee gerichtete Mißfallensbekundungen seitens der Veteranen entgegen; die ehemaligen Soldaten gaben ihm darüber hinaus auch unmißverständlich zu verstehen, der RDA kümmere sich schon um ihre Angelegenheiten, er möge sich an ihren Parteisekretär Houphouët wenden, der alleine führe hier das Kommando und werde ihm schon sagen, wie er seine Arbeit zu verrichten habe.⁵¹ Daß dies nicht nur verbalradikale Bekundungen waren, bewiesen ivorische Veteranen durch ihre Beteiligung an den großen landesweiten Demonstrationen vom Januar 1949, mit denen gegen die Repressionsmaßnahmen der Kolonialverwaltung gegenüber RDA-Mitgliedern protestiert wurde, und anlässlich weiterer Kundgebungen vom Januar 1950, im Verlauf derer mehrere Demonstranten getötet wurden, und anlässlich derer es erstmals zu Befehlsverweigerungen aufseiten der aktiven Soldaten aus Elfenbeinküste gekommen war.⁵² Wenn sich im Vergleich dazu die Situation im Südwesten Obervoltas auf mittlere Sicht weitaus weniger dramatisch entwickelt hat, so lag dies nicht zuletzt in der im September 1947 verfügten Rekonstitution der Kolonie Obervolta

begründet, durch die der Südwesten von den politisch „heißen“ Zentren in der Elfenbeinküste abgetrennt worden war und wo sich darüber hinaus mit der Person des voltaischen Repräsentanten des RDA, Daniel Ouézzin Coulibaly, ein anderer politischer Führungsstil durchsetzte.⁵³

Versucht man, die Rolle von Veteranen in den politischen Bewegungen der späten 1940er und 1950er Jahre näher zu bestimmen und insbesondere ihr Selbstverständnis zu ermitteln, so erhält man in Abhängigkeit von den jeweils konsultierten Quellen sehr unterschiedliche Ergebnisse. Ließen sie sich den Archivquellen zufolge also eher als „Stimmvieh“ und ihr politisches Engagement als zeitweilige „Verirrung“ charakterisieren, so wurden sie von den Repräsentanten dieser Bewegungen und politischen Parteien – über ihre Funktion als Wählerpotential und Massenbasis für Protestkundgebungen hinaus – als strategisch wichtige gesellschaftliche Gruppe eingeschätzt. Als „intellectuels, mais qui sont arrivés à la compréhension intellectuelle à travers la pratique“ beschreibt sie der burkinische Historiker und Mitbegründer des 1958 ins Leben gerufenen *Mouvement de Libération Nationale*, MLN, Joseph Ki-Zerbo,⁵⁴ und hebt damit auf die Auslandserfahrung ab, welche den ehemaligen Soldaten, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, allen anderen Kolonialuntertanen gegenüber einen Vorsprung gab. Während ihres Militärdienstes hatten sie das System von innen und von seiner metropolitanen Seite her kennengelernt,⁵⁵ sie konnten –wenn häufig auch nur rudimentär – Französisch sprechen, hatten freundschaftliche bis intime Beziehungen zu französischen Zivilpersonen geknüpft, welche ihnen anders begegnet waren als die Vertreter der kolonialen Gesellschaft. Ihre Erfahrungen in den Verbänden, an der Front, aber auch während ihrer Kriegsgefangenschaft, hatten ihr Gerechtigkeitsempfinden und ihr Selbstbewußtsein geschärft. Hinzu kamen das ihnen in Fleisch und Blut übergegangene Gefühl für Ordnung und Disziplin sowie ihre – wenn auch sehr begrenzten finanziellen Mittel und beruflichen Optionen, welche den Rückkehrern gewisse Handlungsspielräume und Prestigezuwachs verschafften. All dies erhöhte Ki-Zerbo zufolge nicht nur die Attraktivität von Veteranen als Adressaten politischer Programme, sondern machte sie auch zu idealen aktiven Parteimitgliedern und Inhabern diverser Ämter innerhalb des MLN:

„Parce qu’ils étaient nationalistes, ils avaient compris de quoi il s’agissait; et ils étaient capables d’organiser, d’installer une organisation disciplinée. Ils avaient aussi la bravoure pour marcher avec nous, et prendre la parole en public pour expliquer de quoi il s’agit.“⁵⁶

Ki-Zerbo erkennt also Veteranen den Status einer politischen Elite zu, die für die Emanzipation und die „wahre“ Unabhängigkeit Afrikas kämpfte – der MLN gehörte 1958 zu den wenigen Parteien, die gegen den Verbleib in der Französischen Gemeinschaft votierten – formuliert aber gleichzeitig zwei Vorbehalte. So weist er einerseits eine automatische Korrelation zwischen militärischem Rang, Bewußtseinsbildung und Zugehörigkeit zu dieser Elite ausdrücklich zurück.⁵⁷ Darüber hinaus habe es sich hier nur um eine Minderheit gehandelt; die meisten Veteranen seien in einer äußerst ambivalenten, aus unterschiedlichen Rollenerwartungen und Verhaltensanforderungen erwachsenen Situation verfangen geblieben. Wäre es also ebenso schief, die Veteranen *en gros* als Dekolonisationskämpfer zu verklären, wie sie als ergebene Kolonialuntertanen zu stilisieren, so bleibt dennoch die Frage, wie sich Veteranen in dieser ambivalenten Situation eingerichtet haben, wie sie sich

dabei in der Mehrheit selbst wahrgenommen, welche Lebensstrategien sie verfolgt und wie sie ihre Armeezeit verarbeitet haben.

Veteranen im Alltag – Spurensuche

Wenn sich die folgenden Ausführungen fast ausschließlich auf Interviewaussagen und Erinnerungen von Zeitzeugen stützen, so liegt dies vor allem darin begründet, daß sich die Kolonialadministration für das Alltagsleben von Veteranen bis auf wenige Ausnahmen nicht interessierte. Wie für alle auf dem Wege der *oral history* erhobenen Daten ist auch bei den hier wiedergegebenen erinnerten individuellen Erfahrungen von einer gewissen retrospektiven Deformation, einer nur bedingten Verallgemeinerbarkeit und einer häufig vagen chronologischen Einordnung auszugehen.

In Übereinstimmung mit den Ausführungen Ki-Zerbos ist zunächst allgemein festzuhalten, daß viele Kriegsheimkehrer physisch und psychisch stark beeinträchtigt waren. Aufgrund körperlicher Behinderungen, aber auch unbewältigter traumatischer Erfahrungen an der Front, während der Kriegsgefangenschaft sowie vielfältiger Probleme anlässlich ihrer Rückkehr in Familie und dörfliches Milieu⁵⁸ ist es ihnen weder gelungen, sich in ihrem alten Umfeld zu reintegrieren, noch von ihren begrenzten Mitteln andernorts vernünftigen Gebrauch zu machen. Indikatoren dafür sind die hohe Alkoholikerrate unter Veteranen und deren deutliche Tendenz zur ostentativen „Verschleuderung“ ihrer Pension durch unmittelbaren Konsum oder im Rahmen der von ihnen häufig eingegangenen polygynen Ehen.

Einiges spricht jedoch dafür, in diesen Konsumgewohnheiten und sozialen Verhaltensweisen nicht einfach nur Merkmale gescheiterter Existenzen zu sehen, sondern sie als Artikulationen eines spezifischen Lebensstils zu betrachten, mit dem die Veteranen ihre individuelle und kollektive Selbstinszenierung betrieben haben. So gesehen, ließe sich dieser Lebensstil des *ancien combattant* als Versuch charakterisieren, die Distanz zwischen den Lebensumständen, aus denen sie aufgebrochen und dem Neuen, mit dem sie während ihrer Militärzeit konfrontiert gewesen waren und das sie sich angeeignet hatten, zu überbrücken. Hier deutet sich schon an, daß es sich nicht nur darum handelte, Neuerungen einzuführen, sondern vor allem auch die Balance zwischen den verschiedenen Lebenswelten zu finden, in denen sich die Veteranen bewegten. Von diesem Prozeß gingen gruppenübergreifende Impulse für soziale und kulturelle Veränderungen in der engeren und weiteren Umgebung der ehemaligen Kombattanten aus.

Neuerungen zeigten sich auf vielen Ebenen: Interviewpartner verweisen z.B. darauf, daß Veteranen hygienische Neuerungen wie das Filtern von Trinkwasser einführten und daß sie von ihren Auslandsaufenthalten neue Feldfrüchte bzw. andere landwirtschaftliche Anbaumethoden „mitbrachten“.⁵⁹ Daß sie neben ihrer militärischen Glorie auch ihre Sprach- und Weltkenntnisse in die Waagschale werfen konnten, erhöhte ihre Aussichten auf erfolgreiche Anwartschaft auf die Ämter von Dorfchefs und machte sie auch anderweitig zu bevorzugten Intermediären zwischen Bevölkerung und Kolonialadministration.⁶⁰ Als Konsumenten alkoholischer Getränke und Käufer anderer Importwaren wie Kleider und Schuhe kurbelten sie den Absatz an und hatten u.a. in Bobo-Dioulasso maßgeblichen Anteil an der Prosperität

tät des dortigen französischen Handelshauses. Auf Veteranen geht auch die Verbreitung von Fahrrädern in Obervolta zurück.⁶¹

Eine längerfristige Neuerung, die schon mit der Rückkehr der Veteranen des 1. Weltkrieges eingesetzt hatte, war die Veränderung von Kleidungsgewohnheiten in den Dörfern des Südwestens, wo bis dahin Penishüllen für Männer und Blätter für die Frauen gängig gewesen waren.⁶² Propagierten die Veteranen hier vor allem das Tragen von Baumwollkleidung als Zivilisationsmerkmal, so fungierten sie in den Städten als Vorreiter für eine neue Herrenmode, in der militärische Versatzstücke wie Uniformjacken, Käppis und (von der US-Armee übernommene) Sonnenbrillen, koloniale Accessoires wie Tropenhelme und die von den Muslimen übernommenen *boubous* eine Symbiose eingingen. Als Vorbild für dieses Image vom stattlichen Mann, der stets einwandfrei gekleidet ist, galt zunächst de Gaulle, dessen Figur ab Ende der 40er Jahre dann mit denen von Houphouët-Boigny und Ouézzin Coulibaly „verschmolzen“ worden ist.⁶³

Die deutliche Tendenz vieler Veteranen, sich dem familiären und dörflichen Einfluß zu entziehen und sich in Städten niederzulassen, hat auch das Stadtbild von Bobo-Dioulasso in verschiedener Hinsicht geprägt. An dessen Rändern entstanden im Zuge des nach dem Zweiten Weltkrieg von Veteranen und Eisenbahnern der Linie *Régie Abidjan-Niger* (RAN) ausgelösten Baubooms Neubausiedlungen und ganze Stadtteile wie Accartville, wo insbesondere Veteranen Parzellen erworben und neue Baustile entwickelt haben.⁶⁴ Aber auch zur Belebung der alten Stadtteile trugen die Veteranen bei. So wurden überall in der Stadt nach 1945 *Cabarets* eröffnet, eine Art Musikkneipen, wo Hirse-Bier (*dolo*), bald aber auch europäisch gebrautes Bier floß, live-Musik oder Schallplatten gespielt wurden, welche die Veteranen von ihren Auslandsaufenthalten mitgebracht hatten. Ein Gesprächspartner erinnert sich daran, daß das Repertoire nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem aus arabischer Musik bestand, die nach dem Indochina-Krieg dann von kubanischen Rhythmen abgelöst wurde. Eine feste Einrichtung waren die allwöchentlichen Samstagabend-Bälle.⁶⁵ Waren (und sind) *Cabarets* also regelmäßige Treffpunkte von Veteranen, wo bei reichlichem Alkoholgenuß Kriegserinnerungen aufgefrischt werden konnten,⁶⁶ so waren sie in einem weiteren Sinne Ausdruck einer von den Veteranen gepflegten Freizeitkultur, und als solche ein gesellschaftliches Novum, hatte sich doch bis dahin das Brauen und der Ausschank von *dolo* auf die Zeit nach der Hirsernte beschränkt und war einer bäuerlich geprägten Gesellschaft eine Unterscheidung von Arbeitszeit und Freizeit nicht geläufig gewesen.

Neben diesen Konsum- und Freizeitgewohnheiten, mit denen die Weitgereisten dem spätkolonialen Alltagsleben z.B. in Obervolta einen eigenen Akzent verliehen haben, lassen sich aus den Interviews aber auch grundsätzlichere Orientierungen von Veteranen hinsichtlich ihrer Lebens- und Zukunftsplanung ermitteln. Die Christen ausgenommen, haben die meisten der interviewten Veteranen polygyne Haushalte begründet, d.h. im Durchschnitt drei bis vier Ehefrauen genommen. Ein solches nur unter Einsatz größerer Geldmittel überhaupt realisierbares Ehemodell war bis dahin den Angehörigen der gesellschaftlichen Elite – einheimischen Chefs und hohen Beamten des Kolonialapparats sowie religiösen Würdenträgern – vorbehalten geblieben. Hier haben sich die Veteranen also dank ihrer Entschädigungen und Renten einen Status „erkaufen“ können bzw. sich quasi als Quereinsteiger in eine höhere Statusgruppe wieder in die „traditionelle“ Gesellschaft einzugliedern versucht.

Mit Blick auf das das mit der Polygynie verbundene Prestige verkörpert sich in dieser Heiratsstrategie darüber hinaus die Selbstinszenierung von Veteranen als virile potente Gesellschaftsmitglieder.⁶⁷

Auffällig ist nun, daß alle der Befragten danach strebten, allen aus diesen Ehen hervorgegangenen Kindern eine Schulbildung zukommen zu lassen. Viele begründen ihren Entschluß, sich in der Stadt niederzulassen, damit, nur dort habe sich dieses Anliegen verwirklichen lassen. Als Hauptmotive geben sie an, daß sie ihren Nachkommen einen besseren Start geben wollten, als sie ihn selbst gehabt hatten: „C'est pas pour être nul comme, comme, euh, son papa. Si mon père m'avait mis à l'école, mon vieux je ne serais pas adjudant, mais je serais comme un officier comme les autres. Commandant.“⁶⁸ Andere argumentieren mit der moralischen Verpflichtung ehemaliger Soldaten, die ja die Welt gesehen und eine Reihe Probleme erkannt hätten;⁶⁹ oder geben an, um dieser Schulbildung willen in eine politische Partei eingetreten zu sein.⁷⁰

Dieses Engagement von Veteranen für die Schulbildung ihrer Söhne und Töchter hat sich mittelfristig ausgezahlt: In der Regel gehören ihre Nachkommen als mittlere und leitende Verwaltungsangestellte, LehrerInnen, Krankenpfleger und -schwestern heute dem gebildeten Mittelstand in Burkina Faso an. Im Rückblick ließe sich also sagen, daß die Veteranen in diesem Punkt nicht nur ihre eigene extreme Abhängigkeit und Orientierungslosigkeit im Armeecalltag – wo sie ja aufgrund der Sprachbarriere und bar jeder Information über Hintergründe, strategische Ziele und Marschrouten völlig auf ihre Offiziere angewiesen gewesen waren –, erfolgreich verarbeitet, sondern auch eine Option auf eine bessere Zukunft aufgenommen haben. Daß die Zukunftsvorstellungen der meisten Veteranen dabei sicherlich nebulös geblieben sein dürften, ja die Entscheidung zwischen Imperium und (noch zu gestaltender) Nation außerhalb ihres Vorstellungsvermögens gelegen haben mag, läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen. Dies schmälert jedoch nicht die soziale Bedeutung dieser temporären Migranten in militärischen Diensten Frankreichs, die in der Verarbeitung ihrer Erlebnisse und Erfahrungen, wie hier anhand einiger Beispiele gezeigt worden ist, auf ihre Weise eine Gesellschaft im Übergang mitgeprägt haben – als Vorbilder und „Trendsetter“ für urbane Konsumgewohnheiten und Lebensweisen und als „Entwicklungshelfer“ für eine künftige bildungsorientierte Mittelschicht.

Resümee

Beim Versuch, die Einflüsse der militärischen und kriegsbedingten Erfahrungen ehemaliger afrikanischer Soldaten der französischen Kolonialarmee auf deren postmilitärische „Karriere“ am Beispiel des spätkolonialen Obervolta zu ermitteln sowie die aus ihren Einsätzen im Zweiten Weltkrieg mittelfristig erwachsenen Folgen auf Individuen und Gruppen in der näheren und weiteren gesellschaftlichen Umgebung von Veteranen näher zu bestimmen, ergibt sich ein sehr uneinheitliches und in vielen Punkten noch unabgeschlossenes Bild. Um die jeweiligen Facetten dieses komplexen Phänomens besser bündeln zu können, wurde in der Analyse eine Trennung zwischen den verschiedenen in diesen Prozeß verwickelten Interessengruppen vorgenommen. Aus der Betrachtung der Beziehungen zwischen Veteranen und Koloni-

administration, zwischen Veteranen und den politischen Bewegungen im Kontext der Dekolonisation sowie zwischen Veteranen und ziviler Gesellschaft im weitesten Sinne lassen sich folgende vorläufige Ergebnisse festhalten:

In Anknüpfung an die enge auf die spezifische militärische Sozialisation zurückzuführende Bindung zwischen Veteranen und französischer Armee und im Appell an deren Korpsgeist, militärische Disziplin und Loyalität war die französische Kolonialadministration bestrebt, die ehemaligen Soldaten als Instrument für die Aufrechterhaltung der kolonialen Ordnung und als Trumpf gegen die überall in Französisch-Westafrika nach dem Zweiten Weltkrieg auftretenden emanzipatorischen Bewegungen auszuspielen. Ohne die positive Resonanz der Veteranen generell in Abrede stellen zu wollen, läßt sich dennoch erkennen, daß diese Strategie aufgrund mehrerer Faktoren nicht erfolgreich gewesen ist: die enge Nähe von Rekrutierungspraxis und kolonialer Zwangsarbeit, die rechtliche Diskriminierung aktiver Soldaten und Veteranen, die sich insbesondere in der Frage der Renten und Entschädigungszahlungen niederschlug.

Die unerfüllten Forderungen ehemaliger Soldaten nach Gleichstellung mit ihren metropolitanen Kameraden und ihr durch Kriegs- und Nachkriegserfahrungen geschärftes Unrechtsbewußtsein rückte die Veteranen in die Nähe der Dekolonisationsbewegung. In bestimmten Regionen Französisch-Westafrikas wurden sie als Wähler zum ausschlaggebenden Faktor für den parlamentarischen Erfolg politischer Parteien, bzw. zur Massenbasis für Demonstrationen. Aus diesem Interessenbündnis erwuchs bei bestimmten Veteranen ein längerfristiges parteipolitisches Engagement für den künftigen Nationalstaat.

Als Ehemänner, Familienväter, Konsumenten und Angehörige der zivilen Gesellschaft haben Veteranen in vielerlei Hinsicht – sei es in expliziter Wirkungsabsicht oder auch bedingt durch ihre bloße Existenz – Veränderungen und Neuerungen in den gesellschaftlichen Alltag Obervoltas eingetragen, deren Umfang sich zum Teil erst aus dem Rückblick erschließt.

Können die westafrikanischen Veteranen der französischen Armee, von denen hier nur eine von mehreren Generationen näher betrachtet worden ist, also nicht als homogener Block betrachtet werden, sondern wären eher als äußerst heterogene soziale Gruppe zu beschreiben, die in ihren Verhaltensweisen und ihrem Selbstverständnis in vielerlei Hinsicht durch die jeweilige politische Konjunktur ihrer Umgebung beeinflusst worden ist, so läßt sich doch ein übergreifendes Charakteristikum dieser Gruppe feststellen: Ihr ständiges Oszillieren zwischen den verschiedenen Lebenswelten, innerhalb derer sie sich biographisch bewegt haben, machte sie zu lebenslangen Pendlern zwischen Imperium und Nation, zu einer potentiell einflußreichen, aber auch in gleichem Maße beeinflussbaren Gruppe. Ohne sich aus dem Loyalitätsdilemma, in das sie durch ihren Militärdienst geraten waren, lösen zu können, haben die Veteranen mit den ihnen zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln versucht, sich so gut es geht in diesem permanenten Übergang einzurichten. Daß dabei die Zeit schließlich über sie hinweggegangen ist bzw. der Übergang von anderen – interessanterweise ebenfalls Militärangehörigen in einer Aufeinanderfolge von Militärstreichen – mehrfach reinszeniert worden ist, mag erklären, wieso sie heute in Burkina Faso eher belächelt, zumindest aber als skurrile Gestalten wahrgenommen werden.

Anhang

Soldaten aus den französischen Kolonien des subsaharischen Afrika in den Weltkriegen

(Schätzungen nach: Myron Echenberg, *Colonial Conscripts* [wie in Anm. 1], S. 88)

1914-1918	175 000
1939-1945	200 000

(davon 100 000 1939/40 mobilisiert, 100 000 1943-45 in die *Forces Françaises Libres* (FFL) de Gaulles eingebunden, darunter 20 000 als Teil der alliierten Landungstruppen)

Gefallene (1939-1945)	20–25 000
POW's (1939-1945)	15–16 000, davon Überlebende: 5–10 000

Soldaten aus den französischen Kolonien des subsaharischen Afrika in den Kolonialkriegen nach 1945

(Schätzungen nach Echenberg [wie in Anm. 1], S. 110, Anthony Clayton, *Wars of French Decolonization* [wie in Anm. 2], S. 120)

Madagaskar 1947-1949	keine Angaben ⁷¹
Indochina 1945-1954	15–18 000 (1949: 18 500; 1952: 15 000)
Algerien 1954-1962	16–18 000

Anmerkungen

- 1 Im Rahmen der Untersuchung wurden einerseits die Archive des *Centre des Archives d'Outre-Mer* (im folgenden CAOM) in Aix-en-Provence, die dem *Musée des Troupes de Marine* angeschlossenen Archivbestände des *Centre d'Histoire et d'Etudes des Troupes d'Outre Mer* (CHETOM) in Fréjus sowie das *Archivio Generale di Missionari di Africa* (Weisse Väter) in Rom konsultiert. Dieser französische katholische Orden hat im Südwesten der ehemaligen Kolonie Obervolta, des heutigen Staates Burkina Faso, in der Stadt Bobo-Dioulasso und Umgebung seit Beginn der 1920er Jahre mehrere Missionsstationen unterhalten; eine Auswertung der jeweiligen Missionstagebücher erlaubt aufschlußreiche Einblicke in den gesellschaftlichen Alltag dieser Region. Neben der Konsultation staatlicher Archive in Ouagadougou und Bobo-Dioulasso, wurden darüber hinaus während eines Feldaufenthaltes im Frühjahr 1999 insgesamt etwa 40 Interviews mit burkinischen Weltkriegs-, Indochina- und Algerienveteranen aus Ouagadougou, Bobo-Dioulasso, Tougan und Toma (Südwest- und Westregion Burkina Fasos) durchgeführt, auf deren Grundlage insbesondere die Eigenperspektive dieser *Anciens Combattants* untersucht wird. Zur Geschichte der „*Tirailleurs Sénégalais*“, wie die westafrikanischen Soldaten der französischen Armee ungeachtet ihrer jeweiligen Herkunft allgemein bezeichnet worden sind, siehe insbesondere Marc Michel, *L'appel à l'Afrique. Contributions et réactions à l'effort de guerre en A.O.F., 1914-1949*, Paris 1982; Myron Echenberg, *Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa, 1857-1960*, Portsmouth, London 1991, bislang einzige und hervorragende Gesamtdarstellung in sozialhistorischer Perspektive; Anthony Clayton, *France, Soldiers and Africa*, London, Oxford, Washington 1988; Maurice Rives/Robert Dietrich, *Héros méconnus. 1914-1918, 1939-1945. Mémorial des combattants d'Afrique Noire et de Madagascar*, Paris 1993; Joe Harris Lunn, *Memoirs of the Maelstrom: A Senegalese Oral History of the First World War*, Ann Arbor 1993 (UMI-Dissertation Services); darüber hinaus die Fallstudien von Chantal Valensky, Le

soldat occulté. Les Malgaches de l'Armée Française 1884-1920, Paris 1995 und Nancy E. Lawler, *Soldiers of Misfortune. Ivorian Tirailleurs of World War II*, Athens 1992. Vgl. auch János Riesz/Joachim Schultz (Hg.), „Tirailleurs Sénégalais“. Zur bildlichen und literarischen Darstellung afrikanischer Soldaten im Dienste Frankreichs. Frankfurt/Main u.a. 1989. Während dank dieser Arbeiten die Geschichte der „senegalesischen“ Truppenverbände und die militärischen Biographien afrikanischer Soldaten mittlerweile sehr gut erschlossen sind, stehen eingehendere Untersuchungen ihres post-militärischen, zivilen Alltags und Umfelds noch weitgehend aus. Siehe aber Lawler, insbesondere Kapitel 9, S. 203-230 und den Beitrag von Tilo Grätz in diesem Band.

- 2 („Obervolta ist das Territorium, welches jedes Jahr den höchsten Prozentsatz an Soldaten für die Armee liefert. Die Voltaer stellen ergebene und mutige, aber schwerfällige Schützen. Die Boussancé und Gurunsi, Samogo und Lobi fühlen sich sehr zum Militär hingezogen, während sich die Mossi kaum freiwillig zum Militärdienst melden; aber auch sie verpflichten sich anschließend dennoch wieder neu. An Heim und Herd zurückgekehrt, stellen die ehemaligen Soldaten eine bedeutende gesellschaftliche Gruppe dar. Ihr gehobener Lebensstandard, die neuen Ideen, die sie propagieren und ihre Indisziplin gegenüber den Chefs führen aber auch zu manchen Störungen im Dorfleben. Sie haben indes eine hervorragende Geisteshaltung bewahrt und sind, kaum zurückgekehrt, jederzeit bereit, unverzüglich einem Aufruf des militärischen Kommandos Folge zu leisten. Es genügt, sich den Enthusiasmus anzuschauen, den die Abteilungen der Armee während ihrer Passagen in den Dörfern hervorrufen. Ihre rechtlichen Belange sind mittlerweile zu großen Teilen geregelt, und Forderungen auf diesem Gebiet werden zunehmend seltener. Die Zahl der ehemaligen Soldaten übersteigt mit Sicherheit 40.000, während die der ehemaligen Kombattanten an etwa 7.000 heranreicht. Letztere stellen die 8. Vereinigung der ehemaligen Kombattanten, deren Sitz sich in Ouagadougou befindet. Jeder Bezirk hat eine eigene lokale Sektion dieser Vereinigung. Es läßt sich nichts Nachteiliges über die Veteranen berichten, es sei denn, daß die Anwerbung einer bestimmten Anzahl unter ihnen seitens einer politischen Partei sie dazu verpflichtet, an Demonstrationen teilzunehmen, die sie klugerweise besser meiden sollten.“ Übersetzung B.R.) CAOM, Affaires politiques Carton 2245, Dossier 4: Notice sur la Haute Volta, chapitre IX (Archives de Campagne, mise à jour 1er trimestre 1957).
- 3 (“Vergessen wir es niemals: Ohne Empire wäre Frankreich heutzutage lediglich ein befreites Land. Dank seines Empire ist Frankreich ein siegreiches Land.” Übersetzung B.R.) In: Journal Officiel, Assemblée Consultative Provisoire (JOACP) 39, 15.05.1945, S. 1049, zit. nach Martin Shipway, *The Road to War. France and Vietnam 1941-1947*, Providence, Oxford 1996, S. 88.
- 4 Anthony Clayton, *The Wars of French Decolonization*, London, New York 1994, S. 3.
- 5 Ebenda, S. 3f. Clayton argumentiert, daß französische Großmachtinteressen und die militärische Verbindungen zum und innerhalb des französischen Imperiums, kaum jedoch wirtschaftliche Faktoren, ausschlaggebend für diesen unbedingten Willen zur Aufrechterhaltung des Kolonialreiches gewesen seien (ebenda, S. 7).
- 6 Zu den hier nicht näher auszuführenden Kompetenzen, welche den jeweiligen Territorien der Union durch die Verfassung von 1946 in abgestufter Form zugebilligt worden sind, siehe Shipway, *Road to War*, a.a.O., S. 43-46 und, Clayton, *Wars of French Decolonization*, a.a.O., S. 14-15.
- 7 Clayton, *Wars of French Decolonization*, a.a.O., S. 5f.
- 8 Hier wurde, in Überlagerung von Images aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, ein Bild des ewig treuen afrikanischen Soldaten geformt, der sich den Werten der französischen Republik (contra deutsches Kaiser- und Drittes Reich) allzeit verpflichtet wußte.
- 9 („Die Veteranen sind ein interessanter Bestandteil der Bevölkerung. Sie verstehen Französisch, wissen sich zu helfen und sind geschickt, haben ein Gespür für die Rangordnung und sind uns aufgrunddessen von gutem Nutzen bei Volkszählungen, Palabern und Schlichtungsversuchen in den Dörfern. Zu verschiedenen Anlässen läßt sich mit ihnen ein kleiner Ordnungsdienst zusammenstellen. Der Chef der Unterabteilung hält sehr darauf, sie sich bei jeder seiner Tournen im Dorf vorführen zu lassen. Ein jeder von ihnen ist stolz darauf, von seinen Kampfeinsätzen zu berichten und seine Orden zur Schau zu tragen. Ein kleines Wort für jeden, und sofort stellt sich eine hervorragende Stimmung her. Sie sind ein Ordnungsfaktor, den

- man unmöglich vernachlässigen darf. (...) Für die manchmal aufsässige Jugend sind sie Ratgeber, ein wenig rauh zwar manchmal, aber immer wird ihrer Meinung großer Wert beigegeben.“ Übersetzung B.R.) Archives du Haut-Commissariat, Bobo-Dioulasso, Carton Subdivision Centrale, Dossier: Rapport politique 1956, Subdivision centrale, Administrateur Amiel, Bobo-Dioulasso 31.12.1956, S. 17.
- 10 Der burkinische Historiker Joseph Ki-Zerbo, der als politischer Aktivist und Mitbegründer des *Mouvement de Libération Nationale* gegen die franko-afrikanische Gemeinschaft kämpfte, sieht diesbezüglich „Waffenbrüderschaft“ und Identifikation mit der *Résistance* als ausschlaggebendes Movens für die loyale Gefolgschaft der Veteranen: „... au moment du référendum de Septembre 58, 1958, il y a des anciens combattants qui ont opté pour la communauté franco-africaine. Il y en a qui étaient de grands admirateurs de De Gaulle. Oui, ils avaient servi sous les ordres de De Gaulle comme patron de la résistance française. Il y en a qui, il semble, qui étaient dans la résistance, et qui ont rallié les troupes gaullistes en Afrique ... Eh bien, ces gens-là, l'épopée gaulliste faisait partie de leur propre épopée, de leur propre aventure.“ („Zum Zeitpunkt des Referendums vom September 1958 haben Veteranen für die franko-afrikanische Gemeinschaft gestimmt; darunter waren große Bewunderer de Gaulles. Sie hatten ja unter dem Befehl de Gaulles als dem Führer der französischen Résistance gedient. Unter ihnen befanden sich, wie es scheint, welche, die selbst in der Résistance waren und die sich in Afrika den gaullistischen Truppen angeschlossen hatten. Diese Leute betrachteten nun die gaullistischen Heldentaten als Teil ihres eigenen Heldentums, ihres eigenen Abenteuers.“ Übersetzung B.R.) Interview mit Professor Ki-Zerbo, Ouagadougou, 22.02.1999.
- 11 Aus den jeweiligen Jahresberichten des *Office National des Anciens Combattants et Victimes de la Guerre de l'A.O.F. et Togo* (in: CAOM, Fonds Ministériels, 1 Affaires politiques, Carton 2217, Dossier B 9: Administration Générale, Anciens Combattants, Offices locaux 1946-1958) wird zum einen der hohe ideelle Stellenwert ersichtlich, der dem Bau dieser Vereinshäuser allgemein zuerkannt wurde; zum anderen scheinen dafür großzügig bemessene Kredite aus den jeweiligen Lokalbudgets zur Verfügung gestellt worden zu sein. So erwähnt der Jahresbericht 1950 alleine für Obervolta eine Bewilligung von 3 Millionen Francs zum Bau von drei *maisons du combattant* in Koudougou, Kaya und Nouna (zum Vergleich: das Jahresbudget für die voltaische Vertretung des *Office National des Anciens Combattants* betrug in 1949 485 000 Franc CFA oder umgerechnet 970 000 Francs).
- 12 Für die Vergabe von *médailles militaires* an afrikanische Veteranen wurden z.B. in 1950 für Französisch-Westafrika insgesamt 1 458 924 Francs – davon 219 407 Francs für voltaische Ordensempfänger – zur Verfügung gestellt. Zum Vergleich: Im selben Jahr wurden insgesamt 338 000 Francs für notleidende Veteranen in Obervolta aufgewendet (alle Zahlen nach dem o.a. Jahresbericht 1950).
- 13 In der Tat haben Veteranen diese offiziellen Angelegenheiten wiederholt dazu benutzt, ihren Unmut oder Protest insbesondere hinsichtlich ihrer Ungleichbehandlung in der Frage der Entschädigungszahlungen und Renten zu äußern, indem sie den Aufmärschen demonstrativ fernblieben. So kündigten die Vertreter des voltaischen Veteranenbüros in Ouagadougou im Januar 1951 per Telegramm an den französischen Staatspräsidenten ihren Boykott sämtlicher öffentlicher Veranstaltungen im Zusammenhang mit dem Besuch des französischen Staatssekretärs an, sollten sich Auszahlung der Invaliditätsrenten und Ausstellung der Pensionsberechtigungen weiter verzögern – und hielten Wort (CAOM Fonds Ministériels, 1 Affaires politiques, Carton 2218, Dossier 8: Pensions militaires d'ancienneté 1950/51).
- 14 Dem oben zitierten Vierteljahresbericht 1957 ist ein mehrseitiges „Rasseninventarium“ beigegeben, in dem die verschiedenen „Rassen“ Französisch-Westafrikas im einzelnen aufgelistet, ihre jeweilige Stammes- und Religionszugehörigkeit, ihre Wohnformen, Kleidung, Narbentätowierungen sowie – in einer gesonderten Spalte „Charakteristika“ – ihre militärische Performanz detailliert vermerkt wurden (Inventaires des Races in: CAOM, Affaires politiques, Carton 2245, Dossier 4: Notice sur la Haute Volta). Zur „Kriegerische-Rassendoktrin“ siehe auch die Beiträge von Martin und Grätz im vorliegenden Band.
- 15 Siehe z.B. (General) Yves de Boisboissel, *Peaux noires, cœurs blancs*, Paris 1954. Aufschlussreich sind in dieser Hinsicht auch diverse Artikel in der vom französischen Kriegs- und Kolonialministerium herausgegebenen *Revue des troupes coloniales* (ab Januar 1948 *Tropiques*), so insbesondere Pierre Henno, *De la brousse à la caserne*. In: Ebenda, 284 (Januar 1947), S. 31-40.

-
- 16 Zahlen nach Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S.118, Tabelle 7.4. Zur Gruppe der französischen Offiziere sind in dieser statistischen Aufstellung wahrscheinlich auch die französischen Bürger senegalesischer Herkunft (citoyens des quatre communes) sowie diejenigen aus Martinique und Guadeloupe hinzugerechnet worden.
- 17 Bestes Beispiel dafür ist die 1956 gegründete Militärakademie (EFORTDM) von Fréjus, in der afrikanische Unteroffiziere einen zweijährigen Offizierslehrgang absolvieren konnten. In den Augen der Ausbilder war diese Akademie „das geeignete Mittel, Afrikaner ins internationale Geschehen einzuführen“ (Oberstleutnant C., Fréjus, Interview vom 27.03.1998), eine „Philosophie“, die sich bis in den Fächerkanon und die Beurteilungsbögen der jeweiligen Schüler hinein verfolgen läßt. Wie sehr über dieser Maxime der nachholenden Entwicklung Lebens- und Armeecerfahrungen der Adressaten, bei denen es sich immerhin zum großen Teil um ehemalige Indochina- und Algerienkämpfer handelte, außer Acht gelassen worden sind, mag die Klage eines Ehemaligen und späteren Hohen Offiziers der voltaischen Armee verdeutlichen, man habe in ihnen lediglich „große Kinder“ sehen wollen (M.S., Ouagadougou, Interview vom 1.3.1999).
- 18 Siehe dazu das 3 Bände umfassende Manuskript von Lawlers Dissertationsarbeit, *Soldiers of Misfortune: The Tirailleurs Sénégalais of the Côte d’Ivoire in World War Two*, Northwestern University, Evanston 1988 (Mikroverfilmung UMI, Ann Arbor, Nr. 8823001), das sämtliche Interviewtexte enthält.
- 19 Interviews in Tougan und Toma 14.-17.05.1999. Als besonders markantes Beispiel ließe sich diesbezüglich auch General Sangoulé Lamizana, ebenfalls San aus Tougan, Veteran der französischen Armee und Staatspräsident Obervoltas (1967-1980) anführen. Siehe seine Kurzbiographie in Pierre Englebert, *Burkina Faso. Unsteady Statehood in West Africa*, Boulder., Oxford 1996, S. 46-48.
- 20 *Annuaire Mémorial de l’E.F.O.R.T.D.M. 1956-1965*. St. Raphael, o.J. (CHETOM, Fréjus).
- 21 Dieses Argument wurde insbesondere in der früheren Forschungsliteratur vertreten. Siehe z.B. Virginia Thompson/Richard Adloff, *French West Africa*, Stanford 1957, S. 227-233, 229. Vgl. dazu die Kritik von Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 146-148.
- 22 Diese auf der „Waffenbrüderschaft“ basierende Verhaltensweise läßt sich bis heute beobachten. Vertreter der burkinischen Veteranenvereinigungen bestätigten mir, daß sie die französische Armee bis heute als prinzipielle Ansprechpartnerin sehen, an die sie sich in allen Fragen zunächst wenden, bevor sie ihre Beschwerden und Petitionen an die französische Regierung richten.
- 23 („Bis heute hat uns Frankreich nicht Recht geben wollen. Das hat uns wirklich entmutigt. Zumal während der Kämpfe die Kugeln alle gleichermaßen getötet haben, ohne einen Unterschied zu machen. Das war gar keine Frage, ob es ein Afrikaner oder ein Europäer war. Man hat die Sache völlig auf den Kopf gestellt, das bedeutet Apartheid. ... Zur Zeit sterben die Veteranen unter den Afrikanern vor Kummer darüber, daß die Pension nicht reicht. Bevor sie diese kleine Pension überhaupt erhalten, müssen sie schon Kredit aufnehmen. Und wenn die kleine Pension dann endlich da ist, zahlen sie den Kredit zurück und beginnen wieder bei Null. ... Mit der Vereinigung der Veteranen, ehm, der weltweiten Vereinigung der Veteranen kämpfen wir bis heute für die gleiche Sache. Wir haben unseren Fall [noch] nicht gewonnen.“ Übersetzung B.R., grammatische und lexikalische Besonderheiten im Original) A.T., Vizepräsident der *Association Unique des Anciens Combattants de Bobo-Dioulasso* im Interview vom 10.3.1999, Bobo-Dioulasso.
- 24 Diese Zusammenfassung basiert, so nicht anders angegeben, auf Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 136-138 und 159-161.
- 25 („Wir können diese Texte [d.h. die Tariflisten vom 31.03.1919, nach denen sich die Renten der metropolitanen und nordafrikanischen ehemaligen Kombattanten errechnen, Ergänzung B.R.] nicht so brutal auf Gesellschaften anwenden, die noch über keinerlei Zivilstatuts verfügen und deren Familienstrukturen in nichts den unseren gleichen. Schienen diese Angleichungen zu Beginn noch fast ganz selbstverständlich, so riskieren Sie damit in der Praxis, aus dem Afrikaner, aufgrund des Geldes, über das er verfügt, einen mächtigen Politiker und – in einem Land, wo der Mann einen Brautpreis zahlt, um eine Frau heiraten zu können – auch einen ‚Frauensammler‘ zu machen. Das ist äußerst heikel.“ Übersetzung B.R.) Robert Delavignette in: *CAOM Fonds ministériels: 1 Affaires politiques*, Carton 2218, Dossier 4: Commis-

- sion de Coordination, Comptes-rendus, Décrets correspondance entre ministères intéressés 1947, Compte-rendu de la commission de coordination des questions intéressant les anciens combattants des territoires d'outre-mer, séance du 6 août 1947, S.7.
- 26 Echenberg, Colonial Conscripts, a.a.O., S. 136. Diese Auszahlung in französischen Francs erwies sich indes nach dem Ende der Kolonialzeit als glückliche Fügung, insofern die Veteranen von den aufeinanderfolgenden Abwertungen des Franc CFA, zuletzt im Januar 1994, verschont geblieben sind.
- 27 Gesetz Nr. 59-1454 vom 26.12.1959, Artikel 71, hier zit. in: Jean Sainteny, Les anciens combattants en Afrique noire et à Madagascar, Paris 1963, S. 13.
- 28 Zusammenfassung nach Echenberg, Colonial Conscripts, a.a.O., S. 128 und Seni Kouraogo, Le recrutement militaire dans la Subdivision de Tougan (1919-1960), unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Ouagadougou, 1989-1990, S. 143.
- 29 CAOM 1 Affaires politiques, Carton 2219, chemise 4 „Mission Liger“; Zahlen aus: Rapport d'ensemble, Dakar 20.5.1950, Bilan de la prospection concernant l'ensemble des Territoires de l'A.O.F. au 15 mai 1950, n° 2.066/CM. Zur zusammenfassenden Darstellung der „Mission Liger“ siehe Echenberg, Colonial Conscripts, a.a.O., S. 159f.
- 30 Ebenda, S. 161.
- 31 Vgl. dazu die interessante Argumentation Claytons, der Vietnamkrieg habe für algerische Soldaten eine entscheidende Rolle gespielt, was ihre antikoloniale Sozialisation sowie Aufstands- und Guerillastrategien anging, welche sie wenig später zuhause dann zur Anwendung gebracht hätten. Er fügt indes hinzu, Schwarzafrikaner seien für die Vietminh-Propaganda unzugänglich gewesen. In: Clayton, Wars of French Decolonization, a.a.O., S. 75.
- 32 Einen differenzierten Überblick über die unterschiedliche Ausgangslage und die jeweilige Rolle politischer Parteien in den hier angesprochenen Territorien nach dem Zweiten Weltkrieg gibt Denise Bouche, Histoire de la colonisation française. Bd. 2: Flux et reflux (1815-1962), Paris 1991, S. 407-461. Im Mittelpunkt der französischen, vor allem im Bereich des Schulwesens umgesetzten Assimilationspolitik in den Kolonien stand die Vermittlung französischer Kultur und Lebensart an zahlenmäßig begrenzte autochthone einheimische Zielgruppen, die somit zu künftigen Intermediären des Kolonialwerks ausgebildet werden sollten. Zur Diskussion um die Wirksamkeit dieser *assimilation* bei westafrikanischen Eliten vgl. die Beiträge in George Wesley Johnson (Hg.), Double Impact: France and Africa in the Age of Imperialism, Westport 1985.
- 33 („So hat sich im Verlauf des Jahres 1945 eine große Unzufriedenheit unter den *Tirailleurs Sénégalais* aller in Frankreich stationierter Einheiten ausgebreitet. Ist sie in besonderem Maße in den Repatriierungslagern zu spüren, so zeigt sie sich, wenn auch weniger nachdrücklich, ebenfalls in den hier verbleibenden *Tirailleurs*-Einheiten. Der *Tirailleur* hat in der Tat die feste Überzeugung gewonnen, daß das Prestige der Weißen nichts als ein Mythos ist, und er wünscht, als Gleichrangiger des Europäers behandelt zu werden: er kann es einfach nicht mehr zulassen, daß ihm man ihm, unter dem Vorwand, er habe als Eingeborener darauf kein Recht, auch nur das Geringste verweigert. Hinter den Verzögerungen bei der Repatriierung und den beklagenswerten materiellen Bedingungen, unter denen er im Lager lebt, steckt für ihn der Wunsch der Franzosen, die Schwarzen in enger Unterwerfung zu halten und ihre feste Entschlossenheit, gegen die Rechte der *Tirailleurs* anzugehen. Und deshalb hegt er gegen seine Vorgesetzten eine dumpfe Feindseligkeit und gibt sich Demonstrationen hin, in denen die Autorität der europäischen Offiziere mit Füßen getreten und verhöhnt wird.“ Übersetzung B.R.) Fernand Poujoulat, Évolution de la mentalité des tirailleurs Sénégalais au cours de la guerre 1939-1945. Mémoire de l'École Nationale de la France d'Outre-Mer (ENFOM), 1945/46, in: CAOM, 3 Ecol/56/9, S. 19. Bei den *Mémoires* handelt es sich um Abschlußarbeiten für die Fachschule, an der Anwärter für die höhere Laufbahn in der französischen Kolonialadministration ausgebildet worden sind.
- 34 Ebenda, S. 1-3. Poujoulat listet u.a. auf: den Überfall auf eine Bäckerei in Cherbourg im November 1944, Übergriffe auf die Zivilbevölkerung in England im November 44 (hier handelt es wahrscheinlich um Ereignisse, die im Zusammenhang mit der „Zwischenlagerung“ von 400 afrikanischen Repatriierungsfähigen im Camp von Monshire bei Liverpool standen; siehe dazu Echenberg, Colonial Conscripts, a.a.O., S. 100), Meutereien in Hyères, Toulon, La Vallette und Trier (ebenfalls im November 44), Meutereien und Plünderungen in Mont-de-

- Marsan, Agen und Agde im Januar 1945, eine Schlägerei zwischen Antillanern und „Senegalesen“ mit einem Toten und 19 Verletzten im Juli 45 sowie eine drei Todesopfer fordernde Auseinandersetzung zwischen „Senegalesen“, einer Militärpatrouille und der örtlichen Gendarmerie in Fréjus im August 1945 (höchstwahrscheinlich identisch mit dem von Echenberg in *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 103, erwähnten Aufstand von 300 „Senegalesen“ in St. Raphaël, dessen Niederschlagung zwei Zivilisten das Leben kostete). Zu erwähnen sind hier auch die schwerwiegenden Vorfälle im Militärcamp von Morlaix, wo im Dezember 1944 das Feuer auf afrikanische Soldaten eröffnet wurde, was siebzehn Schwerverletzte unter ihnen forderte (erwähnt von Paul Ladhuic, *État d'esprit des troupes noires consécutif à la guerre 1939-1944*, Mémoire ENFOM, 1945/46, in: CAOM 3 Ecol/53/9, S. 9f.) und das Massaker von Thiaroye bei Dakar, über das im folgenden noch gesprochen wird.
- 35 Zur detaillierten Analyse der Vorgänge siehe Myron Echenberg, *Tragedy at Thiaroye: The Senegalese Soldiers' Uprising of 1944*. In: Robin Cohen/Jean Copans/Peter Gutkind (Hg.), *African Labor History*, Beverly Hills 1978, S. 109-128.
- 36 Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 102.
- 37 Ladhuic, *État d'esprit des troupes noires*, a.a.O., S. 20.
- 38 Siehe dazu Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 148-153. Zu einer ausführlichen Darstellung der Aktivitäten und innerparteilichen Entwicklungen von RDA und IOM bis 1957 siehe Thompson/Adloff, *French West Africa*, a.a.O., S.84-107.
- 39 („Die Liste der Kandidaten für die Nicht-Bürger führt der Baule [ethnische Gruppe, B.R.] Houphouët, Arzt und Vorkämpfer für umfangreiche Reformen, an ... Die hiesigen ehemaligen Soldaten und Dorfchefs haben *en bloc* für den Baule gestimmt ... Eine Art Parteigruppierung, der offiziell zugelassene *Bloc Africain*, der Houphouët an die Spitze gestellt hat, erhält eine Menge Beitrittsgesuche, man verlangt von den Mitgliedern 180 Francs und verspricht ihnen [dafür], daß sie [in Zukunft] keine Steuern, Beiträge zur [Zwangs]vermarktungsgenossenschaft und Auslösesummen für die Zwangsarbeit mehr zu zahlen hätten. ... “ Übersetzung B.R.) *Diaire de Tounouma* (Tagebuch der Missionsstation von Tounouma, Ortsteil von Bobo Dioulasso), Einträge vom 22. und 28.10.1945, Bd. II, S. 227 und 228. In: *Archivio Generale di Missionari di Africa (Padri Bianchi)* Rom.
- 40 Zum geopolitischen Hintergrund: Im September 1932 hatten die Franzosen die Auflösung der 1919 gegründeten Kolonie Obervolta verfügt und deren verschiedene Provinzen den Nachbarcolonien Côte d'Ivoire, Soudan und Niger zugeschlagen. Bis zur Rekonstitution Obervoltas im September 1947 gehörte u.a. der Südwesten mit dem städtischen Zentrum Bobo-Dioulasso zum Territorium der Kolonie Elfenbeinküste. Dadurch wurden nicht nur jahrhundertalte wirtschaftliche und gesellschaftliche Austauschbeziehungen zwischen diesen beiden Regionen wiederbelebt, sondern auch die Bildung neuer politischer Netzwerke erleichtert.
- 41 Bruno Doti Sanou/Yaya Konaté, *Décentralisation comme projet. Des raisons d'espérer: mémoire-action-imagination, Bobo-Dioulasso 1995* (Centre Africain de recherche pour une pratique culturelle du Développement, CAD), S. 56 (Übersetzung B.R.)
- 42 Der enthusiastische Empfang, den Zivilbevölkerung und Veteranen ihrem *sauveur* erwiesen, sowie die quasi militärische Inszenierung der verschiedenen öffentlichen Auftritte Houphouët's in Bobo-Dioulasso werden in den Missionstagebüchern der „Weißen Väter“ detailliert beschrieben, so in *Diaire de la Station de Bobo-Dioulasso*, Einträge vom 28.10.1946 (Bd. IV, S. 541) und 24.10.1948 (Bd. V, S. 584); *Diaire de Tounouma*, Eintrag vom 16.10.1945 (Bd. II, S. 227).
- 43 Zum System der kolonialen Zwangsarbeit in Französisch-Westafrika siehe Babacar Fall, *Le travail forcé en Afrique occidentale française 1900-1946*, Paris 1993.
- 44 Einer meiner Interviewpartner brachte Willkür und Härte dieses allgegenwärtigen Phänomens der Zwangsarbeit auf den Punkt: „Quand l'indépendance a déclenché (sic!), alors beaucoup veut (sic!) être libres, avoir la liberté. Parce que il y avait des travaux forcés. Bon, dès que l'on te trouve, bon, avec ta femme, ou bien ta mère. On amène ta femme ou elle ne sait pas où tu t'en vas ... Sinon, en principe, au point de vue, vue humain, mais on était dans l'armée française, ça vaut mieux, parce que là-bas il s'est passé de tout et tout et tout. Mais on était fatigué. Parce que les gens, on les mettait de côté, on fait tout un tas de tralala, on les envoie aux travaux forcés sans, sans faire, sans salaires et tout ça là. Voyez, c'était dangereux. Alors donc, quand la guerre d'indépendance a éclaté, tout le monde était fier de ça.“ A.T., Bobo-

- Dioulasso 10.3.1999. („Also, was die Unabhängigkeit ausgelöst hat, war, daß viele frei sein wollten, die Freiheit haben wollten. Denn es gab die Zwangsarbeit. Also das hieß, du warst dran, sobald man dich bei deiner Frau oder auch bei deiner Mutter gefunden hatte. Oder man nahm einfach deine Frau mit, wenn sie nicht wußte, wo du warst. Also vom menschlichen Standpunkt her war es in der französischen Armee besser, denn was hat man da unten [in der Elfenbeinküste, wohin die meisten Zwangsarbeiter verschickt worden waren ? B.R.] nicht alles erlebt! Aber wir hatten genug davon! Denn man nahm die Leute einfach zur Seite, machte einen Haufen Schikanen und schickte sie in die Zwangsarbeit, ohne alles, ohne Lohn und all das. Sehen Sie, das war gefährlich. Als dann also der Unabhängigkeitskrieg ausbrach [er bezieht sich auf die Protestbewegungen Ende der 40er und zu Beginn der 50er Jahre, denn einen Unabhängigkeitskrieg hat es in Obervolta nicht gegeben, B.R.], waren alle sehr stolz darauf.“ Übersetzung B.R.).
- 45 Und nicht immer waren sie so erfolgreich in der Ahndung solcher Vergehen wie dieser 1945 Heimgekehrte: „Quinze ans et huit mois. C'est ce que j'ai dans l'armée avant de quitter. En ce temps, mon chef de village qui a fait du mal à ma maman et à mon frère ... Je n'ai pas pu digérer ça. J'ai combattu cela et je l'ai fait emprisonner, le chef de village.“ K.D., Bobo-Dioulasso, 16.3.1999. („15 Jahre und acht Monate hatte ich in der Armee, bevor ich den Dienst quittiert habe. Während dieser Zeit hatte der Chef meines Dorfes meiner Mutter und meinem Bruder Unrecht zugefügt. Das konnte ich nicht schlucken. Ich bin dagegen angegangen und habe ihn ins Gefängnis gebracht, den Dorfschef.“ Übersetzung B.R.)
- 46 („In unmittelbarer Reaktion trat sie massenhaft in den RDA ein und kehrte zu den vorkolonialen Verhältnissen zurück. In mehreren Ortschaften weigerte sich die Bevölkerung, Steuern zu zahlen, holte die Kinder aus der Schule, nahm die Eheschließung nach dem Gewohnheitsrecht wieder auf und wandte sich vom Evangelium ab; die Missionare waren fortan schlecht angesehen, hatten sie doch die überkommenen Gepflogenheiten, darunter besonders jene, die im Widerspruch zum Geist des Evangeliums standen, in Zweifel gezogen.“ Übersetzung B.R.) Sano und Konaté, *Décentralisation comme projet*, a.a.O., S. 56.
- 47 Aufschlußreich sind hier wiederum die Missionstagebücher der „Weißen Väter“, in deren Aufzeichnungen sich handfeste Auseinandersetzungen zwischen ehemaligen Soldaten und lokalen Amtsinhabern sowie zwischen Veteranen und Missionaren in etwa die Waage halten. Waren es im ersten Fall Fragen der Amtsanmaßung, so entzündete sich der Streit mit der Mission fast immer an Verlobungs- und Eheangelegenheiten.
- 48 Siehe dazu Bougouraoua Ouédraogo, *L'Assemblée territoriale de la Haute Volta 1948-1952*. In: Gabriel Massa/Y. Georges Madiéga (Hg.), *La Haute-Volta coloniale. Témoignages, recherches, regards*, Paris 1995, S. 475-482.
- 49 Die Verleumdungskampagne, mit der ihn Kolonialadministration und die konservative Dachorganisation der Veteranenvereinigungen von Französisch-Westafrika aus dem Amt zu entfernen trachteten, ist in den Archiven ausführlich dokumentiert. Siehe dazu zusammenfassend Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 157 f.
- 50 („In Bobo-Dioulasso war die Versammlung von etwa 200 ehemaligen Kombattanten durch keinerlei antipathische Äußerungen geprägt. Daraus sollte man vorsichtshalber allerdings keine voreiligen Schlüsse ziehen, wenn man weiß, daß der Vorsitzende der lokalen Vereinigung der ehemaligen Kombattanten von Bobo als ‚Generalkommissar für die RDA-Propaganda‘ zuständig für die Region von Bobo ist, ein sehr aktiver, sehr tatkräftiger und sehr gefährlicher Mann, der sich durch die Schärfe seiner Forderungen und seiner Kritik an Frankreich auszeichnet, dessen Aktivitäten im vergangenen Mai dazu geführt haben, daß zwei Europäer vom Büro der Sektion der ehemaligen Kombattanten zurückgetreten sind, und der seit der kürzlich erfolgten Repatriierung des letzten Europäers dieses Büros nunmehr umso leichter auf die ehemaligen Kombattanten einwirken kann, welche er völlig seinem Einfluß unterwirft.“ Übersetzung B.R.) CAOM 1 Affaires politiques, Carton 2219, Dossier 1, Chemise 4: Mission Liger AOF 1948-1950, Rapport N° 174/CM en date du 25.11.1948 (Dakar) du Commandant LIGER Chef de la Mission chargée de la liquidation des droits des AC's Africains de l'AOF (tournée de documentation effectuée par le Chef de la Mission au Dahomey, Côte d'Ivoire, Haute Volta et Niger), S. 6 f.
- 51 Ebenda, Rapport N° 823/CM, Commandant Liger au Ministre de la FOM, Bobo-Dioulasso 10.03.1949, confidentiel, Objet: Etat d'avancement des travaux de prospection, à la date du 1 mai

- 1949, pour les Territoires de la Côte d'Ivoire, de la Haute-Volta, du Soudan, du Niger et du Dahomey. Exploitation des travaux émanant de la 'Mission', par les Services Administratifs de la Guinée, S. 8.
- 52 Zur detaillierten Analyse dieser Ereignisse unter Heranziehung von Berichten der damals involvierten Veteranen und aktiven Soldaten siehe Lawler, *Soldiers of Misfortune*, a.a.O., S. 214-228.
- 53 Zu der hier nicht weiterzuverfolgenden innerparteilichen Entwicklung des RDA und zur ambivalenten Rolle Houphouët-Boigny's im Kontext der Dekolonisationsbewegung siehe Tiémoko Coulibaly, *Šlites „évoluées“ et populations „indigènes“ en Côte d'Ivoire pendant la colonisation (1946-1960): les valeurs paradoxales d'une mobilisation politique*, Paris 1997 (unveröffentl. Diss., Universität Paris I Panthéon-Sorbonne). Eine vom Autor vorgelegte Zusammenfassung dieser Studie befindet sich in: *Clio en Afrique. L'Histoire africaine en langue française (1997) 2* (<http://www.up.univ-mrs.fr/wclio-af/numero2/theses/coulibaly.html>). Zur Parteienentwicklung in Obervolta bis zur staatlichen Unabhängigkeit siehe Y. Georges Madiéga, *Partis politiques et élections en Haute-Volta*, in: Massa/Madiéga (Hg.), a.a.O., S. 429-448.
- 54 Im Interview vom 22.2.1999 in Ouagadougou, dem auch die folgenden Angaben, falls nicht anders vermerkt, entnommen sind.
- 55 Dies ließe sich um ihre Erfahrungen mit Angehörigen anderer Armeen ergänzen, und hier spricht z.B. die Bewunderung der Veteranen für die lässigen und effizienten US-Amerikaner, Weiße wie Schwarze, Bände.
- 56 („Denn sie waren Nationalisten, sie hatten verstanden, worum es ging, und sie waren fähig zu organisieren, eine disziplinierte Organisation aufzubauen. Sie hatten auch den Mut, mit uns gemeinsam zu marschieren und in der Öffentlichkeit das Wort zu ergreifen, um zu erklären, worum es ging.“ Übersetzung B.R.) Joseph Ki-Zerbo, Ouagadougou, 22.2.1999.
- 57 So wörtlich im Interview: B.R.: „Cette élite, c'étaient les gradés?“ J.K.: „Pas nécessairement, c'est les plus intelligents. Ceux qui avaient le mieux compris les deux systèmes, ceux qui comprenaient le mieux les fonctions et les intérêts en cause, les enjeux de la présence française en Afrique; c'est pas les plus gradés qui sont nécessairement les plus lucides.“ („Diese Elite, waren das die Angehörigen der Ränge?“ „Nicht zwangsläufig, es waren die Intelligenztesten. Jene, die die beiden Systeme am besten verstanden haben, jene, die die Funktionen und in Frage stehenden Interessen sowie das, was mit der französischen Präsenz in Afrika im Spiele war, am besten begriffen haben; die mit den höchsten Dienstgraden sind nicht unbedingt die Scharfsinnigsten.“ Übersetzung B.R.) Ebenda.
- 58 Obwohl die Veteranen in der Regel nicht gerne darüber sprechen, sind Erwähnungen wie, man habe ihnen damals nach dem Leben getrachtet, versucht, sie zu vergiften, indirekte Hinweise auf familiäre Konflikte, welche mit der Rückkehr der teilweise sehr lange Abwesenden aufbrachen: sei es, daß man ihnen ihre finanziellen Mittel neidete, daß jüngere Brüder ihren „Platz“ eingenommen bzw. über ihre Felder verfügten oder daß es zu Auseinandersetzungen um ihre Bräute oder Ehefrauen kam, oder daß sie sich schlicht weigerten, sich familiären bzw. dörflichen Autoritätsträgern unterzuordnen.
- 59 M.S., Ouagadougou, 1.3.1999.
- 60 Joseph-Ki-Zerbo, Ouagadougou, 22.2.1999. Auch in Archivzeugnissen tauchen wiederholt Veteranen als Dorfchefs auf, so z.B. in *Centre National de la Recherche Scientifique et Technologique (CNRST)*, Ouagadougou, Archives du Cercle de Bobo-Dioulasso, série B IV-1, rapports politiques janvier-avril 1948 und janvier-avril 1949; série B V-2, rapports de tournée 1951.
- 61 E.K., Ouagadougou, 26.2.1999; Anselme Sanon, Bischof der Diözese von Bobo-Dioulasso, 22.3.1999. Diese Entwicklung neuer Konsumgewohnheiten ist auch in den Jahresberichten der Weißen Väter dokumentiert. Siehe dazu jeweils die Kapitel über die Diözese von Bobo-Dioulasso in *Rapport annuels* Nr. 40 (1949/50) bis 49/50 (1958-60) in: *Société des Missionnaires d'Afrique (Pères Blancs)* (Hg.), *Rapports annuels*, Issy-les-Moulineaux, insbesondere Nr. 46 (1955-56), S. 281-284.
- 62 M.S., Ouagadougou, 1.3.1999 und Anselme Sanon, Bobo-Dioulasso, 22.3.1999. Vgl. dazu übereinstimmend den Eintrag vom 20.2.1948 im Missionstagebuch der Weißen Väter von Tounouma, in dem erwähnt wird, daß die „Blätter“ mehr und mehr im Verschwinden begriffen sind. In: *Diaire de Tounouma*, 10.9.1946-20.7.1954 (handschriftliches Exemplar, ohne Seitenzählung) in: *Archivio Generale di Missionari di Africa*, Rom.

-
- 63 Anselme Sanon, Bobo-Dioulasso, 22.3.1999.
- 64 Ebenda. Der Großteil der von mir interviewten Veteranen wohnte in diesem Stadtteil.
- 65 Anselme Sanon, Bobo-Dioulasso, 22.3.1999.
- 66 Dieselbe Funktion erfüllen auch die zahlreichen informellen *dolo*-Brauereien und Ausschankstellen in den Privatgehöften. Ein solches, von der Ehefrau eines Veteranen geführtes Unternehmen habe ich während meines Aufenthaltes in Bobo-Dioulasso kennengelernt.
- 67 Zum Männlichkeitskult der Veteranen als einem Aspekt der „emischen Perzeption von Macht“ vgl. Grätz im vorliegenden Band.
- 68 („Damit mein Sohn nicht so eine Null wird wie, wie, ähm, sein Vater. Hätte mich mein Vater in die Schule geschickt, mein Alter, ich wäre heute nicht Feldweibel, sondern ein Offizier wie die anderen, ein Befehlshaber halt.“ Übersetzung B.R.) I.G., Ouagadougou, 5.3.1999. Im gleichen Sinne M.T., Bobo-Dioulasso, 16.3.1999.
- 69 A.T., Bobo-Dioulasso, 10.3.1999; D.D., Bobo-Dioulasso, 19.3.1999.
- 70 „Choisi ce parti? C’est pour l’avenir des enfants. Parce que les enfants, l’école, c’est leur avenir. C’est pour ça que je suis dans le MLN (...)“ („Warum ich diese Partei gewählt habe? Für die Zukunft der Kinder. Denn für die Kinder ist die Schule ihre Zukunft. Und aus diesem Grund bin ich im MLN ...“ Übersetzung B.R.) O.D., Tougan, 17.5.1999.
- 71 Zur Bekämpfung der Aufstände in Madagaskar waren nach sehr groben Schätzungen insgesamt 18 000 Soldaten eingesetzt. Vgl. Jean Tronchon, *L’insurrection malgache de 1947. Essai d’interprétation historique*, Paris 1986, S. 62 ff. Der Anteil der afrikanischen Kontingente – Nordafrikaner, „Senegalesen“, Komorer und Madegassen – der französischen Invasions- und Besatzungstruppen konnte nicht ermittelt werden. Aus den fragmentarischen Archivzeugnissen ließe sich allenfalls auf 30 bis 40% schließen (CAOM, Fond privé Moutet, 60 APOM 17 - Madagascar, Dossier 3: Documents sur la situation militaire und 60 APOM 18, Dossier 2: Rapport du commandant supérieur des troupes de Madagascar et dépendances, général Henry Casseville).

Die *Anciens Combattants*: von lokaler Elite zur Vereinigung der Bittsteller. Zur sozialen und politischen Situation von Kriegsveteranen in Nordbenin

Tilo Grätz

Der vorliegende Text¹ behandelt die Rolle von ehemaligen afrikanischen Soldaten der französischen Armee, den *Anciens Combattants*, innerhalb der Lokalgeschichte des nördlichen Atakora im heutigen Benin.

Zunächst möchte ich jedoch ein Ereignis aus dem Jahre 1996 in dieser Region beschreiben.

Es ist der 3. Februar 1996. Im Dorf Swamou nahe Matéri im äußersten Nordwesten von Benin findet ein großes Totenfest (Biali: *humum*) statt. Heute wird Kiansi Kampotta, ein *Ancien Combattant* (*swosiyeege*), ein ehemaliger Soldat der französischen Armee, zu Grabe getragen. Er war lange Zeit Dorfcchef (*sielibega*) in Swamou, bevor er v.a. aus gesundheitlichen Gründen dieses Amt abgeben mußte. Der Ort wird mehrheitlich von *byerebe*² (oder Berba) bewohnt. Einer der zahlreichen Söhne des Verstorbenen ist *capitaine* der beninischen Armee und in Parakou stationiert. Er hat sich im Einvernehmen mit der Familie entschlossen, den Leichnam solange im Leichenhaus von Natitingou aufzubewahren, bis alle Vorbereitungen für das Fest beendet worden sind und um andererseits vielen Personen die Möglichkeit zur Teilnahme daran zu geben. Dieses Verfahren ist im Normalfalle aus Kostengründen nicht möglich, denn das Leichenhaus ist weit entfernt.

Die Vorbereitungen zur Grablegung werden vom *Chef de terre*, dem Erdherrn (*tinyau*), sowie dem aktuellen Dorfcchef Kassa Gnammi, einem Bruder des Verstorbenen, überwacht. Der Leichnam wird unter einem Ventilator vorbereitet und die letzten Opfer erfolgen. Schließlich tragen Soldaten, ebenfalls aus Parakou, den Sarg zur Grablegung. Ein Sarg ist eigentlich wie auch die militärische Begleitung – bei den Berba nicht üblich³. Zur Umrahmung des Festes sind 14 große Festtrommeln (*kankana*) aufgeboden, Reiter zeigen ihr Können, viel Hirsebier (*laam*) macht schon am Morgen die Runde.

Es sind viele Einwohner der umliegenden Gemeinden Mamoussa, Yondi-Séri, Pingou, Matéri und viele Berba aus dem etwas weiter entfernten Tanguiéta sowie Migranten aus Parakou anwesend, zusammen schätzungsweise 3000 Personen, die auch per gemietetem Bus und Taxis sowie zu Fuß angereist sind. Dazu zählen auch zwei Ethnologen, die viele Fotos und Musikaufnahmen machen. Am Morgen wurde sogar eine Messe für den Verstorbenen in der katholischen Mission von Matéri gelesen.

Ein Totenfest ist eines der wichtigsten Rituale in der Gemeinschaft der Berba. Dieses öffentliche Ereignis entspricht der Bedeutung der betreffenden Person und bestimmt das Ansehen der entsprechenden erweiterten Familie (*laboue*, oder *brotherset*, *subclan*). In diesem Falle haben wir es mit einer bewußten Kombination verschiedener Elemente zu tun, einer *bricolage* aus Revitalisation und Erfindung

innerhalb eines regionalen Großereignisses, einer gut vorbereiteten öffentlichen Inszenierung zur Festigung sozialer Beziehungen der lokalen Gemeinschaft (hier auch zu den Funktionären und Militärs, die außerhalb der Region leben), die hier als Kultgemeinde angesprochen wird.⁴

Es vollzieht sich eine Schaffung symbolischen Profits, eine Nutzung des hohen persönlichen Ansehens des Verstorbenen durch seine Nachkommen, zu denen viele Staatsangestellte zählen. Gleichzeitig tauchen viele Freunde des Verstorbenen auf, ebenfalls alte Kämpfer, *Anciens Combattants*, die über alte Zeiten reden, Pastis und Sodabi [Palmweinschnaps] trinken und einen Ehrenplatz bekommen. Mir fällt Sambieni Tamani auf, ein Alter aus dem Nachbardorf Tiélé. Er baut sich vor allen auf und trinkt auf den Verstorbenen, hält eine Rede, in der er an seine Kraft und Stärke (*bansem*) als Kämpfer erinnert, aber auch sein Amt als ehemaliger Dorfcchef hervorhebt. Danach schießt er mit einer Schrotflinte mehrfach in die Luft, ein Akt, den er rund um die Beerdigung wiederholt. Als ich ihn darauf anspreche, meint er, daß er ein großer Jäger (*carau*) sei, jemand, der auch Elefanten töte (also ein Wilderer ist), und lacht mit den anderen Alten, die ebenfalls eine Flinte tragen.

Das Fest geht die ganze Nacht hindurch weiter. Man spricht noch lange von diesem Ereignis.⁵

Auf diese Serie von Selbstinszenierungen, das öffentliche Ritual und die damit verbundenen sozialen Beziehungen möchte ich jetzt nicht weiter eingehen.⁶ Hier soll auf die Begegnung mit einer Personengruppe hingewiesen werden, die vor allem in der Kolonialgeschichte eine wichtige Rolle spielte: die *Anciens Combattants*. Der Text widmet sich also einem Thema, das in der Geschichte Westafrikas angesiedelt ist. Ich versuche, die Rolle der ehemaligen afrikanischen Soldaten der französischen Armee im lokalen politischen Feld nachzuzeichnen. Sie werden in Benin allgemein *Anciens Combattants* genannt, sind in Europa aber mehr als *Tirailleurs Sénégalais* bekannt⁷. Der geographische Rahmen meiner Darstellung bezieht sich auf mein Arbeitsgebiet: das nördliche Atakora in der Republik Benin.

Bei meiner Arbeit über die politische Geschichte dieser Region fiel mir zum einen auf, daß es dort recht viele dieser „ehemaligen Kämpfer“ gab und verhältnismäßig viele von ihnen über längere Zeit einflußreiche Personen waren, die die Position des Dorfcchefs (*chef de village*) oder gar Kantonschefs (*chef de canton*)⁸ bekleideten oder in der Kolonialverwaltung angestellt waren und zum Teil noch in der Gegenwart über eine gewisse Autorität verfügen.

Demgegenüber wirkt ihr öffentliches Auftreten heute mitunter sehr seltsam. Auf den Wochenmärkten (*kari*) trifft man viele von ihnen in kleinen Gruppen beim reichlichen Genuß von Hirsebir und Sodabi. Sie sprechen sofort den europäischen Besucher an, bieten ihm betont ihr gebrochenes Französisch⁹ an und glorifizieren im Gespräch ihre Kriegserlebnisse: Sie erzählen z.B. begeistert vom Defilee auf der *Avenue des Champs Elysée*, von den Reden de Gaulles oder den Buschkämpfen in Vietnam. Man braucht kaum Fragen zu stellen: sie erzählen unaufgefordert, eigentlich immer wieder ähnliche Geschichten. Dabei sind ihre *classe* (Jahr ihres Einzugs), eine Aufzählung aller Orte, an denen sie während ihres Dienstes waren, des militärischen Grades und ihrer Kategorie (wichtig für die Pensionszahlungen) zum Zeitpunkt ihrer Entlassung und immer wieder ähnliche Ausrufe wie „J'étais dans la guerre! On a vu la France! On a fait le combat!“ zu hören. Wenn man sie dann zu

Hause besucht, wird als Beweis immer das Dienstbuch vorgelegt, sowie die *carte de combattant* (sofern vorhanden).

Beispiele für Anciens Combattants in Verwaltungsfunktionen, s/p Tanguiéta und Matéri

Kiansi Kampotta, Swamou †	chemals <i>chef de village</i> in Swamou
Sambieni Tamani, Tiélé †	chemals Angestellter der Distriktverwaltung in Tanguiéta
Kayora Nagassi, Tanguiéta	chemals <i>garde de cercle</i> , Tanguiéta
Sambieni Kutu, Gouandé †	chemals <i>chef de village</i> in Kubekwandu
Tawema Nuanti Dabim	chemals <i>chef de village</i> in Pingou
Francois Nouéni, Materi †	chemals Bürgermeister von Matéri
Gnarigo Dari, Materi	Präsident des <i>bureau des sages</i> , Materi
Chabi Kensa, Materi	Präsident des <i>tribunal de conciliation</i> , Matéri Ehemals <i>chef d'arrondissement</i> in Datori
Yegebou	Ehemals <i>chef de canton</i> , Tanguiéta
Sahgui	Ehemals <i>chef de canton</i> , Tiélé

Dies befremdete mich, da ich wußte, daß die meisten von ihnen zwangsrekrutiert worden waren oder sich eher aus Naivität hatten anwerben lassen. Es ist jedoch zunächst weniger diese eigenartige Form der öffentlichen Selbstdarstellung, sondern eher die Frage nach den Bedingungen des Erlangens und Gestaltens ihrer Position in der Vergangenheit, die mein Ausgangsproblem ist.

Meine Darstellungen führen jedoch auch hin zu den aktuellen Prozessen der politischen Transformation in Benin, die sich in meinem Arbeitsfeld widerspiegeln. Denn die *Anciens Combattants* haben sich als Interessengruppe seit einiger Zeit neu formiert. Sie haben eine Vereinigung gegründet, die gerade in dieser Region des nördlichen Atakora sehr aktiv ist. Als ehemalige lokale Elite versuchen sie wie auch andere Gruppen, z.B. die *Chefs supérieurs*¹⁰ und lokale Entwicklungsvereinigungen, ihre Interessen politisch geltend zu machen und somit den gesellschaftlichen Wandlungsprozeß in Benin auf ihre Weise zu beeinflussen. Dieser ist heute u.a. von der Multiplikation von Vereinen aller Art, einer Vielgestaltigkeit des Diskurses über traditionelle, regionale oder korporative Identität (in Parteien, Nichtregierungsorganisationen, religiösen Vereinigungen usw.) sowie allgemein von der Zunahme politischer Intermediarität geprägt

. Auf den Verein der *Anciens Combattants* werde ich später eingehen. Zunächst möchte ich jedoch ihre geschichtliche Rolle rekonstruieren. Meine These ist in diesem Zusammenhang, daß die *Anciens Combattants* zu einer lokalen politischen Elite wurden, weil sie erfolgreich einen einheimischen Diskurs über Macht und physische Stärke mit den Kategorien von Loyalität und Autorität der Kolonialadministration verbanden, ihr soziales und ökonomisches Kapital erfolgreich in der Gestaltung einer ihnen zugeschriebene Rolle als *chefs* bzw. *autorités locales* einsetzten und somit in der späten Kolonialzeit und nachkolonialen Zeit bis zur *Révolution* der 70er Jahre zu einem wichtigen Faktor im lokalen Machtgefüge wurden.

Zur Sozialgeschichte der *Anciens Combattants*

Rekrutierung

Hier seien zunächst noch einmal die Kategorien erwähnt, die den Veteranen nach der französischen Militärnomenklatur jeweils zugeordnet werden. *Anciens Combattants* sind streng genommen nur diejenigen, die aktiv an einem Feldzug in den Reihen der französischen Armee teilgenommen haben. Die ehemaligen „nur“ Armeedienstleistenden werden als *Anciens Militaires* bezeichnet, was auch mit unterschiedlichen Pensionsansprüchen verbunden ist. Diese richten sich nach möglichen Verletzungen, Mindestdienstzeiten etc.

Die Franzosen rekrutierten junge Männer für den Kriegsdienst systematisch seit dem ersten Weltkrieg, später dann im zweiten Weltkrieg (sowohl für das Vichy-Regime als auch für die „Truppen des Freien Frankreich“ unter Führung von de Gaulle), im weiteren dann im Indochina- und Algerienkrieg, aber auch außerhalb dieser Kriege vor allem als Offiziersdiener. Die Kategorie der *Anciens Combattants* ist durch die personelle Kontinuität nicht immer leicht von der polizeiähnlichen Truppe der *gardes de cercle* zu trennen, die auch nach der Unabhängigkeit noch weiter bestand, wie folgendes Beispiel zeigt:

Kayora Nagassi aus Tanguiéta stammt ursprünglich aus Swamou. Er wurde zum Indochinakrieg eingezogen und diente dort zehn Jahre. Nach seiner Rückkehr heiratete er, er hat eine Frau und sieben Kinder. Schließlich trat er in die Reihen der Gendarmerie ein. Als *garde de cercle* diente er an verschiedenen Orten in Benin: in Cotonou, Parakou, Djougou und Natitingou. Nach seiner Pensionierung setzte er sich in Tanguiéta zur Ruhe: „Avec mon ami, on voulait rester ici, les enfants pouvaient bien fréquenter l'école.“ Seine Kinder besuchten hier das *collège*, viele von ihnen arbeiten inzwischen an anderen Orten als Manager, Krankenpfleger, Schneider und Händler. Kayora Nagassi genießt großes Ansehen in seinem Viertel ob seiner ruhigen und ehrlichen Art. In seinem Haushalt wohnen mehrere junge Schüler aus Dörfern der Umgebung, die das *collège* besuchen. Viele von ihnen kommen aus Familien, zu denen Kayora gute Beziehungen hat, da er mit dem – noch lebenden oder bereits verstorbenen – Vater gemeinsam im Indochinakrieg war.¹¹

Aber auch in der Armee des unabhängigen Benin machten ehemalige Soldaten weiter Karriere. Prominente Beispiele sind der jetzige Staatschef Mathieu Kérékou, ein Indochinakämpfer¹², und Maurice Kouandété, ein ehemals sehr einflußreicher Militär (zeitweise auch Staatschef einer Militärregierung) aus dem Norden Benins¹³.

Aufschluß über die Bedingungen der Rekrutierung und des Dienstes der afrikanischen Soldaten in der französischen Armee gibt die sehr detaillierte Studie von Myron Echenberg, deren Untersuchungszeitraum jedoch mit 1960, dem Jahr der formellen Unabhängigkeit der meisten afrikanischen Kolonien Frankreichs, endet, was angesichts der Kontinuität politischer Strukturen in sozialhistorischer Hinsicht bedauerlich ist. Echenbergs Arbeit konzentriert sich vor allem auf den Armeedienst, kaum auf die spätere Rolle von Veteranen in den lokalen Arenen politischer Machtgestaltung. So wird zwar ihre Funktion als *pressure group* auf nationaler Ebene im Kontext des Unabhängigkeitskampfes in den Blick genommen, die alltägliche Situ-

ation von Herrschaft vor Ort bleibt dabei aber ebenso unberücksichtigt wie die Selbstdarstellungen von Veteranen und emische Interpretationen ihrer Rolle.¹⁴

Die Motive der französischen Regierung, Afrikaner zum Kriegsdienst heranzuziehen, werden in der Literatur unterschiedlich gedeutet. Häufig gilt simpler Rassismus – auch in der beabsichtigten Wirkung auf die Deutschen – als Leitmotiv¹⁵; andere Autoren verweisen auf demographische Faktoren:

„Es ging um die Aufstellung einer ‚Schwarzen Armee‘, einer systematischen Rekrutierung und Ausbildung von ‚Kanonenfutter‘ in den Kolonien. Angesichts der oft zitierten ‚Unfruchtbarkeit Mariannes‘, die ein jahrzehntelanges Stagnieren der Bevölkerungszahl Frankreichs zur Folge hatte, spielte diese Frage schon vor Ausbruch des Weltkrieges in der öffentlichen Diskussion eine gewisse Rolle. Oberst Mangin – er wird bisweilen als Theoretiker der ‚Schwarzen Armee‘ bezeichnet – erwirkte die Bildung einer speziellen Kommission, die unter seiner Leitung im Jahre 1910 Französisch-Westafrika bereiste. Diese hielt es durchaus für möglich, allein dort jährlich 40 000 Soldaten für eine Dienstzeit von fünf Jahren auszuheben. Dementsprechend unterbreitete 1911 der Kolonialminister Messimy den Vorschlag zur Bildung einer ‚Arabischen Armee‘ (Algerische Schützen) und einer ‚Schwarzen Armee‘, beide ursprünglich gedacht zur ‚Verteidigung‘ des Kolonialreiches. Diese Pläne erlangten 1912 durch ein Dekret Rechtskraft. Auf ihrer Grundlage hielt Frankreich bereits bei Kriegsausbruch etwa 30 000 Kolonialsoldaten unter Waffen. Sie wurden schon in den ersten Kriegsmonaten eiligst nach Frankreich verlegt und dort sofort an die Front geworfen. Zielte die Rekrutierung vor dem Kriege in erster Linie noch auf die kriegserprobten Berufssoldaten aus dem Senegal und dem Sudan, so änderte sich die ethnische Zusammensetzung der Kolonialtruppe in dem Maße, wie der Moloch Krieg immer neue Opfer forderte. Dreiviertel aller Soldaten in den während des ersten Weltkrieges von Französisch-Westafrika gestellten Truppenkontingenten waren nunmehr Zwangsrekrutierte. Bald zerstob ihre Illusion, durch den Militärdienst möglicherweise soziale Chancen zu erhalten.“¹⁶

Die wichtigste Institution waren die *commissions mobiles*, die durch das Land reisten und die Aushebungen vornahmen:

„C'est sont les Français qui nous ont amenés par force. On donne un petit papier à ton père pour le convoquer au bureau. On prend tous les jeunes. Fuir ? Ah on vous attrape, les chefs cantons attrapent et donnent au commandant qui amène à Cotonou et on prend le bateau.“¹⁷

Für die Kolonie Dahomey sind die Verfahren und Probleme der Aushebungen für den Ersten Weltkrieg relativ gut von Hélène D'Almeida-Topor dokumentiert worden. Sie gibt eine ausführliche Beschreibung vor allem der zweiten Welle der Aushebungen im Jahre 1918: „Le contingent que devait fournir le Dahomey avait été fixé à 3 500 hommes par le gouvernement général, mais Fourn majora ce nombre d'un huitième pour être sûr de parvenir au résultat requis.“¹⁸

Gemäß einem Dekret der Zentralverwaltung der A.O.F. versuchte man – eingedenk der vorangegangenen Erfahrungen unter Gouverneur Noufflard – ein wenig andere Methoden anzuwenden:

„Le décret de 14 janvier 1918 imposa aux colonies d'Afrique un effort supplémentaire de participation à la défense nationale, mais en substituant le recrutement par appels spéciaux au système des engagements volontaires. Les appe-

lés devaient d'ailleurs bénéficier des mêmes avantages que ceux dont jouissaient auparavant les engagés: prime d'incorporation pour la recrue, allocation et dégrèvements d'impôts pour la famille.¹⁹

Um bessere Resultate zu erzielen, entsandte man im August 1918 sogar den Abgeordneten Französisch-Westafrikas in der französischen Nationalversammlung, Blaise Diagne, zu einer Mission nach Dahomey, aber: „Ses discours où se mêlaient promesses et menaces obtinrent peu de succès ... L'annonce d'une nouvelle ponction parmi les hommes valides produisit un mouvement de panique qui s'exprima par la fuite dans de nombreuses régions.“²⁰

Einige Chefs halfen den Franzosen, die vorgegebenen Zahlen zu erfüllen, jedoch war die Position der Chefs sehr unterschiedlich:

„Quoi qu'il s'agisse de fuite, de révolte armée ou d'acceptation forcée, la réponse des villageois fut celle de groupes dont les structures traditionnelles demeureraient vivantes. Certains chefs, qui se mirent au service de l'administration par intérêt ou par crainte, se virent désavoués et parfois violemment attaqués par leurs subordonnés; d'autres, en revanche, renforcent leur autorité en prenant des positions qui répondaient à la volonté générale et non à leur profit particulier.“²¹

Im August 1918 konnte man jedoch für die Kampagne immerhin 3340 neue *tirailleurs* verzeichnen, wengleich auch 160 Männer weniger als die 3500 vorgesehenen. Insgesamt wurden bis zu diesem Zeitpunkt 10 300 *tirailleurs* (und weitere 2000 Träger für die Expeditionskolonne nach Kamerun) von einer geschätzten männlichen erwachsenen Gesamtbevölkerung von 294 636 Personen rekrutiert.²² Aber ihre Armeedienstzeit dauerte aufgrund des Waffenstillstandes im November 1918 nicht sehr lange. Allerdings forderten die Rückkehrenden nun ihre Rechte:

„Avec le retour des soldats dans leurs foyers et leur désir d'obtenir des droits après avoir fait leur devoir. Dès le mois de septembre 1919, cette tendance s'exprima dans plusieurs régions du Dahomey: des permissionnaires et des libérés tinrent de véritables meetings auxquels ils convièrent la population, les chefs ainsi que les tirailleurs cantonnés sur place. Il y affirmèrent, entre autres, leur droit de participer à la vie publique du cercle.“²³

Dies ist ein Element, das dann – vor allem auch nach den weiteren Aushebungen – zur Schaffung einer neuen einflußreichen Personengruppe beitrug.

Im Falle des nördlichen Atakora fällt die große Anzahl der zwangsrekrutierten Soldaten auf. Betrachtet man die Archivquellen, so läßt sich als Erklärung eine paradox anmutende Haltung der Kolonialadministration finden, die mit dem Prozeß der Zuschreibung kollektiver Identität in der Region zusammenhängt.

Das Gebiet des nördlichen Atakora wurde als eines der letzten überhaupt in die Kolonie Dahomey eingegliedert. Lange Zeit galten die Bewohner, die in einer Art Rückzugszone lebten, als wild, unzivilisiert. Man nannte sie zunächst – entsprechend der Fremdbezeichnung ihrer islamischen Nachbarn – *Kafiris*, die Ungläubigen, dann *Somba*. Sie galten als archaisch, kriegerisch und anarchisch ob ihrer akephalen sozialen Strukturen ohne Zentralgewalt²⁴, ihrer Selbstdarstellung als große Jäger, ihrer spärlichen Bekleidung und ihrer wehrburgenartigen Gehöfte, die man *Tata* nannte.²⁵

In dieser Region begann man aber nun junge Männer systematisch als Rekruten auszuheben, weil man von ihrer physischen Kraft überzeugt war²⁶. Die Aushebungen führten dazu, daß viele sich versteckten oder gar zurückschlügen. So entstand 1914-1916 eine kleinere Rebellion, angeführt von Kaba, die anfangs Unruhe stiftete, aber bald niedergeschlagen wurde. Das Echo dieser Aktionen erzeugte allerdings eine Stärkung des kriegerischen Images der *Somba* und führte ironischerweise wiederum zu einer bevorzugten Aushebung. Diese kann man weniger im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg²⁷, dann aber für den Indochina-Krieg²⁸ feststellen, auch wenn bis dahin die Methoden verfeinert wurden: Dorfchefs wurden als bezahlte Mittler zwischengeschaltet, Verwandte als Geiseln genommen oder Handgelder gezahlt.

„Quand les soldats sont venus, j'étais absent. Ils ont demandé à ma mère: 'Où est ton fils ?' Elle n'a pas répondu. Mon petit frère était indisponible. Ils ont donc amené ma mère à Matéri. Mon petit frère est venu m'informer, et je me suis décidé de rentrer me présenter pour libérer ma mère.“ (Sambieni Kutu, 1.10.1993, Gouandé)

„Quand les blancs venaient pour recruter les gens j'étais à N'Dahonta. Comme j'avais des grands frères déjà recrutés, j'étais venu rester chez mon papa qui était à Tanguiéta. Quand les blancs sont arrivés ils m'ont visité et m'ont recruté.“ (N'Sera, 26.6.1996, Tanguiéta)

„C'étaient les français qui nous ont amenés par force. On donne un petit papier à ton père pour le convoquer au bureau. On prend tous les jeunes. *Vous n'avez pas fuit ?* Ah on vous attrape, les chefs cantons attrapent et donnent au commandant qui amène à Cotonou et on prend le bateau.“ (Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé)

Sambieni Tamani Tiél 1965 zurück. Man trifft fast auf eine „Familientradition“: auch sein Vater diente in é lebt heute in Mamoussa. Er war im Algerienkrieg und kam der Kolonialarmee.

„Mon grand père aussi, il a fait l'armée. Il a fait la France, Il a fait l'Allemagne, ça fait longtemps, 14-18! Il est mort maintenant. Moi je suis allé en France. C'était forcé. On te donne la convocation, ceux qui veulent pas partir, on va mettre ton père en prison. Avant, c'est forcé, puisque c'était des français qui commandent, c'était obligatoire, tout le monde devait faire l'armée, sauf les inaptes, 'exemptés de santé' – on te laisse, sinon – pour tout le monde c'était obligatoire de faire l'armée. Se cacher ? Ils vont venir mettre mon père dans le prison! Il faut pas se cacher.“ (Sambieni Tamani, Tiélé 9.2.1996)

Einige Teilnehmer des Indochinakrieges berichteten mir jedoch auch, daß sie sich – angezogen von der Selbstdarstellung der Rückkehrenden und den erhöhten Soldzahlungen²⁹ – auch freiwillig meldeten. Dies ist nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund einer veränderten französischen Militärpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg zu sehen: Die Franzosen strebten an, eine Berufsarmee aus weitestgehend Freiwilligen zu schaffen, innerhalb derer Afrikaner zunehmend auch in niedrige Offiziersränge aufsteigen konnten.³⁰

Rückkehr und Stellung im politischen System der Kolonialverwaltung

Warum wurden *Anciens Combattants* nun nach ihrer Demobilisierung bevorzugt Dorfchefs oder niedere Angestellte?

In den Richtlinien für die Kolonialbeamten bezüglich der Ernennungen einheimischer Autoritäten hieß es, daß zunächst Angehörige lokaler Herrschaftslinien gewählt werden sollten:

„... Recrutement, Article 15

Les chefs de canton ou de quartier seront recrutés:

1) de préférence parmi les descendants des anciennes familles dahoméennes, ésignés par la tradition ou par la coutume pour exercer le commandement...“³¹

Vorrangiges Problem der französischen Kolonialadministration³² im Norden des Atakora war, daß für die Positionen von Dorfchefs nicht auf einheimische politische Eliten bzw. auf Eliten, die sich auf genealogische Argumente einer weiterreichenden Herrschaftstradition hätten berufen können, zurückgegriffen werden konnte. Diese akephale Gesellschaft, in der die Lineagezugehörigkeiten dominierten, kannte zwar innerfamiliäre und religiöse Autoritäten, jedoch keine *chefs* mit sozial weitreichender Herrschaftslegitimität.

„Leur individualisme les éloigne des chefs qui ne paraissent pas être encore arrivés à se créer du prestige et de l'autorité sur elles. Il semble que l'administration soit difficile avec des chefs si peu influant et des gens si attachés. Il n'en va pas de même heureusement dans la région de Kouandé où l'autorité des dirigeants est plus facilement acceptée.“³³

„Les envoyés des chefs et ceux-ci sont souvent mal reçus dans les villages.“³⁴

Der zweite Artikel der oben angeführten Richtlinie aus dem Jahre 1938 besagte jedoch, daß in Ermangelung dieser gesellschaftlichen Eliten auch „verdienstvolle“ Personen gewählt werden konnten, vorzugsweise solche, die schon in der Verwaltung tätig waren, zumindest aber schon in französischen Diensten gestanden hatten:

„(...) 2) parmi les indigènes (notables), lettrés si possibles, *ayant rendu des services à la cause française* et aptes à remplir les fonctions par leur autorité et l'influence dont ils peuvent jouir dans le pays.“³⁵

Darüber hinaus wurde in der Region um Tanguiéta schnell klar, daß die zuerst eingesetzten *chefs de canton*, meist religiöse Autoritäten, bis auf Ausnahmen – der Erdpriester Kwaro in Taiacou – über keine Akzeptanz in ihrer Rolle seitens der Bevölkerung verfügten. Dies änderte sich auch wenig, als man dazu überging, kleinere administrative Einheiten zu bilden.

Vereinfachtes Schema der französischen Kolonialverwaltung im nördlichen Atakora³⁶

Titel	Ort
Ministre des affaires d'Outre-Mer	Paris
Gouverneur Général A.O.F.	Dakar
Gouverneur de la Colonie	Porto-Novo
Chef du bureau politique	Porto-Novo
Commandant du cercle (Atakora)	Kouandé, à partir de 1914 Natitingou
Chef de poste/chef de subdivision	Tanguiéta
Bureau administratif -"-	Tanguiéta
Chef de canton /secrétaire	Tanguiéta, Taiacou, Tiélé, Gouandé, Batia
Chefs de village;	verschiedene
Chefs de quartier/ Chef Hausa, Mossi etc.	
Divers conseillers	

Ein *Rapport politique* aus dem Jahre 1934 berichtet demgegenüber von der bewußten Entscheidung für einen *Ancien Combattant* in der Nachfolge eines verstorbenen *chef de canton* in Tanguiéta. Der Bezirkskommandant berief sich dabei auf eine Richtlinie, die der Generalgouverneur der AOF, van Vollenhoven, schon 1917 für den Fall der Ermangelung an „traditionellen Chefs“ ausgegeben hatte:

„Faisant état des observations présentées par le Chef de la colonie, dans sa lettre N° I.014 A.P.A. du 9 Août 1934, sur la nécessité en matière de remaniements territoriaux, d'avoir, avant toute chose, des chefs dignes de ce nom à placer à la tête des nouvelles unités administratives constituées, M. Diop propose de recourir en raison de la carence à peu près complète des Chefs de groupements actuellement en place, et l'impossibilité de leur trouver un successeur convenable parmi les membres de leur famille ou les notables du pays, *des nominations d'anciens tirailleurs, ou gardes retraités dont l'aptitude au commandement aurait été préalablement éprouvée.* C'est la solution exceptionnelle préconisée par M. le Gouverneur Général Van Vollenhoven, dans sa circulaire du 15 Août 1917 sur les chefs indigènes lorsque l'on se trouve en présence des populations encore peu organisées et à peine sorties de la période des luttes intestines qui précédaient la pacification.

C'est bien le cas des populations de la subdivision de Tanguiéta. J'émet donc un avis favorable à la prise en considération des suggestions de M. Diop, et la réalisation de la fusion proposée des quatre groupements Tankambas sous l'autorité de Manou, Chef actuel du Canton de Batia (welcher ein *Ancien Combattant* war, T.G.).“³⁷

Ähnliche Fälle finden sich auch in anderen Orten: Sambieni Kutu, ein *Ancien Combattant* des Zweiten Weltkrieges, war *chef de village* in Kubekwandu bis zur Zwangsumsiedlung des Dorfes (*regroupement*) im Jahre 1963 und später dann Mitglied im Dorfrat (*conseil de village*) in Gouandé. Auf die Frage, warum er für diese Funktionen in Frage kam, antwortete er: „Ils (les autorités, T.G.) étaient contents de moi. Souvent, j'ai aidé le chef de canton à organiser des réunions et des regroupements. J'ai su rassembler les gens.“³⁸

Man setzte auf die Loyalität der Veteranen seit dem Armeedienst³⁹ und aufgrund ihrer Bezahlung und ernannte so z.B. auch Yegebou, den letzten *Chef de canton* von Tanguiéta. Über ihn sagte man mir: „C'est quand il est revenu de la France qu'il est devenu chef. Sans les blancs, il ne peut pas devenir chef.“⁴⁰

In anderen Fällen ging es um Arbeitsplätze in der Verwaltung. Sambieni Tamani war nach seiner Rückkehr Angestellter der Distriktverwaltung (heute *sous-préfecture*) in Tanguiéta. Er besitzt eine Trompete, die er bei jedem öffentlichen Appell, zumeist zu Feiertagen, blasen mußte:

„Après, on m'a pris chez le commandant pour que je joue la trompette. Je l'ai fait 18 ans ... s'il y a la fête, on joue; premier août, 25 octobre, 11 novembre, premier janvier, 14 juillet, tout les fêtes, tout les fêtes qui viennent à Tanguiéta, c'est pour moi.“⁴¹

Auch noch später, nach der Unabhängigkeit, gelangten *Anciens Combattants* in wichtige Positionen: Tawema Nuanti Dabim wurde um 1935 im Dorf Pingou (*sous-préfecture* de Matéri) geboren. Später besuchte er die Schule in Tanguiéta, wo er bei einem Bruder seines Vaters unterkommen konnte. Dort wurde er in die französische Armee eingezogen und nahm am Indochina-Feldzug teil. Nach dem Dienst kehrte er nach Pingou zurück und heiratete. Kurz darauf, um 1960, wurde er dort Dorfchef und blieb dies bis 1980.

Francois Nouéni war der erste Bürgermeister von Matéri, nachdem dieses Amt Mitte der siebziger Jahre geschaffen wurde. Er war ein alter Kriegsveteran und hatte am zweiten Weltkrieg, am Indochina- und Algerienkrieg teilgenommen. Er besaß Grundbildung und stieg in der Armee zum *adjutant* auf, was sonst kaum einem Rekruten der Region gelungen war. Nach seiner Rückkehr aus der Armee arbeitete er in den sechziger Jahren einige Zeit als Sekretär des *chef de canton* in Matéri, bevor er 1975 selbst Bürgermeister wurde. Francois Nouéni verstarb 1990.

Diese Beispiele führen nun zur Frage, wieso es den *Anciens Combattants* gelungen ist, eine gewisse Autorität innerhalb der Gemeinschaft zu erlangen. Sie befanden sich ja in einer Art Dilemmasituation, die dem von Gluckman et al. beschriebenen *dilemma of the village headman* entsprach.⁴² Demzufolge gerieten einheimische Autoritäten dadurch in ein Dilemma, daß sie zwei verschiedenen Formen von Legitimität entsprechen und unterschiedlichen Erwartungshaltungen gerecht werden, d.h. sich einerseits loyal gegenüber der Kolonialadministration – und später der postkolonialen Verwaltung – zeigen, regelmäßig Steuern und Arbeitskräfte aufbringen und Anordnungen durchsetzen mußten. Andererseits mußten sie sich gegenüber der einheimischen Bevölkerung legitimieren. Für ihren Erfolg sind nach meiner Einschätzung vor allem drei Faktoren verantwortlich: die Art ihres öffentlichen Auftretens bzw. ihre Rhetorik, ihr soziales Kapital und ihre ökonomischen Mittel.

Öffentliche Selbstdarstellung

Die zurückkehrenden Soldaten berichteten – wie heute noch die Veteranen – in schillernden Tönen von ihren Erlebnissen. Sie waren damals die erste Gruppe von Migranten in der Region, Personen, die etwas von der Welt gesehen hatten und dies auch kundtaten:⁴³

„De Cotonou à Marseille; on nous apprend à faire le combat en 6 mois, 8 mois, 1 an. Quand on a fini, on nous envoie en Indochine, j'ai fait 3 mois au Sénégal et 3 mois en France et 24 mois en Indochine! ... J'ai fait le défilé là-bas, à Paris. Au centre de Paris avec De Gaulle. Il marche toujours la main comme ça avec une canne. J'ai fait deux mois là pour aller en Indochine. J'ai fait trois ans là-bas. Et 4 ans à Fréjus.“⁴⁴

Unterwegs, *en aventure*, gewesen zu sein, hat ihnen Vorteile verschafft:

„Si tu es là et tu n'as pas voyagé – ce n'est pas bon! Quand tu connais en France, c'est déjà bon, comme toi tu connais maintenant l'Afrique, c'est bon! Si tu fais ça, tu as un peu de l'argent, et tu peux trouver une femme, c'est plus facile. Si tu n'as pas l'argent, qu'est-ce que tu vas trouver?“⁴⁵

Die Veteranen stellen sich – wie Tamani beim Totenfest in Swamou – vor allem als erfolgreiche Krieger und Jäger dar. Dies entspricht einem Bild, das in der männlichen Rhetorik und der öffentlichen Rede bis heute sehr prägnant ist. Immer wieder werden Geschichten und Lieder von Helden und Jägern präsentiert, die von den Männern in den Hirsebierbars (*cabarets*) und bei nächtlichen Feiern nach den Markttagen gepriesen werden. Bei diesen Anlässen inszenieren sich die Kriegsveteranen gleichzeitig als die lebenden Helden, die von ihren Erlebnissen und Taten berichten – und anderen reichlich Hirsebier und Sodabi spendieren.

Aus den mündlichen Quellen geht hervor, daß erfolgreiche Jäger, starke Männer, aber auch Anführer in den lokalen Fehden oder Verteidigungskriegen früher – vor allem angesichts der immer wieder einbrechenden Sklavenjäger – über große Autorität verfügten. Diese Einstellung hielt auch in Zeiten des *pax colonialis* an, der ja erst allmählich die sozialen Strukturen und Wirtschaftsformen veränderte. Die Transkontinuität in der emischen Perzeption von Macht⁴⁶ verband sich mit den semantischen Elementen, die den schöpferischen Diskurs der Veteranen ausmachte, ihnen somit Anerkennung verschaffte und sie auch für politische Ämter prädestinierte, denn: „Power rests not simply on the acquisition of land and material objects but rather derives from unequal access to semantic creativity.“⁴⁷

Erst in den persönlichen Tiefeninterviews offenbaren die Veteranen die Härte des Krieges.⁴⁸ In der Schlacht mußten sie oft in erster Linie kämpfen, wo sie oft auch als „psychologische Waffe“ fungierten:

„Le temps de la guerre, c'est chaud. On a vu la guerre de l'Allemagne et après, c'est Indochine en 1950, où m'a attrapé forcé, ah, la guerre c'est dur, il faut les chasser, les Vietnamiens, oui, on les a tués en pagaille, combien – on ne connaît pas, c'est beaucoup. Les Français nous amènent; on amène un premier groupe. On tue, on amène un deuxième groupe, on commence par tirer. Et les Français leur disent que quand on tue les Africains, ils deviennent plus nombreux. Les autres ont cru que c'est vrai ... Tu vas par exemple fouiller un terrain où ton ami est blessé. Tu vas espionner les terrains ennemis sans être vu et venir rendre compte. Vous retournez là-bas avec des gens pour tirer si vous échouez alors vous courez. Vous allez dans la forêt et attaquez les ennemis même la nuit. C'est mauvais. Les gens te blessent et c'est bon? C'est les Blancs qui nous mettent là-bas, nous on a suivi les Français. Sinon on ne connaît pas là-bas. C'est le Blanc.“⁴⁹

In Frankreich dienten die afrikanischen Soldaten auch als Arbeitskräfte im Hinterland. Im Prinzip müßte man eine genauere Unterscheidung zwischen ehemaligen

Militärs (*anciens militaires*) und den Kriegsveteranen vornehmen, die auch juristisch relevant ist. Letztere haben direkt an Kriegshandlungen teilgenommen und genießen höhere Pensionsleistungen, auch wenn diese den Betroffenen nicht als ausreichend erscheinen:

„J'étais dans le bataillon de marche. Jamais dormir. C'était dur, toujours en marche. Il n'y avait pas de place pour dormir. Toujours combat, toujours combat, c'était chaud. Maintenant il ne reconnaît pas ce qu'on avait fait.“⁵⁰

Viele von den Kameraden sind nicht zurückgekommen:

„Ils sont nombreux qui sont mort, Yao Corni, il est mort, Sambieni Tango est vivant, Saré il est mort, Nouanti, mort, Yoroko mort, Kiassi mort, Yaro Kotiani mort, le grand qui en 1939 ou 38 a fait la guerre mondiale. Les autres ont fait Madagascar. La guerre c'est pas bon. On marche trop, aussi dans la nuit.“⁵¹

Soziale Netzwerke

Die ehemaligen Kameraden hielten aber auch untereinander enge Verbindungen, die den engen verwandtschaftlichen und linguistisch-ethnischen Rahmen überschritten. Eine wichtige Rolle spielten dabei gemeinsame Erlebnisse bzw. Karrieren: N'Sera Nyaka nahm am Indochinakrieg zwischen 1952 und 1964 teil: „J'étais avec Kayora dans la même classe on nous a libéré le même jour, avec le père de Kampotta.“⁵²

In Tanguiéta finden wir zum Beispiel ein Netzwerk von ehemaligen Indochina-Veteranen der Byerebe (Berba), Natemba und Niendé (Eigenbezeichnung: *Bebelibé*) in verschiedenen Stadtvierteln, die sich regelmäßig besuchen.⁵³ Eine wichtige Funktion hat hierbei das *cabaret*. In Tanguiéta haben viele der Veteranen eine solche Hirsebar eröfnet. *Cabarets* lassen sich durchaus als Klubs bezeichnen, in denen sich vor allem an Markttagen auch die Bauern der umliegenden Dörfer treffen. Einige der von Veteranen betriebenen *cabarets* erinnern schon im Namen an die bewegte Vergangenheit ihrer Gründer: „Indochine“, „Vietnam“, „La Tigre Noire des Indes“.

Die Veteranen kennen⁵⁴ und unterstützen sich gegenseitig. In der Vergangenheit tauschten sie (vor allem bei den Berba) Schwestern oder Schwestertöchter zum Heiraten (biali: *cagerem*) aus. Eine integrative Funktion haben die bis heute zu beobachtenden Feste⁵⁵, mit denen regelmäßig die Zahltag ihrer Pension alle drei Monate enden.⁵⁶ Jedes Jahr fand zum 14. Juli ein großes Defilee in Tanguiéta statt, ebenfalls mit anschließendem Fest:

„La fête de 14 juillet, ils ont invité tous les combattants, ils ont mangé bien et ont fait le défilé. Les gens de la ville ont regardé ça. Ici pas, mais à Matéri et Tanguiéta ils font encore la fête, maintenant, le premier août [Unabhängigkeitstag von Benin, T.G.], ils ont fait la fête, dans tout le Benin, les *Anciens Combattants* ont fait la fête.“⁵⁷

Andererseits beherrschten in der späten Kolonialzeit vor allem auf den Dörfern nur wenige Personen überhaupt etwas Französisch. Bis zum Beginn der fünfziger Jahre gab es nur in Tanguiéta eine Schule. So waren es zwangsläufig die *Anciens Com-*

battants, welche Mittlerdienste übernahmen und – auch außerhalb unmittelbarer Ämter – besondere Beziehungen und Wissen erwerben konnten.⁵⁸

Ökonomische Position

Von der französischen Kolonialmacht wurde die entstehende Elite der Veteranen als Vorreiter der „Zivilisation“ betrachtet⁵⁹ und auch als solche behandelt. Da waren einmal die von direkten Ämtern unabhängigen Pensionszahlungen, die regelmäßig eintrafen und den Verdienst eines Dorfchefs weit überstiegen. Diese Zahlungen kamen nun in eine Region, in der die Warenwirtschaft bis dahin nur auf die Versorgung der durchziehenden Karawanen beschränkt war und erst allmählich *cash crops* eingeführt wurden. Den *Anciens Combattants* war es somit möglich, auch Parzellen im zentralen Ort Tanguiéta zu erwerben. Im Zentrum Tanguiétas wurden später dann eigene, von den Veteranen selbst geführte Kaufläden eingerichtet. Für die erwähnten Feste stand dem lokalen Verwalter, dem *chef de subdivision*, eine eigene Kasse zur Verfügung, verwaltet durch die lokale Vertretung des Hilfswerkes der *Anciens Combattants* in Dahomey. Dies hob sie von anderen sozialen Gruppen deutlich ab.⁶⁰

Das Büro der *Anciens Combattants* war für die Organisation von Festen, aber auch von Zahlungen an Hinterbliebene aus Sonderfonds zuständig. Damit verbunden war eine *tonline*, ein Sparklub. N'Sera Nyaka, von 1969 bis 1986 Organisator des Büros, merkt an, daß das Fest des 14. Juli von den *Anciens Combattants* selbst ausgerichtet wurde und die Regierung nie etwas dazu gab. Das Büro wurde dann später – im Zuge von Finanzproblemen, darunter auch der Konkurs des mit dem Büro verbundenen Ladens der *Anciens Combattants* – aufgelöst.⁶¹

Offenbar gelang es den *Anciens Combattants*, die oben beschriebene Dilemma-Situation zu meistern, eine Mittlerstellung einzunehmen, die ihnen genug Spielräume zur Entfaltung eigener Machetechniken als *big men* ließ.⁶² So beherrschten sie insbesondere in ihrem öffentlichen Auftreten besser als andere zwei symbolische Ebenen, was ihnen die jeweilige Anerkennung sichern half. Das grundlegende Dilemma blieb jedoch immer bestehen. Eine andere Möglichkeit wäre auch, diesbezüglich von einem gruppenspezifischen Habitus⁶³ zu sprechen, bestimmt durch strukturbedingte Vorteile dieser Gruppe innerhalb der Kolonialsituation des nördlichen Atakora sowie eine Kombination verschiedener Kapitalsorten.

Sie kombinierten ihr kulturelles Kapital, das heißt vor allem ihre Französischkenntnisse und Lebenserfahrungen, mit ihrem symbolischen Kapital, ihrer semantischen Gestaltungskraft, die in dieser Gesellschaft eine Art charismatische – an die Person und nicht an die Familie gebundene Legitimität⁶⁴ – erzeugte, sowie ihren ökonomischen Vorteilen, welche sie zur Schaffung von Gefolgschaft und sozialen Netzwerken einsetzen konnten. Die erwähnten Institutionen und öffentlichen Inszenierungen können in Anlehnung an Cohen⁶⁵ auch als Elemente einer lokalen Elitenkultur bezeichnet werden. Ihre Präsenz in der Region wurde im Laufe der Zeit immer augenfälliger:

„Tanguiéta ... Monsieur S., un ancien combattant. Il avait connu les deux guerres mondiales. C'était un vieil homme aimable, qui racontait souvent des histoires de guerre dès qu'il percevait sa pension de retraite et qu'il buvait un verre

de trop. ‚Pendant la guerre de 39-45, racontait-il souvent, j'ai été fait prisonnier dans les camps de concentration nazis. Si je suis encore en vie, je dois m'estimer heureux et célébrer cela à chaque fois que je gagne ma pension‘.⁶⁶

Viele der *Anciens Combattants* zog es seit den fünfziger Jahren in die entstehenden regionalen Zentren wie Matéri und Tanguiéta. N'Sera Nyaka nahm am Indochinakrieg zwischen 1952 und 1964 teil. Geboren in Taracou, in der lignage *kwayoti*, als Sohn eines Bauern, heiratete er bereits einmal während seines Militärdienstes. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er erneut, unmittelbar nach seiner Rückkehr und Niederlassung in Tanguiéta 1964. Seine Frau ist vom Ursprung her Tankamba. Nyaka kaufte ein Grundstück in Tanguiéta-Djindjéri-Beri, unweit des Hauses seines inzwischen verstorbenen Kampfgefährten Tigri (Vater des ehemaligen *sous-préfet* Fousseini Tigri und des ehemaligen Ministers Alassane Tigri, beide Politiker). Er spricht Französisch sowie die lokalen Sprachen Nateni, Tankamba, Biali und etwas Dendi. Nach seiner Rückkehr wandte er sich wieder der Landwirtschaft zu und war von 1969 bis 1986 Organisator im Büro der *Anciens Combattants*. Sein Sohn Lambert N'Sera ist heute Verantwortlicher des *centre d'alphabétisation*, ein weiterer Sohn arbeitet in einem landwirtschaftlichen Forschungszentrum im Süden Benins.

Die Veteranen zog es in die Städte, um zum einen näher an der Zahlstelle sowie den wirtschaftlichen und politischen Zentren zu sein⁶⁷; zum anderen, um ihre Kinder (vorwiegend die Söhne) in die regionale Schule schicken zu können: Sie investierten bewußter als andere bereits während der Kolonialzeit in die Ausbildung ihrer Kinder, vor allem auch, weil sie begriffen, welche Vorteile französische Sprachkenntnisse zu dieser Zeit brachten.

In Tanguiéta waren und sind sie die erste Anlaufstelle von Bekannten und Verwandten aus den umliegenden Orten und wurden somit häufig zu deren Fürsprechern, zu Knotenpunkten vielfältiger sozialer Verbindungen. Diese informellen bzw. Klientelbeziehungen gestalteten sie außerhalb der kolonialen und nachkolonialen staatlichen Kontrolle. Andere setzten nach ihrer Karriere in der Armee ihren Dienst in der Polizeitruppe der *gardes de cercle* fort und dienten an den verschiedensten Orten im Lande.

Veränderung in der Zeit der Revolution

In Gesprächen mit vielen Bewohnern der Region fällt auf, daß die Älteren mit Ehrfurcht von diesen Kriegsveteranen sprechen und ihre Vergangenheit immer besonders erwähnen, während die Jüngeren sich über sie oft nur lustig machen und auf ihren mitunter exzessiven Alkoholkonsum anspielen. Hier ist ein Generationsbruch zu spüren, der vor allem in den siebziger Jahren seinen Ausgangspunkt hatte.

Mit der *Révolution* unter Kérékou vollzog sich ab 1972 ein politischer Wandel, der die Position der *Anciens Combattants* schwächte. Es wurde bewußt versucht, den Einfluß alter Eliten, die als Stütze des Kolonialregimes galten, allmählich zurückzudrängen und die Positionen der lokalen Autoritäten mit Personen zu besetzen, die als verlässliche Kader im Sinne der neuen Bewegung galten.⁶⁸ Diese neue Generation setzte sich immer mehr auch aus gebildeten Personen, oft Lehrern und Agrarberatern, zusammen.

Tabelle 2

Söhne und Töchter von *Anciens Combattants* in der Region des nördlichen Atakora

Name	Tätigkeit	Ethnie	Wohnort
Robert Tiando	Rundfunkmoderator Radio Rurale Locale (Waama)	Waama	Tanguiéta
Serge Semba	Lehrer	Natamba	Tanguiéta
Pierre Yantekwa	Mitarbeiter von CARDER und Besitzer des Cafés <i>Carolina</i> in Tanguiéta	Waama	Tanguiéta
Fuscini Tigri	bis Oktober 1998 <i>sous-prefet</i> von Tanguiéta	Natamba	Tanguiéta
Ouassa Monique	geb. in Natitingou, Studium der Soziologie in Cotonou	Natamba	Tanguiéta
Alassane Tigri	bis März 1996 Minister für Jugend und Sport in Regierung Soglo, Bruder von Fuscini Tigri	Natamba	Cotonou
Martin Kuntori	Mitarbeiter Schulverwaltung (CS) Tanguiéta	Natamba	Tanguiéta
Soumaila dit <i>Gros coeur</i>	Kfz-Mechaniker, Krankenhaus St.Jean de Dieu		Tanguiéta
Assana Sambieni	Schneiderin	Berba	Tanguiéta
Dacosa Sahgui Sarré	Rundfunkmoderator, Programmchef des <i>Radio Rurale Locale</i>	Berba	Tanguiéta
Antoine Dayori	Directeur Commercial, SONAPRA	Berba	Cotonou
André Kounga Sahgui	Geograph, Forstangestellter; seit 1998 <i>sous-préfet</i> von Tanguiéta	Berba	Tanguiéta / Séhoué
Alphonse Muntuku	Generaldirektor SONAPRA	Berba	Cotonou
Jean Kopyeri	Pensionierter Militär, ehemaliger Chef der Landstreitkräfte	Natamba	Natitingou
Kwagou Konaté	Staatlich geprüfter Krankenpfleger, Parakou	Berba	Parakou
Boni Tomba	Pensionierter Gendarm	Natamba	
Charlotte N'Ouéni	Mitarbeiterin des <i>centre social</i> in Matéri	Berba	Matéri
Frank Panda	Pensionierter <i>agent de vulgarisation agricole</i> , ehemaliger Bürgermeister von Gouandé (1974-1976), Besitzer des cabaret <i>Le Renouveau</i> in Tanguiéta Goro-Bani, Mitglied der lokalen Parteigruppe des PRD	Natamba	Tanguiéta
Maurice Tidossa	Mitarbeiter des DED	Berba	Tanguiéta
Francois Tchoka	ehemaliger Umweltminister	Natamba	Natitingou
Kuti	Lehrer BPS	Natamba	Tanguiéta
Lambert N'Séra	Beauftragter für die Alphabetisation (SIL)	Natamba	Tanguiéta

Bei näherer Betrachtung erscheint diese Ablösung aber auch als ein innerfamiliärer Generationenwechsel: ungefähr zwei Drittel der Funktionäre, Staatsangestellten und Politiker der gesamten Region des nördlichen Atakora sind Kinder von *Anciens Combattants*. Am Beispiel des Totenfestes von Swamou haben wir jedoch gesehen, welche Bedeutung diese familiäre Bindung hat, wie sich auch in den beiden folgenden Beispielen zeigt:

Arthur Gnammi ist Bürgermeister der Gemeinde Gouandé. Sein Vater, Yoa Gnammi, war ehemaliger Soldat, auch in den sechziger Jahren noch in Diensten der nationalen Armee, und lebte mit der Familie lange Zeit in Cotonou, wo Arthur zunächst zur Schule ging. Nach dem Ende der Dienstzeit des Vaters kehrte die Familie nach Gouandé zurück. Arthur setzte jedoch in Tanguiéta den Schulbesuch fort und besuchte später eine landwirtschaftliche Fachschule. Er ist heute Mitarbeiter eines niederländischen Agrarprojektes für die Region Gouandé-Tantéga. 1990 stellte er sich in Gouandé zur Wahl und wurde zum Bürgermeister der *commune rurale* gewählt.

Antoine Dayori, 35 Jahre, Cotonou, ist Sohn des Indochinakämpfers und späteren *garde de cercle* Kayora Nagassi in Tanguiéta. Er ist Journalist, war lange Zeit Chefredakteur des „Horizon“ und an der Organisation des Wahlkampfes für Kérékou 1996 beteiligt. Er hat ein gutes Verhältnis zum Präsidenten. Mitte 1996 wurde er auf einen leitenden Posten bei der SONAPRA berufen.

Zur allgemeinen Schwächung des Ansehens der Kriegsveteranen führten auch neue soziale Entwicklungen. Viele der jüngeren Männer verfügten inzwischen nicht nur über Französischkenntnisse (auch in der Schrift), sondern – vor dem Hintergrund der seit den siebziger Jahren gestiegenen Arbeitsmigration – auch über eigene Auslandserfahrungen. Der ökonomische Wandel führte auch dazu, daß die *Anciens Combattants* nicht mehr unbedingt zu den wohlhabendsten Dorfbewohnern zählten.

Die *Anciens Combattants* heute: die Vereinigung der Bittsteller

Der Prozeß der Gründung der Vereinigung des Anciens Combattants

Einige *Anciens Combattants* haben nach wie vor eine große Autorität, vor allem unter den Älteren, und sind Inhaber von Posten, die mit Prestige verbunden sind, wie z.B. Gnarigo Dari,⁶⁹ der Vorsitzende der Vereinigung der *Vieux sages de Matéri*. Das *Bureau des sages*, ein Ältesten-Beirat (allerdings ohne größere formelle Verantwortung) ist für die gesamte *sous-préfecture* zuständig und wurde 1995, auf staatliche Initiative unter der Regierung Soglo (nach einem Vorläufer während der *Révolution*) wieder eingerichtet. Während des Präsidentschaftswahlkampfes 1996 setzte sich Gnarigo Dari öffentlich für Kérékous Wiederwahl ein und versuchte, Druck auf die verschiedenen Dorfchefs auszuüben. Er wandte sich gegen den Politiker Raphaël Windali, der für den anderen Kandidaten, Nicéphore Soglo, warb, und gegen die Bewohner seines Heimatdorfes Kotari, die er gar einschüchterte.

In Matéri ist der *secrétaire* der *Association des Anciens Combattants*, Chabi Kensa, zugleich Präsident des seit 1993 existierenden *tribunal de conciliation*. Zuvor war er lange Zeit *secrétaire* des Kantonschefs sowie des Bürgermeisters. Er hatte als einer der ersten aus der Region von Matéri die *école régionale* in Tanguiéta besucht, bevor er sich zum Armeedienst meldete, und beherrscht daher alles „Bürokratische“. Chabi Kensa kann vielleicht als der einflußreichste der *anciens* in der Region von Matéri gelten. Sein Haus ist ein ständiger Treffpunkt für *Anciens Combattants*, aber auch andere, vor allem ältere Bewohner aus Matéri und den umliegenden Gemeinden. Vor allem an Markttagen kann man von einer wahren Audienz sprechen: die Alten verbinden ihren Gang zum Markt mit einem Besuch

sprechen: die Alten verbinden ihren Gang zum Markt mit einem Besuch bei Kensa, dessen Haus sich im Ortszentrum befindet.

Als wichtige Autorität wurde Chabi Kensa auch zum Präsidenten des *tribunal de reconciliation* gewählt, einem lokalen Schiedsgericht, das versuchen soll, Streitfälle durch persönliche Arrangements und Ausgleich etc. vor dem Eingreifen des staatlichen Gerichts zu lösen. Kensa hört sich viele Problemlagen jedoch auch außerhalb eigentlicher Verfahren an und wird vom Bürgermeister der Gemeinde, Emmanuel Toumoudougou, auch von Zeit zu Zeit zu Sitzungen, bei denen es um die Regelung von Streitigkeiten geht, hinzugezogen. Er gehört zu den ersten „Intellektuellen“⁷⁰ unter den Funktionären (*cadres*) der Region Matéri, ja unter den Biali-Sprechern überhaupt.

Nach seinem Schulabschluß 1947 arbeitete Chabi Kensa zunächst als Schreibkraft der Kolonialverwaltung in Tanguiéta und später in Parakou. 1951 meldete er sich als Freiwilliger bei der französischen Armee und nahm – zum Sanitäter ausgebildet – am Indochina-Krieg teil. Nach seiner Rückkehr arbeitete er dann zunächst auch zwei Jahre als Hilfskrankenpfleger in der neuen Krankenstation von Dassari (heute *sous-préfecture* Matéri). Distriktsverwalter Josquin bot ihm später in Tanguiéta einen Posten bei der *société de prévoyance*, welche Getreidesamen ausgab und Nahrungsmittel günstig aufkaufte, um sie in Zeiten der Knappheit wieder preisgünstig verkaufen zu können. Während der Umsiedlungen (*regroupements*) 1960 spielte Kensa als Organisator eine wichtige Rolle. Später versah Chabi Kensa verschiedene Funktionen – Schreibkraft, *chef d'arrondissement*, Steuerbediensteter – in der staatlichen Verwaltung, bevor er im Jahre 1985 schließlich pensioniert wurde und seitdem wieder in Matéri lebt.

Personen wie Chabi Kensa sind bevorzugte Ansprechpartner einer neuen regionalen Bewegung von *Anciens Combattants*, die sich vor allem in der erwähnten Vereinigung artikuliert. Im Verlauf meines Forschungsaufenthaltes konnte ich an mehreren Versammlungen dieser *Association des Anciens Combattants du Benin* in Matéri und Tanguiéta teilnehmen:

Matéri, 30. Dezember 1995, eine Versammlung von *Anciens Combattants* der gesamten *sous-préfecture*. Es sind immerhin rund 100 Personen erschienen, obwohl sie erst kurz zuvor angekündigt worden ist. Es sind auch Kinder und Frauen gekommen, in der Hoffnung auf Rentenansprüche. Der Sekretär der örtlichen Vereinigung, Chabi Kensa, eröffnet die Veranstaltung. Neben ihm sitzt ein Angehöriger der *Gurmanceba* aus Nodi und ein Angehöriger der *Bebelime* aus Bwakou. Letztere sind eng befreundet; sie hatten in Indochina zusammen gekämpft und später gegenseitig ihre jüngeren Schwestern geheiratet. Einer von ihnen, ein Berba, war lange Dorfchef in Kotari. Der Vertreter der Vereinigung aus Natitingou erscheint und berichtet von den laufenden Verhandlungen, die er mit anderen Abgesandten der *Association* in Cotonou geführt hatte, um bessere Pensionen zu erzielen bzw. bestehende, aber nicht eingelöste Ansprüche einzufordern. Er ermuntert die Anwesenden, weiter ihre Beiträge zu zahlen. Er wird noch einmal befragt, was denn mit diesen Beiträgen geschieht. So versucht er, die nötigen Fahrt- und Organisationskosten vor allem des letzten Kongresses der Organisation in Cotonou offenzulegen. Schließlich tragen sich alle in eine Liste ein, bevor die Versammlung endet.

Im Anschluß treffen sich die meisten in einem nahen *cabaret*. Sie äußern ihre Skepsis gegenüber den Vertretern der *Association*, aber fordern auch lautstark ihre

Rechte. Viele meinen, daß man sie einst gebraucht hatte, gerade auch nach ihrer Rückkehr, und heute nicht mehr anerkennen will, eine Entwicklung, die rückgängig gemacht werden müsse.

Eine Versammlung in Tanguiéta verlief ähnlich. Die erschienenen Veteranen kamen aus sehr verschiedenen ethnischen Gruppen am Ort. Allgemein überwog die Skepsis ob der Vorstöße der Führung des Vereins, die bisher noch zu keinen sichtbaren Ergebnissen geführt hätten, andererseits sollte immer der Beitrag eingezahlt werden.⁷¹

Ursachen für den Mißerfolg

Es bleibt zu klären, warum die *Anciens Combattants* im Gegensatz zu anderen Gruppen nicht auch heute wieder einen Erfolg als Interessenvertretung und politische *pressure group* auf nationaler Ebene erzielen. Dies führe ich auf drei Faktoren zurück:

Zunächst ist hier ihr einseitiges Interesse zu nennen. Es werden nur Forderungen nach finanzieller Besserstellung nach außen getragen. Diese sind relativ klar begrenzt und betreffen nur eine soziale Gruppe, die somit anderen nur als ein reiner Bittstellerverein mit einem petitionistischen Diskurs gilt. Damit ist verbunden, daß die Veteranen keinen vergleichbaren Diskurs über traditionelle Autorität wie z.B. die Könige prägen, aber auch als Gruppe keine Ambitionen zeigen, direkt als Mittler oder im Dienste einer Partei zu agieren. Als dritter Faktor kommt schließlich die Zersplitterung der Veteranen in Betracht. Es gibt zwei konkurrierende überregionale Vereinigungen, von denen eine offiziell von Frankreich legitimiert ist, aber von der *Association Nationale des Anciens Combattants* (ANAC) kritisiert wird. Die Vertreter der offiziellen Vereinigung stehen zudem auch anderen Parteien näher als die der konkurrierenden Organisation.

Die offizielle zentrale Institution für die Veteranen ist das 1945 gegründete *Office National des Anciens Combattants* (ONAC) in Cotonou, der offizielle Mittler zwischen der französischen Regierung und den ehemaligen Soldaten und zugleich mit der Pflege der Beziehungen zu den Veteranenorganisationen in Frankreich beauftragt. Hier werden die Anträge, welche die Pensionsansprüche regeln, bearbeitet und den Vertretern der französischen Regierung vorgelegt. Sein Direktor, Michel Elisha ist ein Veteran des Zweiten Weltkriegs. *Das Office National des Anciens Combattants* erkennt einzig die *Association des Anciens Combattants du Benin* als legitime Interessenvereinigung an, denn sie ist in Benin die älteste dieser Art.⁷² Dies wird angesichts der Tatsache verständlich, daß Michel Elisha gleichzeitig Mitglied dieser Vereinigung ist und so die konkurrierende Vereinigung als illegitim bezeichnet.⁷³

Dagegen ist die *Association des Anciens Combattants* in Tanguiéta Teil einer neuen Organisation. Dies erklärt sich nach den Gesprächen mit *Anciens Combattants* in der Region vor allem aus ihrem Willen, sich von der anderen Organisation als spezifische regionale Interessenvereinigung und durch ihren Erneuerungswillen zu unterscheiden. Die Divergenzen berühren vor allem Verdächtigungen von Unterschlagung und Forderungen nach zusätzlichen Zahlungen.

In dieser Hinsicht kann man diese neuen Verbindungen als eine regionale Bewegung zur Artikulation und zur Verteidigung spezieller Interessen bezeichnen. Ihre Gründung wurde durch die Liberalisierung nach der Nationalkonferenz 1990 in Benin erleichtert. Andererseits führt diese Trennung zur Schwächung der *Anciens Combattants* insgesamt. Es handelt sich um politische Strategien unterhalb der Ebene einer Gewerkschaft. Darüber hinaus ist die Vereinigung immer von einer Trennung zwischen denen bedroht, die bereits eine gute Rente beziehen und sich nicht mehr engagieren, und jenen, die noch darauf hoffen. Es wurde mir oft berichtet, daß die Verbindung der finanziell schon gut gestellten *Anciens Combattants* mit anderen, um die Verbesserung ihrer Pension bemühten Mitglieder nicht sehr eng ist. Aus diesen Gründen spielen die *Anciens Combattants* außerhalb der lokalen Arenen heute kaum mehr eine ernstzunehmende politische Rolle.

Zusammenfassung

Die *Anciens Combattants* stellten einen wichtigen Faktor innerhalb des kolonialen und nachkolonialen staatlichen Machtgefüges auf lokaler Ebene dar. Im Gebiet des nördlichen Atakora wurden sie zeitweise zu erfolgreichen Intermediären und zu einer neuen sozialen Elite. Dies geht auf die Besonderheit der politischen Situation in dieser Region und die Praxis der kolonialen Ämtervergabe zurück. Andererseits gelang es den *Anciens Combattants*, ihren Spielraum zu nutzen und über ein spezifisches Identitätsmanagement sowie die gezielte Investition in soziale Netzwerke ihre Position zu sichern. Diese haben sie in der Zeit der *Révolution* allmählich verloren. Der Versuch, als Interessengruppe heute wieder stärker auf der politischen Bühne aufzutreten, scheitert. In der allgemeinen Konkurrenz auf der vielgestaltigen politischen Bühne des *Renouveau Démocratique* schaffen es die *Anciens Combattants* nicht, über den lokalen Rahmen hinaus an Einfluß zu gewinnen, wie es z.B. den Königen zum Teil sehr erfolgreich gelingt. Sie scheitern meines Erachtens außer an biologischen Problemen und Problemen der Organisation an der Einseitigkeit ihres Diskurses als Interessengruppe und vor allem an ihrem Mangel an der Fähigkeit, heute als Mittler im lokalen wie nationalen politischen Rahmen aufzutreten.

Quellen

Centre des Archives d'Outre-Mer, Aix-en-Provence; *Affaires Politiques Dahomey* 754, dossiers 1-4; *Archives Nationales Porto-Novo*, *Rapports Politiques*, dossiers 1 E 4-ff. sowie die in den Anmerkungen angegebenen Gesprächspartner.

Anmerkungen

- 1 Dieser Text geht auf Feldforschungen zurück, die zwischen 1991 und 1996 im nördlichen Atakora (sous-préfecture Tanguiéta und sous-préfecture Matéri) durchgeführt wurden, insbesondere auf einen längeren Feldaufenthalt 1995/1996. Dieser erfolgte im Rahmen eines Dissertationsvorhabens über lokale Machtstrukturen, als Mitglied des Graduiertenkollegs Sozio-

- logie/Sozialanthropologie der Uni Bielefeld, finanziert von der DFG. Für Kritik und Anregungen gebührt Dank vor allem Dr. Annette Czekeliusz (London), Dr. Youssouf Diallo (Bielefeld), Prof. Dr. Georg Elwert (Berlin), Dr. Karen Grisar (Berlin), Dr. Brigitte Reinwald (Berlin) sowie Prof. Dr. Günther Schlee (Halle/Saale).
- 2 Eigenbezeichnung.
 - 3 Sambieni Tamani, ebenfalls ein *Ancien Combattant*, bewundert die Anstrengungen für die Beerdigung: „Non c'est pas toujours comme ca, mais parce qu'il était un militaire!” C'était pour ça! Si tu étais un militaire on va le faire, mais il faut de l'argent ! Si tu as l'argent, on va te faire ciment tout cela! Il faut acheter du ciment, il fait payer le cercueil, c'est au moins 30 000! Ciment, c'est 20 000. Mon fils il va faire ça!“ (Tiélé 9.2.1996).
 - 4 Der Verstorbene wird nach Möglichkeit auf dem Friedhof (*pworehu*) der lineage (*buru*) begraben. Rund um die Grablegung (*humum*) finden Zeremonien statt, die bei den verschiedenen Clans der *byerebe* etwas verschieden sind.
 - 5 Das Fest war offenbar gelungen: „C'était un Ancien. Je le connaissais, il s'appelait Kiatti Kiansi Kampotta, de Swamou, il fait 49 [Jahr der Einziehung. T.G.] aussi. Il est retraité. L'enterrement, c'était bon. Ça fait maintenant un an qu'il est mort. Son enfant, c'est un fonctionnaire d'État. S'il y a la boisson, c'est bon, si les gens bouffent bien, c'est bon c'est ça la fête chez nous. La boisson était bonne, tout le monde amène de la boisson, son enfant achète le Sodabi - il est parti au Nigeria pour les boissons ... Ils étaient beaucoup de gens là-bas, tout la nuit! Jusqu'au matin, il y avait les tam-tams, 14 tam-tams, bon ...“ (Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé).
 - 6 Die politische Bedeutung, die große Beerdigungen haben können, ist spätestens seit der Studie von David Cohen „Burying SM“ bekannt.
 - 7 Hier wird durchgehend die Bezeichnung *Anciens Combattants* verwendet, die auch in Benin allgemein üblich ist.
 - 8 „Il y avait les chefs de canton, chefs de village et le chef quartier. Le chef de canton supervise tous les villages; le chef village, il commande son village, le chef de quartier commande son quartier dans le village. Dans un village on voit le chef canton qui réunit les chefs village pour régler un problème, si ce n'est pas réglé, le bureau s'en occupe, si ce n'est pas réglé alors il y a les juges de paix qui le règlent.“ (Georges Fico, 23.6.1996, Tanguiéta.)
Dieses Amt wurde 1975 zugunsten von Bürgermeistern abgeschafft.
 - 9 Die Jüngeren amüsieren sich über ihre französische Aussprache: „wistis“ für Patis, den sie offenbar in der Armeezeit kennengelernt hatten (Yambwali Tagali, 30.12.1995).
 - 10 Vgl. Nassirou Bako-Arifari, De la résurgence et de la ré-justification de la chefferie en contexte de démocratisation au Bénin et au Niger, Berlin 1998 (Documents de travail sur les sociétés africaines 25).
 - 11 Interview in Tanguiéta, quartier Tchouchoumou, 23.3.1996.
 - 12 Er hat noch heute einen entsprechenden Ruf. So berichtet die Tageszeitung „La Nation“ in ihrer Ausgabe vom 28.4.1997: „Le Prince Dê Sodji Zanclan Abéo de Porto-Novo, a organisé samedi dernier une conférence de presse à Porto-Novo. Qualifiant le général Kérékou de *combattant et d'homme fier*, le prince conférencier a affirmé que, par tous les moyens, et avec une farouche volonté, il faut mettre fin au système des copains et coquins qui gangrène notre pays à tous. Cette conférence de presse qui aura permis à Dê Sodji Zanclan d'annoncer les couleurs pour dire, qu'avec le soutien de quelques amis, il entend organiser avant la fin de l'année en cours, un grand mouvement ... de soutien au général Kérékou?“
 - 13 Als *président du comité des sages et notables* (COSAT) von Natitingou ist er noch heute eine Art *big man* auf lokaler Ebene.
 - 14 Myron Echenberg, Colonial Conscripts. The *Tirailleurs Sénégalais* in French West Africa, 1857-1960, Portsmouth 1991. Siehe auch Macodou Ndiaye, Sachant ce que j'ai vu, jamais je n'aurais été soldat. In: GEO, Paris (1997) 225, S.186. Zur Geschichte der Rekrutierungen vgl. auch Hélène D'Almeida-Topor, Les populations dahoméennes et le recrutement militaire pendant la première guerre mondiale. In: Revue française d'histoire d'outre-mer, Paris 60 (1973), S. 196-241; M. Michel: La genèse du recrutement du 1918 en Afrique noire française. In: Revue française d'histoire d'outre-mer, 58 (1971), S. 433-450; Shelby Cullom Davis, Réservoirs of Men: A History of the Black Troops of French West Africa, Genf 1934;

- Abdoulaye Ly, *Mercenaires noirs*, Paris 1957, und Michel Bodin, *Soldats d'Indochine. 1945-1954*, Paris 1997. Einzelne Aspekte, so insbesondere die Ereignisse von Thiaroye 1944, wo Soldforderungen von repatriierten afrikanischen Soldaten von der französischen Armee gewaltsam unterdrückt wurden und in einem Blutbad endeten, thematisieren Myron Echenberg, *Tragedy at Thiaroye: The Senegalese Soldiers' Uprising of 1944*. In: Robin Cohen u.a. (Hg.), *African Labor History*, Beverly Hills 1978, S.109-128, und Tshitenge Lubabu, *Carnage au camp Thiaroye*. In: *L'autre Afrique*, Paris (1997) 27, S. 96-97. Auch der senegalesische Schriftsteller und Filmregisseur Ousmane Sembène rief mit dem Spielfilm „Le camp de Thiaroye“ (1987) diese Tragödie ins Gedächtnis. Zu ähnlichen Vorfällen, die sich 1951 in Porto Novo ereigneten, siehe J. A. Ballard, *Les incidents de 1923 à Porto-Novo. La politique à l'époque coloniale*. In: *Etudes dahoméennes*, Dakar 5 (1965), S. 69-87.
- 15 Vgl. Ndiaye, *Sachant ce que j'ai vu...*, a.a.O., S. 186.
- 16 Günther Fuchs/Hans Henseke, *Das französische Kolonialreich*, Berlin 1987, S. 117f.
- 17 Nagassi Kayora im Interview vom 21.11.1995, Tanguiéta.
- 18 Hélène D'Almeida-Topor, *Histoire économique du Dahomey (Benin) 1890-1920*, 2 Bd., Paris 1995, Bd. 1, S. 117.
- 19 Ebenda.
- 20 Ebenda.
- 21 Ebenda.
- 22 Ebenda, S. 119. „Insgesamt schätzte Jacques Chastenot die Zahl der zwischen 1914 und 1918 in Afrika Rekrutierten auf 818 000; davon seien 636 000 nach Frankreich (449 000 als Soldaten und 187 000 als Zwangsarbeiter) transportiert worden.“ (Fuchs/Henseke, a.a.O, S. 118f.).
- 23 D'Almeida-Topor, *Histoire économique*, a.a.O., S.121.
- 24 „Mais on sent au premier examen que cette population ... demeure jalouse de son indépendance et évite le plus possible de nous faire intervenir dans les questions qui intéressent famille, groupement ou tribu. Elle fait montrer à cet égard d'une réserve que lui dicte certainement son attachement forcené aux mœurs ancestraux et la peur de se laisser entraîner dans une évolution qu'elle redoute. C'est dire que l'appropriation auquel il va falloir se consacrer sera lent dans ce pays très attardé.(...) Chaque famille, chaque individu, se maintenant dans un particularisme, un individualisme farouche. Elles semblent mettre un point d'honneur social à se maintenir dans leur état actuel, et la civilisation moderne ne les entamera pas de sitôt, même dans ses manifestations de l'ordre le plus matériel, la nécessité de s'habiller par exemple. Leur individualisme les éloignent des Chefs qui ne paraissent pas être encore arrivés à se créer du prestige et de l'autorité sur elles.“
„Il semble que l'administration soit difficile avec des chefs si peu influants et des gens si attardés.“ (Archives Nationales Porto-Novo, *Rapports Politiques*, Rapport politique du chef de cercle de l'Atacora, , dossier 1 E 47-5 1931, 1er Trimestre).
- 25 „Un tata pour chacun, chacun pour un tata et les indigènes admettent difficilement que les autorités indigènes ou même françaises interviennent dans leurs affaires. Il y a là une éducation à leur imposer. Ce sera difficile mais on pourra y parvenir.“ (Ebenda, *Rapport politique Cercle de l'Atacora*, dossier 1 E 47-5 1931, 2e Trimestre).
- 26 Demgegenüber wurden Soldaten seltener z.B. unter den Fulbe oder Angehörigen der Händlergruppen gesucht, da diese als weniger widerstandsfähig galten (Information: Youssouf Diallo). Den Händlern gelang es offenbar ohnehin besser, sich den Rekrutierungen zu entziehen: „Mon père était habitué au voyage. Si le recrutement s'approchait, il s'en fuyait“ (Haman Soumanou, 28.4.1996, Tanguiéta).
- 27 Paul Mercier, *Les „Somba“ du Dahomey septentrional Tradition, changement, histoire*, Paris 1968, S. 472.
- 28 Vgl. Bodin 1997.
- 29 Bodin erwähnt u.a. ein Dekret vom 13.2.1948, demzufolge den afrikanischen Soldaten der gleiche Sold wie jenen aus Frankreich, mit Ausnahme der Familienbeihilfe, zustand (Bodin, a.a.O., S. 34).
- 30 Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S. 105. Bodin gibt für den Indochina-Krieg einen Anteil von 4,35 % aus Dahomey für das gesamte Schwarzafrika, einschließlich Französisch-Äquatorialafrika (AEF) an (Bodin, a.a.O., S. 89).

- 31 Zit. nach: André Gangbé, *La fin de la chefferie de Canton au Dahomey*, Paris 1965 (Centre de Hautes Etudes Administratives sur l'Afrique et l'Asie modernes, CHEAM), S. 3.
- 32 Zur ausführlichen Darstellung der Frage der *chefferie* in Französisch-Westafrika (AOF) siehe u.a. Pierre Alexandre, *The Problems of Chieftancy in Frenchspeaking Africa*. In: Michael Crowder/Obara Ikime (Hg.), *West African Chiefs*, New York 1970; Jacques Lombard, *Autorités traditionnelles et pouvoirs européens en Afrique Noire: Le déclin d'une aristocratie sous le régime colonial*, Paris 1967; Gerd Spittler, *Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat. Das koloniale Französisch-Westafrika, 1919-1939*, Freiburg 1981, sowie die ausgezeichnete Fallstudie von Peter Geschiere, *Chiefs in Colonial Cameroon*. In: *Africa*, London 63 (1993) 2, S. 151-175.
- 33 Rapport politique du Chef de Cercle de l'Atacora, 1931 1er Trimestre AN 1 E 47-5.
- 34 Ebenda, Rapport 2e Trimestre 1931.
- 35 Hier zitiert nach Gangbé, a.a.O., S. 3 (Hervorhebung T.G.).
- 36 „L'organisation indigène comprend: le *village* dont le chef, désigné suivant les règles établies par la coutume locale et agréé par l'administrateur, représente la collectivité soumise à son autorité dans ses relations avec les Pouvoirs publics (Dans une ville le chef de quartier a une situation analogue).“
 „Le *canton*, composé d'un certain nombre de villages de même race, composant une unité géographique, politique ou économique et justifiant leur rassemblement sous un même commandement. Les Chefs de canton, nommés par le Gouverneur sur proposition du Commandant de cercle, sont les représentants de l'administration locale auprès des collectivités dont ils ont la charge, et dont ils assurent la police. Ils sont, chaque fois que cela est possible, choisis dans les familles qui exerçaient des commandements importants au moment de notre arrivée dans le pays, de façon à ce qu'ils aient pour remplir les fonctions dont nous les investissons l'ascendant hérité de leurs ancêtres et le prestige que leur confère la coutume (...) Quand aucune vieille famille marquante n'existe dans le pays, ou que celles qui s'y trouvent ne sont représentés que par des membres inaptes à occuper le poste à pourvoir, *on fait appel à un fonctionnaire indigène au dévouement éprouvé*, en activité ou à la retraite, que ses connaissances administratives désignent plus spécialement pour transmettre et faire exécuter nos instructions de tout ordre, en en faisant comprendre le caractère et l'intérêt.“ Hyacinthe Desanti, *Du Danhomé au Bénin-Niger*, Paris 1945, S. 85 f.
- 37 Rapport politique Cercle de l'Atacora, 1934, 3e Trimestre. In: AN 1 E 47-6 année (Herv. T.G.)
- 38 Sambieni Kutu, 1.10.1993, Gouandé.
- 39 Über die einzelnen Chefs wurden regelmäßig Personalakten angelegt.
- 40 Idrissou, 24.6.1996, Tanguiéta.
- 41 Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé.
- 42 Max Gluckman/J.C. Mitchell/J.A. Barnes, *The Village Headman in British Central Africa*. In: *Africa*, 19 (1949) 2, S. 89-101.
- 43 Bertin Tankwana ist *agent retraité de la santé* à Tanougou, und *chef de l'association de chasse*, ein lokaler *Big man*, der es jedoch bedauert, nicht im Krieg gewesen zu sein, wodurch er viel mehr Erfahrung und Bekannte gewonnen hätte.
- 44 Nagassi Kayora, 21.11.1995, Tanguiéta.
- 45 Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé.
- 46 Vgl. William Arens (Hg.), *Creativity of Power*, Washington u.a. 1989. Man kann in diesem Zusammenhang auch von einem Männlichkeitskult sprechen, der um eine Art Verdienstkomples kreist.
- 47 David Parkin, *Semantic Anthropology*, London, New York 1982, S. 5.
- 48 Siehe dazu auch Ndiaye, a.a.O., S. 186.
- 49 Nagassi Kayora, 3.3.1996, Tanguiéta.
- 50 Kayora, 3.3.1997, Tanguiéta.
- 51 Nagassi Kayora, 21.11.1995, Tanguiéta.
- 52 Im Interview vom 18.5.1996, Tanguiéta- Djindjiré-Beri.
- 53 Ein solches Netzwerk besteht in der *sous-préfecture* von Matéri um Chabi Kensa, seinen

- Freund Kombetto (Gurmance) in Nodi (Indochina-Veteran), und Yoa Yanni aus Tchahoun-Kossi, Teilnehmer am 2. Weltkrieg, der um 1915 geboren ist. In Tanguiéta konnten diverse Netzwerke ausfindig gemacht werden: um Nagassi Kayora, Tanguiéta-Tchouchoumbou (Indochina-Veteran), dessen Freund Sambieni Youmfe (gestorben 1997) und Kouanga, den Vater des *sous-préfet* André Kouanga); ein weiteres um Sanhogo (gestorben 1997, Veteran des zweiten Weltkrieges, *Bebelibe* und ehemaliger Präsident der *Association des Anciens Combattants* von Tanguiéta und schließlich ein drittes, vorwiegend um N'Sera, auch als „Papa Tranquille“ bekannt (vorwiegend Natemba).
- 54 Sie wissen voneinander bis in die kleinsten Details: „D'autre sont morts: Dahohoun avant 7 ici, 1 encore à Dahohoun. Sahgui, Sahgui Kietta il a fait avant moi, il a fait Madagascar, en 49, aussi combattants étaient Sambieni Latwunge, Nuanti Kiatti - sont déjà morts ... il vécu proche d'ici, on se rencontré toujours. Cette maison là-bas, Dahohoun-Tiélé, un autre je connaissais tout d'entre eux. Idani Lahohoun, il est mort il y a deux mois, il faisait 14-18, en France. Il y a encore quelqu'un qui a fait 49-53. N'Ouéni Kitaro, la fête n'est pas encore, ils sont en train de préparer le cakpalo, pas encore terminé.“ (Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé).
- 55 „Ils se rencontrent et parlent des temps passés, ils boivent beaucoup de sodabi, aussi mon père a fait ainsi!“ (Dacosa Sahgui Sarré, 12.12.1995, Tanguiéta). Die Veteranen bewegen sich in einem Netzwerk von „Freunden“ Vgl. Jeremy Boissevain, Friends of Friends. Networks, Manipulators and Coalitions, Oxford 1974.
- 56 „Ils touchent l'argent en février, ils boivent le sodabi et ils bouffent, quelques-uns chantent Quelquefois, il y a des concours, avec les motos et les vélos, tu peux gagner 2000, 3000 etc.“ (Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé). Die Auszahlung der Pension erfolgt in Tanguiéta *par trimestre*, d.h am sechsten der Monate Februar, Mai, August und November, wenn der Tag auf keinen Feiertag oder auf das Wochenende fällt. Die Summe variiert je nach Zeitraum des Dienstes und möglichen Kriegsverletzungen.
- 57 Sambieni Tamani, 9.2.1996, Tiélé.
- 58 Eine literarische Verarbeitung der Karriere eines ehemaligen Soldaten ist der Schelmenroman „L'étrange destin du Wangrin“ von Amadou Hampaté Bâ. Vgl. auch Hinweise auf dieses Motiv in anderen Werken afrikanischer Autoren in Werner Glinga, Literatur in Senegal, Berlin 1990.
- 59 Missionare wie Huchet sahen die ehemaligen Soldaten in einer besonderen Rolle: „Il y a le recrutement militaire, toujours difficile au début, qui a permis à nombre de jeunes gens de sortir de leur milieu, de voir, d'entendre, de comparer et de se rendre compte de notre avance et de leur retard. La civilisation européenne, néfaste à quelques uns, a été bonne pour la plupart d'entre eux, et si les tirailleurs revenant de France peuvent être un ferment de discorde dans un village, voire de révolte dans certains coins du pays, bien suivis et bien dirigés ils sont aussi d'un grand secours à l'administration, un levier puissant pour soulever la masse de leurs compatriotes. De plus, quelques uns, en France, surtout pendant les deux dernières guerres, ont été soignés, je dirais choyés par les infirmières civiles, les infirmières religieuses; ils ont suivi le catéchisme; ils ont été baptisés, ils ont communiqué: ils ont gardé de ces fêtes et de ces personnes si dévouées et si sympathiques un souvenir ému, impérissable. Evidemment, ils sont en petit nombre; mais une fois rentrés dans leur village, leur Tata, leur 'château', ils peuvent jouer un rôle important et montrer à ceux qui les entourent la véritable voie à suivre, celle qui conduit au Christ.“ (Joseph Huchet, Les populations du Haut-Dahomey face à l'Islamisme et au Catholicisme. In: Echo des missions africaines de Lyon, Lyon 47 (1948) 5, S. 13 ff.)
- 60 „Avant quand les blancs étaient ici, nous étions mieux. C'est après que tout était gâté.“ (Nagassi Kayora, 3.3.1997, Tanguiéta).
- 61 Dieser Laden, in dem man vor allem Schulmaterial für die Kinder, Stoffe und alkoholische Getränke kaufen konnte, war von den *Anciens Combattants* selbst gebaut und geleitet worden. Nach dem Konkurs hat ihn der *sous-préfet* übernommen und weitervermietet.
- 62 Vgl. Martin A. van Bakel/Renée R. Hagesteijn/Pieter van de Velde, „Big-man“: From Private Politics to Political Anthropology. In: Martin A. van Bakel (Hg.), Private Politics. A Multi-Disciplinary Approach to „Big-Man“ Systems, Leiden 1986, S. 211-215.

- 63 Vgl. Pierre Bourdieu, *La distinction. Critique sociale du jugement*, Paris 1979, sowie Pierre Bourdieu/Loïc J.D. Wacquant, *Réponses. Pour une anthropologie réflexive*, Paris 1992.
- 64 Im Sinne von Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1921ff.
- 65 Abner Cohen, *The Politics of Elite Culture. Explorations in the Dramaturgy of Power in a Modern African Society*, Berkeley 1981.
- 66 Marcus Boni Teiga, *Sambieni, le roi de l'évasion. Enquête sur la vie et la mort d'un mystérieux gangster*, Cotonou 1995, S. 8.
- 67 In Materi haben *Anciens Combattants* 1975 die örtliche Kasse (*reception-perception*) errichtet, weil sie es leid waren, zum Empfang ihrer Pensionszahlungen alle drei Monate nach Tanguiéta aufbrechen zu müssen.
- 68 Dieser Übergang vollzog sich allerdings allmählich und in peripheren Gebieten langsamer, wie das Beispiel von Francois N'Ouéni zeigt.
- 69 Seine Einsetzung zum *chef supérieur* in Materi im Dezember 1998 wurde von den Bewohnern sehr kontrovers aufgenommen. Dari Gnarigo ist auch unter den *Anciens Combattants* nicht gut beleumundet, da er in Frankreich inhaftiert war und an keinem wirklichen Feldzug teilgenommen hatte.
- 70 Als Intellektuelle gelten in der Region in einem weiten Sinne jene, die eine Arbeit in der Verwaltung, im Schuldienst oder in Entwicklungsprojekten haben und über einen Grundschulabschluß verfügen. Chabi Kensa ist Vertreter der ersten Generation derer, die überhaupt eine Schulbildung genossen haben. Missionare, denen das Kind aufgefallen war, hatten ihn gefördert und in Tanguiéta, wo sich bis zum Ende des zweiten Weltkrieges die einzige Schule der Region befand, eingeschult. Nach Aussagen Kensas haben sich die Lehrer Christoph Gbaguidi und Anatole Coyssi seiner besonders angenommen. Letzterer erwähnt Kensa sogar in seinen Erinnerungen an Tanguiéta (Anatole Coyssi, *Tanguiéta. Un poste de Brousse au Dahomey*, Lille, Paris 1943).
- 71 Der Präsident der *Association des Anciens Combattants* in Tanguiéta, Sanhogo Ninkwa, stammt aus der Gegend von Coby, ein Bebelime. Er hat eine Frau und 6 Kinder. Er war 1940 zur Armee gegangen, befand sich u.a. in Marseille, auf Korsika und in Italien und in deutscher Gefangenschaft. 1949 zwischenzeitlich zurückgekehrt, ließ er sich dann erneut anwerben. Er diente dann sowohl im Indochinakrieg 1950 bis 1952 als auch in Algerien 1956 bis 1958. Nach dem Armeedienst kam er 1963 nach Tanguiéta. Seitdem ist er nach eigenen Angaben der *chef* der *Anciens Combattants* in Tanguiéta: „Je suis le plus ancien des combattants ici!“ Er führt ein kleines *cabaret* an der Straße nach Coby (Interview mit Sanhogo Ninkwa, 11.5.1996, Tanguiéta).
- 72 Die Gründung von Veteranenorganisationen in Französisch-Westafrika, mit einer Zentrale in Dakar, geht auf die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg zurück: „For all the returning soldiers the war, and especially the hardships of 1944 and 1945, helped crystallize their group consciousness. The soldiers' protests provided a tremendous impetus for the growth of a whole series of veterans' associations which emerged after the war in each colony, centrally coordinated through Dakar, and with significant links to veterans' groups in France.“ (Echenberg, *Colonial Conscripts*, a.a.O., S.104).
„Like political lobbies anywhere, the function of the veterans' associations was clear enough. They were to maximize group benefits by lobbying the government, the African politicians, and the private sector; to maintain solidarity among the veterans throughout the federation; to run the local lodges and do good works on behalf of disadvantaged veterans and their families; and to raise funds to support all these activities.“ (Ebenda, S. 132).
- 73 Einer seiner Mitarbeiter: „Eux, ils font du bruit à droite et à gauche. Ils promettent beaucoup de choses. Or il y a des critères.“ (Interview vom 3.3.1997 in Cotonou).